Romain Hilgert

# Banken, Kaffi, Hädekanner

## 500 Jahre Luxemburg und die Dritte Welt

COPE

Romain Hilgert

# Banken, Kaffi, Hädekanner

Romain Hilgert

# Banken, Kaffi, Hädekanner

## 500 Jahre Luxemburg und die Dritte Welt

Luxemburg 1992

Die Kapitel »*Ein Torpedobootzerstörer und 85 Soldaten für die Investitionsfreiheit von TrefilARBED Korea*«, »*Suezkrise und autofreie Sonntage 1956*«, »*Rebellion in „unseren Erdölkolonien" und Wirtschaftskrise*«, »*Marineexpedition als Rache für den zweiten Ölschock*«, »*Rassistische Geschäfte*«, »*Ein Denkmal für Präsident Bagaza*«, »*Die afrikanischen Luxemburger von den kapverdischen Inseln*« und »*Im neuen Weltordnungskrieg gegen Irak*« sind überarbeitete Fassungen von Beiträgen des Autors für die *Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek*.

**Coopérative Ouvrière de Presse et d'Édition COPE**
**Luxemburg 1992**
**Alle Rechte vorbehalten**

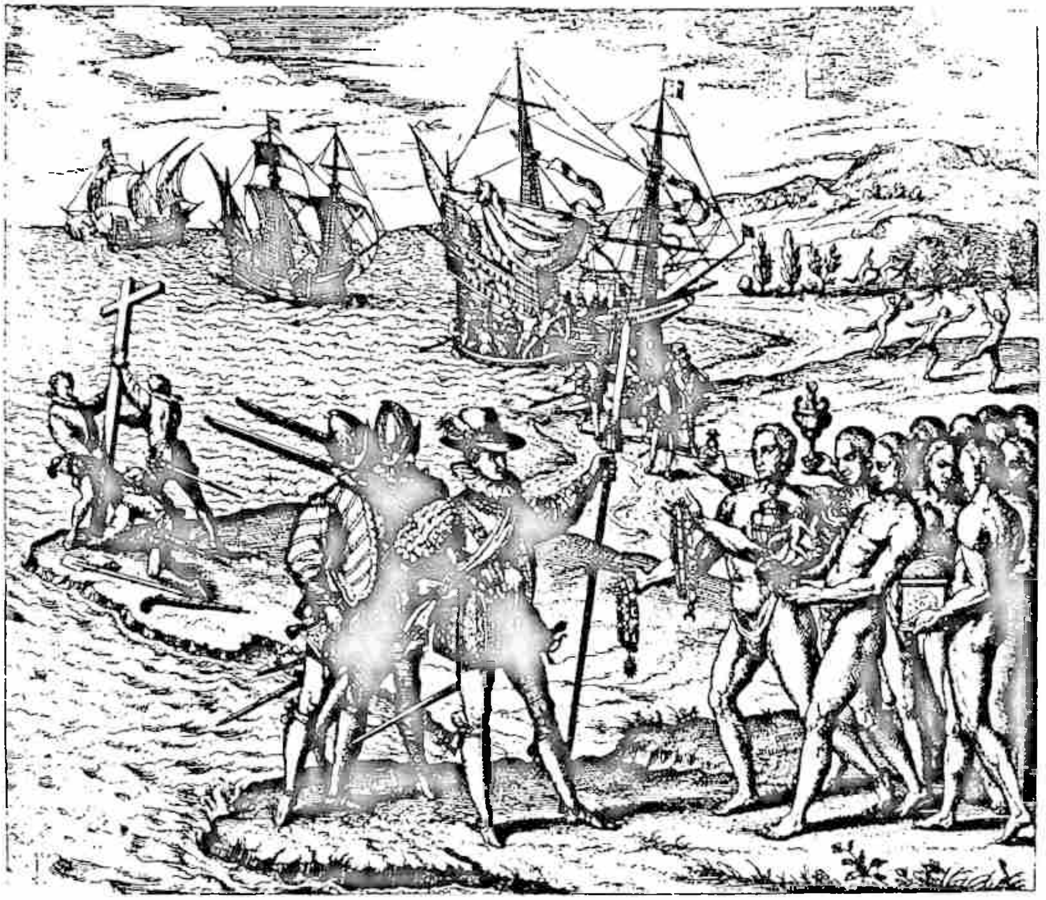
# Inhalt


7 Glasperlen gegen Gold. Columbus entdeckt den Weltmarkt
10 Wat de Bauer nët kennt, dat frësst en nët. Lokale Borniertheit und weite Welt
12 Hexen und Indianer. Kreuzzüge guter Christenmenschen
15 Die Begegnung zweier Welten
17 Die ersten Luxemburger entdecken Amerika
20 Jean-Guillaume Guerrier im Befreiungskrieg der Sklaven von Saint-Domingue
23 Gromperen
24 Christian Kauders Staunen über die schöne, sanfte, gebildete Sprache der halbnackten Micmac
26 Bounekaffi, Mokka, Schluutchen
28 Wéi hun ech d'Hierz esou wéi. Luxemburger Kolonisten »a Merika«
31 Von Eldorado nach Grevels. Brasilienfieber im Ösling und an der Mosel
34 Tubak
37 Hirsche und Indianer sind verschwunden, fröhliche Geselligkeit herrscht
39 Eng courageiert Fra. Die Hungerrevolte der Santee-Sioux
43 Schokla
45 Nie haben wir gehört, daß ein Luxemburger einen Neger zu eigen hatte
47 Kriege gegen Mexiko
49 Kotteng
52 Begeisterung im Großherzogtum für utopischen Sozialismus in Guatemala
55 Heimat und Mission. Ideologische Kolonisierung in zwei Welten
59 Weltrekord im Almosensammeln
62 Vom eisigen Alaska bis zu den Inseln der Südsee
64 Der Südseeinsel Bougainville unverfälschtes Luxemburgertum und echte Marienverehrung aufgeprägt
69 Zu Batavia mat de Wellen zerklappt. Luxemburger Kolonialsoldaten gegen die indonesische Resistenz
72 Ingenieure für die Eisen- und Stahlwerke von Hanyang
74 Le nom de Grang était craint dans toute la région. Nicolas Grang hilft Stanley den Kongo erobern
76 Georges Augustin stirbt für König Leopolds Kolonialgeschäft
79 Eine Offshore-Missionarschule der Weißen Väter in Marienthal
82 Luxemburger Handlanger des grausamsten Kolonialregimes Afrikas
85 Der Traum von der heimlichen Kolonie Kongo
88 Cercle colonial luxembourgeois
90 Dieser kostbare Rohstoff um die halbe Welt in unser Ländchen. Gummi und Goodyear
93 Die Weißen äßen Negerfleisch. Kolonialidylle in Ruanda
95 Bannannen
96 Ein Torpedobootzerstörer und 85 Soldaten für die Investitionsfreiheit von TrefilARBED Korea
100 Suezkrise und autofreie Sonntage 1956. Wie England und Frankreich sich den Weg zum Öl der Araber freischießen wollten
104 Mitleid mit den Heiden
107 Rebellion in »unseren Erdölkolonien« und Wirtschaftskrise
112 Marineexpedition als Rache für den zweiten Ölschock
116 Rassistische Geschäfte. Die wirtschaftliche Kollaboration mit Südafrika
121 Eine Großherzogin aus Cuba
125 Entwicklungshilfe für das schlechte Gewissen
130 Ein Denkmal für Präsident Bagaza. Luxemburgs zweifelhafte Beziehungen zu einem der ärmsten Länder der Erde
133 Die afrikanischen Luxemburger von den kapverdischen Inseln
135 »Paix au Vietnam« und »Chili libre«! Antiimperialistische Solidaritätskomitees
139 Geschäfte mit der Dritten Welt
143 ARBED. Kein Luxemburger Modell in Brasilien und Südkorea
146 Bankenplatz und Schuldenkrise
152 Die neue alte Festung
155 Im neuen Weltordnungskrieg gegen Irak
161 Luxemburger Interessen und die Dritte Welt

# Glasperlen gegen Gold

## Columbus entdeckt den Weltmarkt

Vor einem halben Jahrtausend entdeckten die Leute der Karibikinsel Guanahaní vor ihrer Küste drei plumpe Holzschiffe mit einigen Dutzend Männern, die ihre Leiber ganz in Stoff gewickelt hatten, als ob sie sich ihrer hellen Haut schämten. Einige der Männer kamen am 12. Oktober 1492 in einem schwer bewaffneten Boot an Land und entfalteten mit feierlichem Gezauber Stoffstücke, auf denen grüne Kreuze und Kronen gemalt waren.
Die Männer kamen vom anderen Ufer des Meeres. Es waren mißtrauische Seeleute, ein Dolmetscher, der arabisch, hebräisch und aramäisch verstand, und ein



**Idyllischer Kupferstich aus Theodore de Brys »*Historia Americae Sive Novi Orbis*« (1591/1622), laut dem die Bewohner Amerikas ihrem »*Entdecker*« Kolumbus Goldschmuck und Schatztruhen herbeischleppten.**

Notar, der darauf aus war, geplante Besitzwechsel aktenkundig zu machen. Ihr Anführer hieß Christoph Columbus, eine Mischung aus genialem Abenteurer und Seeräuber, der sich rettungslos verfahren hatte.
Am anderen Ende der Erde waren die türkischen Sultane dabei, Osteuropa zu erobern und kontrollierten so die Handelsstraßen, über die europäische Händler Pfeffer, Gewürznelken, Zimt, Ingwer und Seide importierten. Columbus war überzeugt, daß die Erde rund war, und suchte nach einem Weg, um hinter dem Rücken der Türken zu den asiatischen Märkten zu gelangen und die jahrzehntelange Krise des europäischen Fernhandels zu beenden.
Zu Hause hatte er in Petrus Alliacus' *»Tractatus de imagine mundi«* gelesen, daß der Atlantische Ozean westwärts *»in wenigen Tagen durchschifft werden kann«*, und dann käme gleich *»die Ostküste Indiens«*. Daß dazwischen noch ein ganzer Kontinent und ein gewaltiger Ozean lagen, konnte niemand wissen. Also stand Columbus siegesgewiß auf Guanahaní und meinte, am anderen Ende der Welt, auf einer asiatischen Insel, zu sein.
Statt die Leute von Guanahaní nach dem Namen ihrer Insel zu fragen, erfand er ihr einen neuen, so als ob er der erste Mensch dort gewesen wäre: *»San Salvador«*, *»Heiliger Erlöser«*. Wenige Jahre später hatten die Spanier mit Feuer, Schwert, Pocken und Masern sämtliche Leute von Guanahaní umgebracht. Danach kolonisierten die Engländer die Insel und gaben dem Eiland im heutigen Steuerparadies der Bahamas treffend den Namen eines englischen Seeräubers: Wartling. Die eigenartige Regel, daß alles Land, über dem keine europäische Fahne weht, herrenlos ist, galt bis in unser Jahrhundert.
Weil er sich allen Ernstes in Indien glaubte, nannte Columbus die Leute von Guanahaní *»Indianer«*. Seit einem halben Jahrtausend halten alle Europäer an diesem Unsinn fest. Weil alle Menschen, die keine Europäer sind, ihnen im Grund gleichgültig sind.

## Daß der Admiral lediglich Gold suchte

Columbus notierte am 12. Oktober 1492 in sein Schiffstagebuch, daß er einigen Leuten von Guanahaní *»ein paar bunte Mützen und etliche Glaskugeln, die sie sich um den Hals hängten, und allerhand andere Dinge von geringem Wert«* gab. Als Einwohner von Cuba drei Wochen später den umhersegelnden Europäern *»gesponnene Baumwolle und andere Dinge, die sie besaßen,«* anboten, befahl Admiral Columbus seiner Mannschaft, *»nichts davon zu nehmen, damit sie begriffen, daß der Admiral lediglich Gold suchte«*. *»Einige von ihnen hatten Goldstücke an der Nase befestigt, die sie bereitwillig für eine winzige Schelle, wie sie Sperbern am Fuß befestigt wird, und für Glasperlen hingaben.«* (Schiffstagebuch, 22. Oktober 1492) *»Alles, was diese Leute hatten, sagt er, ließen sie uns zu einem äußerst niedrigen Preis ab, und sie gaben einen großen Korb Baumwolle für ein Endchen Schnürband oder etwas anderes, was man ihnen bot.«* (6. November 1492)
Wertlose Glasperlen und Schnurreste aus der *»Ersten«* gegen wertvolles Gold und Baumwolle aus

**Christliche Seefahrer in der nach dem spanischen Herrscherhaus getauften Inselwelt. Anonymer Holzschnitt.**

der *»Dritten«* Welt: Columbus hatte nicht Indien, aber das bis heute gültige Gesetz des Weltmarkts entdeckt.
Genau dazu war er siebzig Tage lang übers Meer geschifft. Mit einem Vertrag in der Tasche, der seinen Beuteanteil an allem regelte, was er für den spanischen König stehlen konnte: Er sollte nach Abzug der Unkosten 10 Prozent von allen Edelsteinen, Perlen, Gold, Silber und Gewürzen kassieren. Mit einem Achtel war er an den Ausrüstungskosten und damit am Gewinn der Schiffsexpedition beteiligt. Zudem hatte er beim König für sich und seine Nachkommen die profitablen Posten des Admirals, Vizekönigs und Richters in den zu erobernden Ländern ausgehandelt.

## Befehlen und dienen

Columbus hatte demnach handfeste Eigeninteressen, *»an keiner Insel vorüberzufahren, ohne von ihr Besitz zu ergreifen.«* (Schiffstagebuch, 15. Oktober 1492) Immer im frommen Gebet: *»Unser Herr helfe mir in seiner Barmherzigkeit, daß ich dieses Gold finden*

*möge, ich meine die Mine, wo es gewonnen wird, denn hier sind viele Indianer, die es zu wissen vorgeben.«* (23. Dezember 1492)
Manchen »*Indianern*« sah er ab, »*daß sie kein Gold oder andere wertvolle Dinge besaßen und daß man sie in Frieden lassen konnte.*« (3. Dezember 1492) Aber »*sie tragen keine Waffen, gehen alle nackt herum und wissen gar nichts vom Waffengebrauch, ja, sie sind sogar ziemlich feige; wohl tausend von ihnen könnten drei Männern von uns nicht standhalten, und deshalb sind sie dazu geeignet, daß ihnen befohlen wird und daß man sie arbeiten, das Feld bestellen und alles andere tun läßt.*« (16. Dezember 1492) »*Sie müssen treffliche Diener sein und von gutem Verstand, denn ich sah, daß sie sehr schnell alles nachsagen konnten, was ich ihnen vorsprach.*« (11. Oktober 1492) Also fehle nichts weiter, »*als daß man ihre Sprache kenne und ihnen befehle, denn alles, was man ihnen befehle, würden sie widerspruchslos tun.*« (21. Dezember 1492)

## Fahrt in ein neues Zeitalter

Columbus' mutige Reise ins Unbekannte war möglich geworden durch neue Techniken des Schiffbaus, der Orientierung auf See und der Schiffsbewaffnung. Die Krise der mittelalterlichen Feudalordnung hatte eine kleine Elite von Humanisten, Renaissancemenschen und Reformatoren dazu gebracht, die Grenzen des traditionellen Denkens und die Grenzen der religiösen Dogmen ebenso in Frage zu stellen wie die geographischen Grenzen. Columbus schuf nicht nur ein neues Bild vom Umfang der Erde. Er segelte in ein neues Zeitalter.
Im Mittelalter machten die eroberten Äcker und die Ernten der darauf schuftenden leibeigenen Bauern die Macht und den Reichtum der adligen Burgherren und Klöster aus. Doch die langanhaltende Agrarkrise hatte wesentlich zur Erschütterung der mittelalterlichen Feudalordnung beigetragen. Im Zeitalter Columbus' begannen die Bürger, reich und mächtig zu werden durch den Handel und die Goldmünzen, die sie für ihre Waren bekamen. In einem Brief aus Jamaica schwärmte Columbus am 7. Juli 1503: »*Gold ist höchst vortrefflich. Aus dem Gold wird ein kostbarer Schatz. Wer ihn besitzt, macht mit ihm in der Welt, was er will. Mit ihm kann er sogar Seelen in das Paradies bringen.*«
Das Gold und Silber, das von Sklaven aus dem Boden Amerikas gerissen wurde, häufte sich während Jahrzehnten und Jahrhunderten in Europa als Privatvermögen der Bürger, die am weltweiten Kolonialhandel reich wurden, und als Steuereinnahmen der monarchistischen Nationalstaaten, die allein fähig waren, Kolonien und Schiffsrouten gegen die Konkurrenz zu schützten. Statt das Gold in Schatztruhen zu verstecken, investierten die Kolonialhändler es: in neue Handelsschiffe und neue Schiffsladungen von amerikanischen Rohstoffen, europäischen Erzeugnissen und afrikanischen Sklaven, danach auch in Manufakturen und Fabriken. Im Laufe der Jahrhunderte wurden aus dem Gold- und Silbergeld Kapital, aus Handelskapital Industriekapital, aus den Bürgern Industrielle.

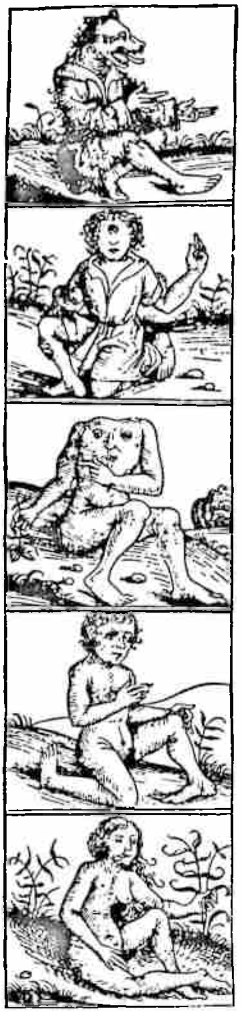
Durch den Zerfall der althergebrachten Wirtschaftsformen verloren nach und nach Bauern ihren Grund und Boden, Handwerker ihren Unterhalt. Um zu überleben, mußten sie das Einzige, was sie besaßen, ihre Arbeitskraft, den neuen Industriellen gegen Lohn verkaufen. So trug Columbus' Irrfahrt auch zum Entstehen eines neuen, bis heute fortbestehenden Wirtschaftssystems von Kapital, Warenwirtschaft und Lohnarbeit in Europa bei.

Im abgelegenen und rückständigen Luxemburg gab es kein Bürgertum, das am Kolonialhandel hätte verdienen und zu Manufakturbesitzern und Industriellen werden können. So fand Luxemburgs wirtschaftliche und soziale Entwicklung mit Verspätung statt. Aber sie wäre so nicht möglich gewesen, wären andere, am Kolonialhandel beteiligte europäische Länder nicht gewesen.

# Wat de Bauer nët kennt, dat frësst en nët

## Lokale Borniertheit und weite Welt

Durch die Eroberungen in Amerika wurde Spanien zu einem Weltreich, *»wo die Sonne nie unterging«*. Die Heirat von Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragon 1496 bildete den dynastischen Rahmen für den entstehenden spanischen Nationalstaat. Das Paar nannte sich *»reyes católicos«*, katholische Könige, was weniger ein Glaubensbekenntnis als eine Drohung gegen alle Andersgläubigen war.
Durch die Heirat von Philipp dem Schönen und der Infantin Johanna im gleichen Jahr wurden auch die burgundischen Niederlande spanisch. Dazu gehörte das Herzogtum Luxemburg, das Teil des spanischen Reiches wurde, als dieses die Conquista, den Kreuzzug gegen die Neue Welt begann.
Zu Columbus' Zeit war Luxemburg in seinen heutigen Grenzen ein rückständiges Agrarland, von dichtem Wald überzogen, nur reich an Wölfen und Wildschweinen. Die Menschen lebten in kleinen, verstreuten Dörfern, einige wenige in der engen Festung. Sie produzierten für den eigenen Lebensunterhalt, für den Burgherrn, die Abtei und den regionalen Markt.
Durch diese lokale Borniertheit lösten sich im Weltbild der Masse, für die *»Humanismus«* und *»Renaissance«* wie unverständliches Kirchenlatein klangen, geographischer Raum und historische Zeit rasch auf. Ihr Weltbild reichte selten über den Horizont der Nachbardörfer hinaus. Die Leute gingen zu Fuß, Straßen waren selten, einzige Transpormittel waren Esel und Pferd. Wenn sie über das Nachbardorf hinauskamen, dann war es meist für den Markt, die Kirmes oder die Wallfahrt in der Gegend. Rom oder Jerusalem waren für sie mythische, keine geographischen Orte.
Die Menschen lebten im Rhythmus der Jahreszeiten, den sie, wie das Drehen eines Mühlrads, als ewige Wiederholung des Gleichen empfanden. Tradition, das Althergebrachte in Ehre halten, galt mehr als die Suche nach Neuem. In der Zeit des Kerzenlichts versank abends die ganze Welt in undurchdringlicher Finsternis.
Informationen zirkulierten nur vom Hörensagen: Bücher waren selten und teuer, Zeitungen gab es nicht, lesen konnte nur eine kleine, privilegierte Elite,



***»In dem Land India sind Menschen mit Hundsköpfen...«* Die Bewohner der Dritten Welt als monströse Fabelwesen in der Schedelschen Weltchronik, Holzschnitte 1493.**

die zur Schule gegangen war.
Das Weltbild der Menschen war religiös — nicht bibeltreu, sondern eine Mischung aus Heiligenlegenden und Aberglaube. Es half, das ohnmächtige Ausgeliefertsein gegenüber den immer wiederkehrenden Mißernten und Hungersnöten, Seuchen und Kriegen zu ertragen.
Die gesellschaftlichen Verhältnisse wurden als gottgegeben dargestellt, aber nicht immer hingenommen. Doch gegen sein Schicksal zu rebellieren, wurde schwer bestraft: Als Soldaten des Herzogs im Juni 1473 in Bettemburg eine schwangere Frau mißhandelten, läuteten die Dorfbewohner die Kirchenglocken und griffen die Soldaten mit Knüppeln an. Es waren daraufhin die Bauern, die vor Gericht kamen, und der Generalprokurator verlangte, daß jedem die Hand abgehackt werden und er 50 Pfund Strafe zahlen sollte.
1486 hatten Luxemburger und lothringische Truppen Rodemacher belagert, das unter den Kugeln neuartiger Feuerwaffen, der *»Scheissonken«*, kapitulieren mußte. Die Festungen der mittelalterlichen Feudalherrschaft begannen, auch militärisch sturmreif geschossen zu werden.
Nie sahen die Menschen das Meer. Von den Bewohnern anderer Kontinente hatten sie eine religiöse Vorstellung: Da gab es die *»gutt Kreschten«*, zu denen sie sich selbst zählten, und jene, die *»anescht«* waren, weil sie nicht getauft und damit *»Häden«* waren.

## Häden, Moueren, Tiirken

*»Häden«* waren die Römer. Fremdartige alte Gemäuer und Wegmarkierungen stammten meist aus der Römerzeit und wurden *»Hädesteng«*, eine alte Römerstraße wurde *»Hädewee«* genannt. Fand ein Bauer beim Pflügen alte Münzen mit dem Kopf eines römischen Kaisers in seinem Acker, dann zeigte er seine Sammlung von *»Hädekäpp«* herum.
Zu den *»Häden«* zählten auch die dunkelhäutigen *»Moueren«* aus dem *»Mouereland«*, seit dem 14. Jahrhundert bekannt durch den *»Mouerekinnek«*, einen der drei Könige aus der Weihnachtslegende.
Durch ihre Eroberungszüge gegen Westen wurden die *»Tiirken«* bekannt und wie alles Fremde gefürchtet: Ein Unhold *»huet gejaut ewéi en Tiirk.«* *»Tiirkesch«* war alles, was fremd und exotisch erschien. Selbst die aus Amerika importierte Maispflanze sollte später *»tiirkesche Weess«* genannt werden.
*»Anescht«* waren schließlich die *»Judden«*, die *»Zigeiner«* und *»Hexen«*, denen mit dem gleichen Rassismus der lokalen Borniertheit begegnet wurde.

**Verschlafenes *»Esch auf die Alset«*, Zeichnung des Echternacher Abts Johannes Bertels (1544-1607)**

# Hexen und Indianer

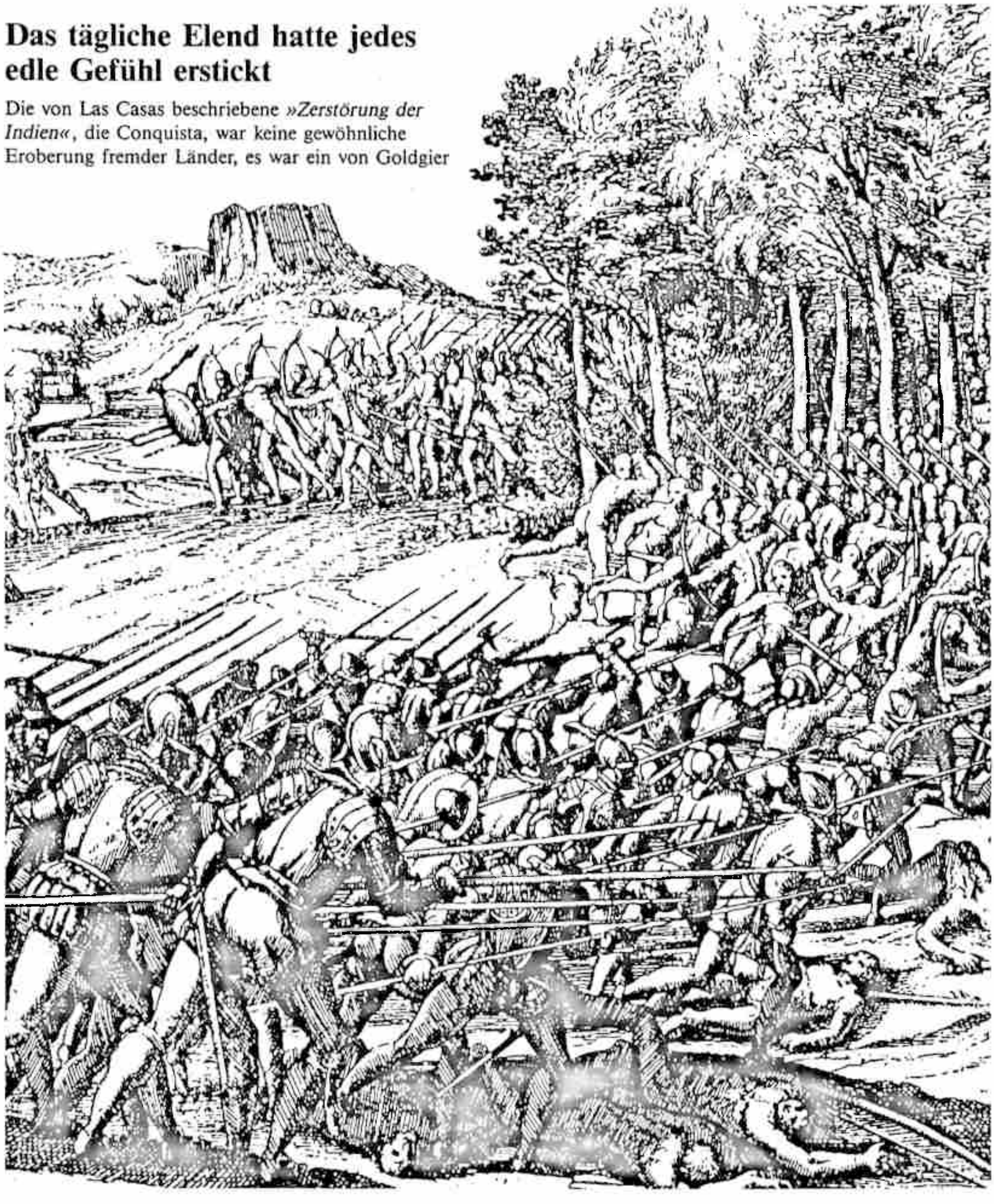
## Kreuzzüge guter Christenmenschen

Kurze Zeit, nachdem Columbus in der Karibik gelandet war, begann die Conquista, die blutige Eroberung Amerikas. Eine erste Bilanz machte der Dominikanerpriester Fray Bartolomeo de Las Casas (1474-1566) aus Sevilla. 1552 veröffentlichte er einen an den spanischen König gerichteten *»Sehr kurzen Bericht der Zerstörung der Indien«*. Darin widerlegte er die bis heute weit verbreitete Meinung, daß die Europäer in Amerika *»jungfräuliches«* Land betraten, durch das höchstens *»einige Indianer streiften«*, wie es in den Schul- und Abenteuerbüchern heißt. *»Alle bis 1541 entdeckten Länder sind derart voller Leute, wie ein Bienenkorb, daß man dächte, Gott hätte die größte Menge des ganzen menschlichen Geschlechts dorthin gesetzt.«* Nur ein halbes Jahrhundert nach Columbus' Landung auf Guanahaní war, so Las Casas, der Völkermord in der Karibik und weiten Teilen Zentralamerikas fast abgeschlossen: *»Unter diese zarten Lämmer, die von ihrem Schöpfer mit so vielen Tugenden ausgestattet wurden, sind die Spanier, sobald sie sie kennen lernten, wie sehr grausame, seit mehreren Tagen ausgehungerte Wölfe, Tiger und Löwen gefahren. Seit vierzig Jahren und noch heute tun sie nichts Anderes als sie mit seltsamen, neuen, verschiedenen, nie gesehenen, nie gelesenen, nie gehörten Grausamkeiten in Stücke zu hauen, zu töten, zu belästigen, zu betrüben, zu quälen und zu zerstören. Ich werde später einige erzählen; sie waren solchermaßen, daß es von den drei Millionen Eingeborenen der Insel Espanola, die wir sahen, heute nicht einmal mehr zweihundert gibt.*
*Die Insel Cuba, die etwa so lang ist wie die Entfernung von Valladolido bis Rom, ist heute fast ganz entvölkert. Die Inseln San Juan und Jamaika, was sehr große, sehr glückliche und sehr schöne Inseln sind, sind genauso verwüstet. Die Inselns Lucayes, die nahe Espanola und nördlich von Cuba liegen, sind mehr als sechzig zusammen mit denjenigen, die man Inseln der Riesen nannte, und anderen großen und kleinen. Die schlimmste von ihnen ist fruchtbarer und schöner als der Garten des Königs in Sevilla. Es ist das gesündeste Land der Welt. Dort gab es mehr als fünfhunderttausend Seelen, heute gibt es dort niemand mehr. Die Spanier töteten alle Einwohner, indem sie sie auf die Insel Espanola transportierten, wo sie sahen, daß ihnen keine mehr blieben.*
*Ein Schiff durchfuhr die Inseln während drei Jahren, um dort Leute zu suchen, nachdem sie eingesammelt worden waren. Weil ein guter Christ, aus Mitleid mit denjenigen, die sich dort befanden, sie bekehrt und für Christus gewonnen hatte, fand man nur elf Personen, die ich sah.*
*Mehr als dreißig Nachbarinseln von San Juan sind aus den gleichen Ursachen entvölkert und verloren. All diese Inseln stellen mehr als zweitausend Meilen völlig entvölkertes und verwüstetes Land dar.*
*Wir sind sicher, daß unsere Spanier auf dem großen Festland durch ihre Grausamkeit und ihr zerstörerisches Werk Länder voller vernunftbegabter Menschen entvölkerten und verwüsteten, die heute verlassen sind. Es sind mehr als zehn Reiche, größer als ganz Spanien, Aragon und Portugal zusammen und mehr Land als es doppelt so viel zwischen Sevilla und Jerusalem gibt, was über zweitausend Meilen ausmacht.*
*Im Laufe dieser vierzig Jahre starben mehr als zwölf Millionen Seelen, Männer, Frauen und Kinder, ungerechterweise durch die Tyrannei und das höllische Werk der Christen. Dies ist eine sichere und wahre Zahl. In Wirklichkeit glaube ich, und ich denke mich nicht zu täuschen, daß es mehr als fünfzehn Millionen sind.*
*Die dorthin gingen und sich Christen nannten, löschten hauptsächlich auf zwei Weisen diese unglückliche Nationen aus. Zum einen, indem sie ihnen ungerechte, grausame, blutige und tyrannische Kriege lieferten. Zum andern — nachdem sie alle getötet hatten, die hätten Freiheit wünschen, erhoffen oder daran denken oder den Qualen entkommen können, die sie erlitten, wie alle natürlichen Herrscher und ihre Männer (denn in den Kriegen läßt man gewöhnlich nur die Jungen und Frauen am Leben) — indem sie sie in der härtesten, schrecklichsten und brutalsten Sklaverei unterdrückte, die jemals Menschen oder Vieh entfuhren. Auf diese beiden Formen der höllischen Tyrannei lassen sich*

*alle anderen, unendlich variierten Formen der Zerstörung dieser Völker beschränken, zusammenfassen und zurückführen.*
*Wenn die Christen so viele und so tugendhafte Seelen töteten und zerstörten, dann war es nur mit dem Ziel, Gold zu bekommen, sich in kürzester Zeit mit Reichtum zu mästen und auf hohe Stellungen zu hiefen, die in keinem Verhältnis zu ihrer Person standen.«*

## Das tägliche Elend hatte jedes edle Gefühl erstickt

Die von Las Casas beschriebene *»Zerstörung der Indien«*, die Conquista, war keine gewöhnliche Eroberung fremder Länder, es war ein von Goldgier getriebener Kreuzzug gegen fremde Menschen. Und die Conquista war nur einer von mehreren Kreuzzügen im sich einigenden spanischen Reich gegen Menschen, denen vorgeworfen wurde, keine gottes- und königstreuen Spanier und



**Die *»Entdeckung Amerikas«* als Völkermord in einem zeitgenössischen Stich**

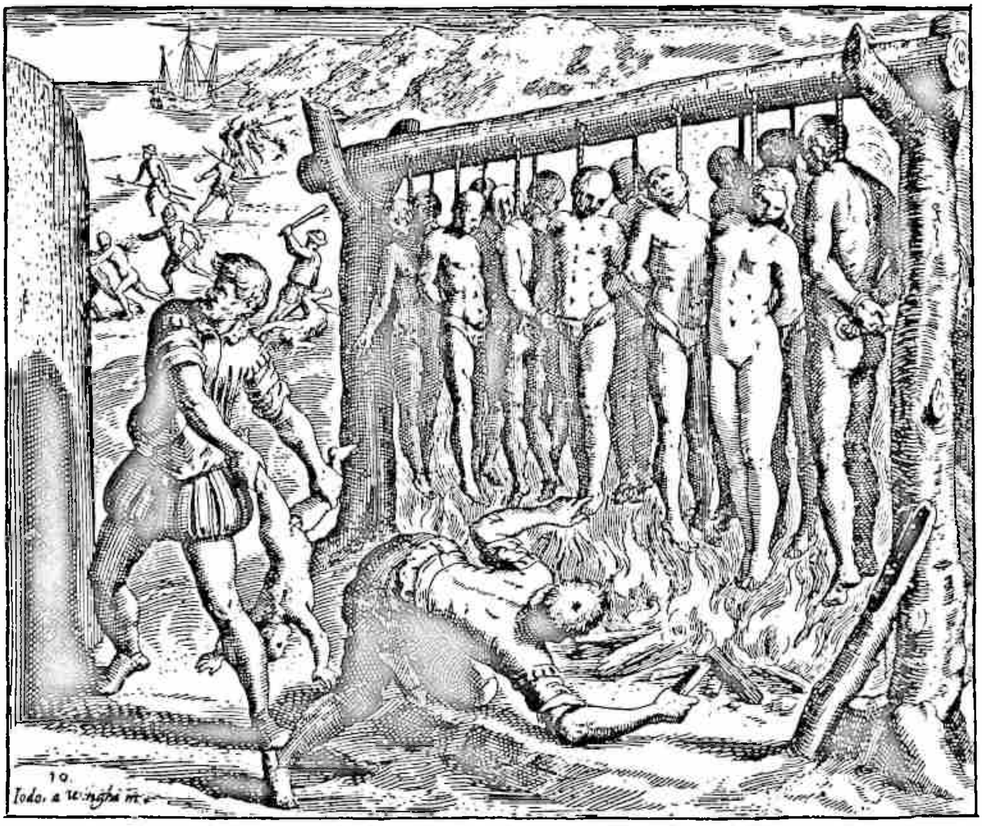
Christenmenschen zu sein: Indianer in Amerika, Mohamedaner und Juden in Spanien, Hexen in Luxemburg...
Im gleichen Jahr, wo Columbus in der Karibik landete, endete in Granada die *»Reconquista«*, die Rückeroberung des letzten Fleckens islamischer Hochkultur auf spanischem Boden aus den Händen der Mauren. Es war der letzte, verspätete Kreuzzug des Abendlands, das heißt: eine gegen einen Feind mobilisierte Gesellschaft, Kriegsverherrlichung, kollektiver Verwolgungswahn, religiöse Intoleranz, Fremdenhaß, Rassimus, Massaker.
Im gleichen Jahr wurden sämtliche Juden gezwungen, sich zum Christentum zu bekehren oder ihren Besitz zu verkaufen und Spanien zu verlassen, ehe mit der gleichen Kreuzzugshysterie die Massaker an *»bekehrten«* und *»unbekehrten«* begannen. Als die Juden auf Anordnung Karls V. 1527 auch den luxemburgischen Teil seines Reichs verlassen sollten, kam der spanische Kaiser zu spät: Die gutluxemburgischen Handwerkszünfte hatten schon Jahre zuvor die letzten Juden als lästige Konkurrenten vertrieben.
Im gleichen Raub- und Kreuzzugswahn, mit dem die Mohamedaner und Juden in Spanien ausgerottet wurden, zogen Columbus in die Karibik, Cortes nach Mittel-, Pizzaro, Almagro und Quesada nach Südamerika. Banden verarmter Adliger, die ungeheure Strapazen auf sich genommen hatten, gingen über Leichenberge, um reich zu werden, ermuntert von einer totalitären Religion, die ihre Opfer zu Untermenschen erklärte. Sie vernichteten all jene Indianer, die nicht den aus Europa eingeschleppten Masern und Pocken zum Opfer fielen.
Zur gleichen Zeit hatte im spanischen Luxemburg, wie in seinen Nachbarländern, ein Kreuzzug begonnen, um die Hexen auszurotten. *»Nach den mir vorliegenden Quellen gab es wirklich furchtbare Hexenepidemien am Ende des XV. Jahhrhunderts, diese wohl sicher als Frucht der Tätigkeit eines Sprengel und Institor,«* schreibt Nicolas van Werveke in seiner *»Kulturgeschichte des Luxemburger Landes«*.
Und auch der Kreuzzug gegen die Hexen bedeutete eine ständig gegen eine Feindin mobilisierte Gesellschaft, Gewaltverherrlichung, kollektiver Verwolgungswahn, Denunziantentum, religiöse Intoleranz, Inquisition, Frauenhaß, Massaker. Tausende wehrlose Frauen wurden denunziert, angeklagt und gefoltert, bis sie zugaben, anders als die selbsternannten guten Christenmenschen zu sein, von denen sie dann oft lebendigen Leibes verbrannt wurden. So wie die Verfolgung dieser Frauen mit dem Wahn begründet wurde, die Hexerei auszurotten, so wurde zur gleichen Zeit die Verfolgung der Karibikbewohner mit dem Wahn begründet, den Kannibalismus auszurotten.

Zu Beginn der Neuzeit steckte die alte, mittelalterliche Gesellschaft in einer tiefen Krise. Die Menschen verstanden die gesellschaftlichen Umwälzungen nicht, die mit ihnen geschahen. In ihrer Angst verfielen sie dem religiösen Fanatismus, der Intoleranz und der Jagd auf Sündenböcke, die sie für den Zerfall der alten Ordnung verantwortlich machten. Oder der Zweifel an den althergebrachten Werten und die Angst vor Verarmung ließen sie jede Hemmung bei der Gier nach Reichtum verlieren.

Fast mit den gleichen Worten (und den gleichen diskutablen Zahlenangaben) wie Las Casas aus Amerika berichtet van Werveke über fast den gleichen Zeitraum: *»Das tägliche Elend hatte jedes edle Gefühl erstickt, der Mensch war verwildert und zum Tier herabgesunken, das Menschenleben hatte keinen Wert. War es nicht eine Freude, wenn man stundenlang, ja tagelang sich an den Zuckungen des Gefolterten weiden konnte, von Herzen lachen, wenn er die jämmerlichsten Züge zeigte? Daß aber fast nur Weiber angeklagt wurden, hat sicher seinen Grund vielfach in der tiefsten moralischen Verkommenheit. (...) Ich habe Akten und Notizen von über tausend luxemburgischen Hexenprozessen, und es fehlt dabei sehr viel, daß ich alle Quellen durchgearbeitet hätte. Bestimmte Anzeichen deuten vielmehr darauf hin, daß in den 250 Jahren von c. 1450 bis 1683 in unserem Lande, in seiner früheren Ausdehnung, bei einer Bevölkerung von ungefähr 250.000 Seelen, nicht weniger als mindestens dreißigtausend Prozesse geführt wurden, von denen etwa zwei Drittel, also 20.000, durch den Tod auf dem Scheiterhaufen einem Unglücklichen das Leben raubten.«*

# Die Begegnung zweier Welten

1992 wurde in zahlreichen Ländern Europas und Amerikas der 500. Jahrestag der *»Entdeckung«* Amerikas gefeiert. Weil der Begriff *»Entdeckung«* inzwischen allzu unsinnig klang — schließlich war Amerika schon mehrere zehntausend Jahre vor Columbus besiedelt — wurden die offiziellen Feiern umgetauft und sollten nun an den 500. Jahrestag der *»Begegnung zweier Welten«* erinnern. Der Augenzeuge Bartolomeo de Las Casas (1474-1566) schilderte 1552 in seinem *»Sehr kurzen Bericht der Zerstörung der Indien«*, wie diese gar nicht feierliche Begegnung zweier Welten



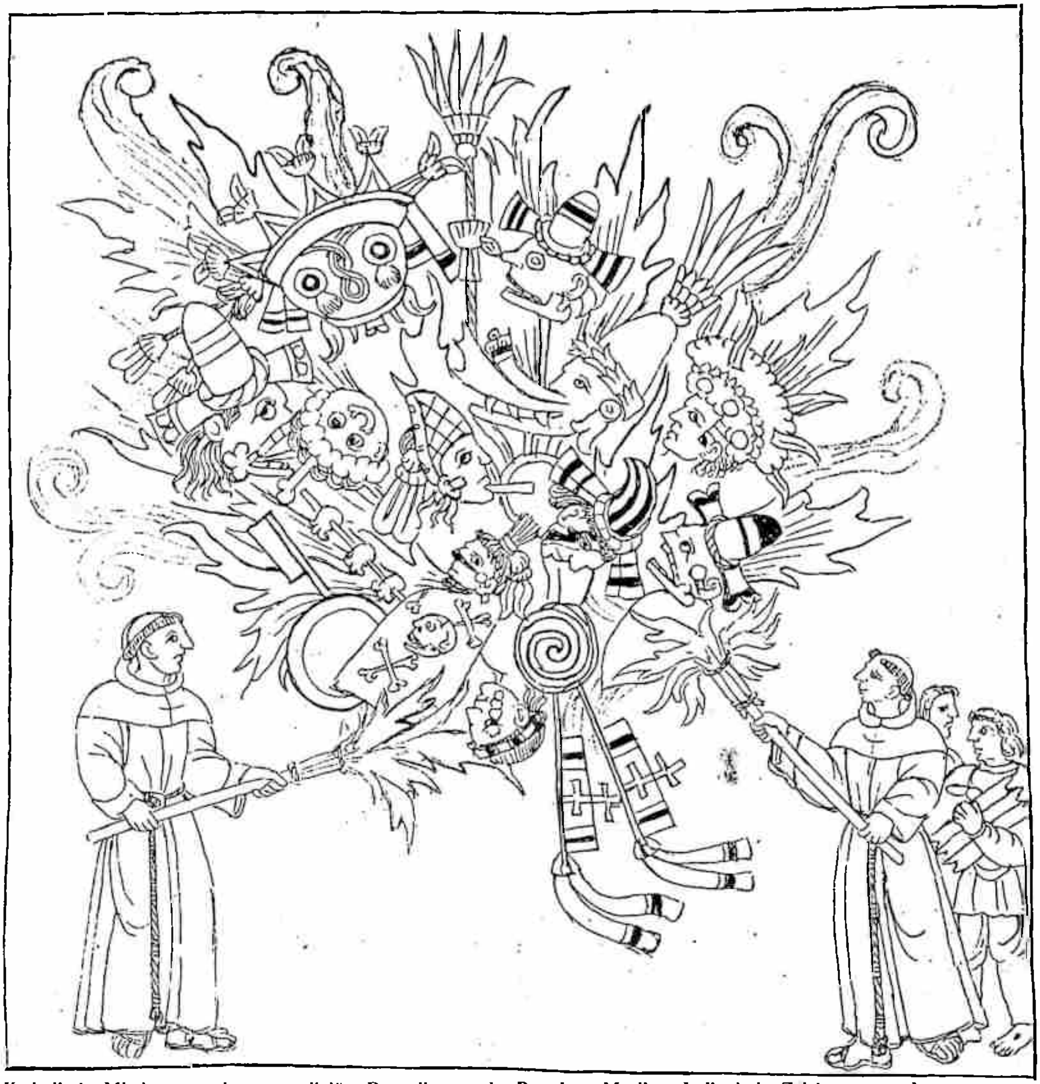
**Illustrationen zu Bartolomeo de Las Casas' *»Sehr kurzem Bericht der Zerstörung der Indien«***

verlief:
*»Wie gesagt, ist die Insel Espanola die erste, die die Christen betraten und wo sie die großen Verwüstungen und Zerstörungen dieser Völker begannen: die erste, die sie zerstörten und entvölkerten. Sie begannen damit, den Indianern ihre Frauen und Kinder wegzunehmen, um sich ihrer zu bedienen und sie zu mißbrauchen, und ihnen ihre Nahrung wegzuessen, die von ihrem Schweiß und ihrer Arbeit kam; sie gaben sich nicht mit dem zufrieden, was die Indianer ihnen gutwillig, jeder nach seiner Möglichkeiten gab; diese sind gering, denn sie besitzen gemeinhin nicht mehr als das, was sie gewöhnlich brauchen*

*und mit geringer Anstrengung produzieren; was für drei Familien von jeweils zehn Personen während eines Monats reicht, ißt und zerstört ein Christ an einem Tag. Angesichts so vieler anderer Gewalttätigkeiten und Kränkungen begannen die Indianer zu verstehen, daß diese Männer nicht vom Himmel gekommen sein konnten. Also versteckten einige ihre Nahrung, andere ihre Frauen und Kinder, andere flohen in die Wälder, um Leuten von so hartem und schrecklichem Umgang zu entgehen. Die Christen gaben ihnen Ohrfeigen, Faust- und Stockhiebe und nahmen sogar die Dorfvorsteher gefangen. Ihre Furchtlosigkeit und Unvorsichtigkeit gingen so weit, daß ein christlicher Kapitän die Frau des größten Königs, Herrschers der ganzen Insel, vergewaltigte. Daraufhin suchten die Indianer Mittel, um die Christen von ihren Länderein zu verjagen; sie griffen zu den Waffen; diese sind eher schwach, wenig zum Angriff geeignet und wenig widerstandsfähig und noch weniger zur Verteidigung geeignet (deshalb sind all ihre Kriege kaum mehr als Stockspiele oder sogar Kinderspiele); mit ihren Pferden, ihren Schwertern und ihren Lanzen begannen die Christen ein Gemetzel und Grausamkeiten, wie die Indianer sie nicht kannten. Sie kamen in die Dörfer und verschonten weder Kinder, noch Greise, noch schwangere Frauen oder Wöchnerinnen, denen sie die Leiber aufschlitzten und zerstückelten, als ob sie Schafe angriffen, die sich in ihren Stall geflüchtet hätten. Sie schlossen Wetten ab, wer einen Menschen mit einem Messerhieb aufschlitzte oder ihm den Kopf mit einem Lanzenhieb abschlage oder ihm die Eingeweide herausreiße. Sie entrissen den stillenden Müttern ihre Säuglinge, nahmen sie bei den Füßen und schlugen sie mit dem Kopf gegen einen Felsen. Andere warfen sie lachend und scherzend über die Schulter in die Flüsse, und wenn die Kinder ins Wasser fielen, sagten sie: „Du zappelst, Scherzbold!"; sie spießten Kinder mit ihren Müttern und alle, die sich vor ihnen befanden, auf ein Schwert auf. Sie errichteten lange Galgen, wo die Füße fast den Boden berührten, und in Gruppen zu dreizehn, um unseren Erlöser und die zwölf Apostel zu würdigen und zu verehren; sie legten Feuer daran und verbrannten sie lebendigen Leibes. Andere fesselten sie mit dem ganzen Körper in trockenem Stroh und legten Feuer daran; auf diese Weise verbrannten sie sie. Anderen und allen, die sie lebendig bekommen wollten, schnitten sie beide Hände ab, und ihre Hände baumelten herab; sie sagten ihnen: „Überbringt die Briefe", was bedeutete, daß sie den in die Wälder Geflüchteten die Nachricht bringen sollten. Auf folgende Art töteten sie gemeinhin hin die Fürsten und Adligen: Sie machten einen Grill aus Stäben auf Gabeln, sie fesselten sie darauf und legten darunter ein schwaches Feuer, damit sie nach und nach im Gebrüll, das diese schrecklichen Foltern verursachten, ihre Seelen fahren ließen.*
*Ich sah einmal vier oder fünf bedeutende Fürsten auf den Grills verbrennen (und ich glaube sogar, daß es zwei oder drei Paar Grills gab, wo andere verbrannten). Da sie laute Schreie von sich gaben und dem Kapitän leid taten oder ihn beim Schlafen störten, befahl dieser, sie zu ertränken; und der Alguazil, der schlimmer als der Henker war, der sie verbrannte (und ich weiß, wie er hieß; ich kannte sogar seine Familie in Sevilla), wollte sie nicht ertränken; er steckte ihnen zuerst von eigener Hand Holzstücke in den Mund, damit sie keinen Laut von sich gäben, dann fachte er das Feuer an, damit sie langsam brieten, wie er es wollte. Ich sah alles, was ich oben sagte, und noch andere Dinge, unzählige. Alle, die flüchten konnten, zogen sich in die Wälder zurück und stiegen in die Berge, um derart unmenschlichen Männern, derart mitleidlosen und wilden Bestien, diesen Zerstörern und obersten Feinden des menschlichen Geschlechts zu entkommen.*
*Daraufhin richteten die Christen Jagdhunde ab, besonders bösartige Hunde, die, sobald sie einen Indianer sahen, ihn in einem Augenblick in Stücke rissen; sie griffen ihn an und fraßen ihn schneller, als wenn es ein Schwein gewesen wäre. Diese Hunde richteten große Verwüstungen und Schlächtereien an. Und weil die Indianer einige seltene Male einige Christen töteten, aus einem gerechten Grund und mit heiliger Gerechtigkeit, machten die Christen untereinander ab, daß sie für einen durch einen Indianer getöteten Christen hundert Indianer töten müßten.«*

# Die ersten Luxemburger entdecken Amerika

Rund ein Jahrhundert nach Columbus scheinen die ersten Luxemburger den amerikanischen Kontinent *»entdeckt«* zu haben. Es handelte sich um Geistliche, die wahrscheinlich am 1603 eröffneten



**Katholische Missionare verbrennen religiöse Darstellungen der Bewohner Mexikos. Indianische Zeichnung aus der *»Descripción de la ciudad y provincia de Tlaxcala«* (1579-1583).**

**Neu Amsterdam, später New York, um 1651, aus J. Hartgers: *»Beschryvinghe van Virginia«***

hauptstädtischen Jesuiten-*»Kolléisch«* zur Schule gegangen und dort in Kontakt mit dem Jesuiten-Orden gekommen waren.
Die Jesuiten hatten sich 1594 endgültig als militanter Stoßtrupp der Gegenreformation in Luxemburg etabliert, um eine Verbreitung von Luthers Kritiken am dekadenten katholischen Klerus zu bekämpfen. Ebenso militant versuchten sie, Amerika für das Reich Gottes bzw. die katholische Kirche zu erobern. Ihr gleichzeitiges Interesse an weltlichen Reichen machte sie zu Großgrundbesitzern, denen beispielsweise ein Viertel Perus gehörte. Rasch entwickelte sich aber auch eine bedeutende antikolonialistische Strömung im Jesuiten-Orden, deren Tradition bis zur von Rom verteufelten Theologie der Befreiung führt.
*»Der erste Luxemburger, der den Boden des alten Europa verließ, um nach den überseeischen Ländern zu segeln, die im 16. Jahrhundert der mächtigen spanischen Monarchie gehörten, war der in unser Haupstadt geborene Guill. Hotton; als Mitglied des Jesuitenordens, der damals in der Neuen Welt eine eifrige Missionstätigkeit ausübte, fuhr er 1616 nach Mexico, wo er 1626 in Cinalas starb,«* berichtete Alphonse Sprunck 1962 kurz im *Marienkalender* (S. 119).
Ein Jahr vor Hottons Tod kam 1625 Jean-Philippe Bettendorf in Lintgen zur Welt. Er reiste 1659 nach Brasilien, zur Missionsstation von Maranhaô, wo er bis zu seinem Tod 1697 lebte. Das im brasilianischen San Leopoldo in deutschen Einwandererkreisen herausgegebene *Deutsche Volksblatt* erinnerte am 28. September 1875 an Bettendorf:

*»Das frühere segensreiche Wirken der Jesuiten in Brasilien scheint in letzter Zeit auch in offiziellen Kreisen mehr in Anerkennung zu kommen. Im „Diario official" des Kaiserreichs findet sich unter dem 7. September d.J. unter den Mittheilungen über die vorjährigen Arbeiten in der Nationalbibliothek, um deren verborgene Bücherschätze an's Licht zu ziehen, auch eine nähere Mittheilung über die merkwürdige und reiche Tupisprache, welche bei den in Brasilien eingeborenen Indianern im Gebrauch war. Das offizielle Blatt aus Rio de Janeiro gedenkt bei dieser Gelegenheit mit besonderem Lobe eines Katechismus, der in zwei Theilen abgefaßt, bei dem Bekehrungswerke der Indianer zur Hand war.
Ein gewisser Johann Philippe Bettendorf, ein Luxemburger, der im Jahre 1645 in Portugal in die Gesellschaft Jesu trat, dann später in Maranhaô bis Schluß des 17. Jahrhunderts als Missionär thätig war, wird als der Verfasser dieses Katechismus genannt. Dann wird unter andern auch eine Probe dieser indianischen Tupisprache aus dem zweiten Theile des Katechismus geliefert, der über die Geheimnisse des Glaubens handelt. Frage: Abàpe crimbà icoàra oinmonhâng? (Wer hat diese Welt erschaffen?) Antwort: Tunâ iande iâraa. (Gott, unser Herr.) Frage: Aba cupebé immonhânghi? (Für wen hat er sie erschaffen?) Antwort: Landébo. (Für uns). Aus diesem Wenigen, fügt der gelehrte Berichterstatter im „Diario official" bei, läßt sich auf die treffliche Methode des werthvollen Büchleins dieses berühmten Jesuiten schließen, der mit seinen Ordensgenossen durch christlichen Unterricht und die Heranbildung so vieler Tausende Eingeborener, dem damals eben*

*aufkeimenden Brasilien die wichtigsten Dienste leistete. Schade, daß wir von diesem seeleneifrigen Manne nicht mehr wissen.«*

## Die Gründung New Yorks

1623 hatte die von holländischen Kaufleuten gegründete Westindische Gesellschaft rund dreißig Familien als Kolonisten nach Nordamerika transportiert, um die Geld- und Warenwirtschaft in ihrer jungen Kolonie *»Neuniederlande«* in Bewegung zu setzen. Die Kolonisten sollten den Leuten, die dort wohnten, durch Betrug oder mit Gewalt ihr Land wegnehmen und eigene Siedlungen gründen.
*»Die herübergekommenen Colonisten waren meistens Wallonen, Luxemburger und Einwohner anderer Länder an der französischen Grenze, von denen 18 Familien unter Joris van Thienpont in der Nähe von Fort Oragnien — an Stelle des heutigen Albany am Hudson — sich niederließen, 8 Männer auf der Insel Manhatten blieben; 2 Familien und 6 Männer wurden nach dem Connecticut gesandt, wo sie ein kleines Fort, Good Hope, und eine Handelsstation etablirten, dort wo sich heute die Stadt Hartford befindet, und der Rest, hauptsächlich Wallonen, sich an einer Bocht, da wo heute Brooklyn liegt, ansiedelten.«* (Anton Eickhoff: *»In der neuen Heimat«*, nach Gonner).
Ob tatsächlich Luxemburger an der *»Gründung«* New Yorks beteiligt waren, soll keine Frage von falschem Nationalstolz sein. Denn wie diese Ansiedlung an der Stelle des heutigen New Yorks im Detail verlief, berichtet Dee Brown in *»Bury my Heart at Wounded Knee«*: *»Als die Holländer nach Manhatten kamen, kaufte Peter Minuit die Insel für Angelhaken und Glasperlen von sechzig Gulden, forderte die Indianer jedoch auf, zu bleiben und weiterhin ihre kostbaren Felle gegen solchen Talmi einzutauschen. 1641 belegte Willem Kieft die Mohicans mit einem hohen Tribut und schickte Soldaten nach Staten Islands, um die Raritans für Vergehen zu bestrafen, die nicht sie, sonden weiße Siedler begangen hatten. Als die Raritans sich der Festnahme widersetzten, erschossen die Soldaten vier von ihnen, als die Indianer zur Vergeltung vier Holländer töteten, befahl Kieft, die Bewohner zweier Dörfer zu massakrieren. Die Soldaten überfielen die Indianer, während sie schliefen, durchbohrten Männer, Frauen und Kinder mit ihren Bajonetten, hackten die Leichen in Stücke und brannten dann die Dörfer nieder.«*

# Jean-Guillaume Guerrier im Befreiungskrieg der Sklaven von Saint Domingue

1795 brachten französische Revolutionstruppen die große französische Revolution von 1789, das Ende der Feudalgesellschaft und den Beginn des bürgerlichen Zeitalters nach Luxemburg. Kamen »*Liberté, Égalité, Fraternité*« für viele Luxemburger eher ungefragt, so hatten die afrikanischen Sklaven der französischen Kolonie Saint-Domingue (heute Haïti) vier Jahre zuvor eine Rebellion ihrer weißen

**Der Sklavenaufstand von August 1791**

Besitzer gegen das französische Handelsmonopol ausgenutzt und die Erklärungen der Pariser Revolutionäre eigenhändig in die Tat umgesetzt. Sie verlangten auch *»Liberté, Egalité, Fraternité«* für die Sklaven.

Es waren Hunderttausende Afrikanerinnen und Afrikaner, die nach Saint Domingue entführt und an Zuckerrohr- und Kaffeeplantagenbesitzer verkauft worden waren. Lehnten sie die mörderische Zwangsarbeit ab oder gehorchten auf andere Art ihren Besitzern nicht, wurden sie ausgepeitscht, gefoltert, verstümmelt, gehängt, gerädert, lebendig begraben oder verbrannt. Unter diesen Umständen einigten sich die Sklaven bei ihrer Verschwörung am 14. August 1791 im Bois Caïman rasch auf das politische Programm, *»alle Weißen zu vernichten samt all ihres Besitzes.«*

Im Kampf gegen die weiße Konterrevolution, den Widerstand der Mulatten, die Einmischung französischer, englischer und spanischer Kolonialtruppen formierten sich die Sklaven zu einer regulären Armee unter Führung ihres Generals Toussaint Louverture. Sie lieferten einen der ersten siegreichen Befreiungskriege in der Dritten Welt und begründeten eine Tradition mit, zu der auch Algerienkrieg, Vietnamkrieg und Angolakrieg gehören.

In den achtziger Jahren, als General Toussaint Louverture noch Sklave war, servierte er im *Hôpital des Pères de la Charité* dem Kapuzinerpater Jean-Guillaume Guerrier das Essen. Guerrier war am 4. Mai 1741 in einer Handwerkerfamilie der Stadt Luxemburg geboren worden. Nach den Besuch des Jesuitenkollegiums wurde er Mönch in Frankreich, ehe er 1780 als Missionar in die französische Kolonie Saint-Domingue reiste. Dort war er bis 1785 Vikar in der Hauptstadt Cap Français und anschließend Pfarrer in St.Louis du Sud. Während eines Frankreichsaufenthalts im Revolutionsjahr 1789 nannte ihn die für die Missionen zuständige Abteilung des Vatikans apostolischen Präfekten und Oberen der Kapuziner in Cap Français.

In all seinen Briefen und Berichten (Pierre Hamer: *»Jean-Guillaume Guerrier. Un conventionnel luxembourgeois à Haïti et en Flandre«*, Luxemburg 1969) erwähnte Guerrier kein einziges Mal die unmenschliche Not der Sklaven um ihn herum. Christliche Tugenden, wie Brüderlichkeit, Nächstenliebe oder Mitleid, kamen ihm gegenüber den über 400.000 Sklaven auf Saint-Domingue nicht in den Sinn. Sklaverei schien für ihn nicht nur legitimiert, sondern eine Selbstverständlichkeit.

In einem kurzen Bericht seines Lebens erzählte *»je soussigné Jean-Guillaume Guerrier, dit Krieger de Luxembourg«* am 23. August 1801 von seiner Tätigkeit in Saint-Domingue über sich selbst: *»A la tête de cette Mission, il a constamment joui de l'affection et de l'estime de ses supérieurs et du peuple; comme le portent les témoignages des autorités constitués très authentiques, à un point que c'est avec regret et peine qu'ils l'ont vû quitter son poste pour retourner selon son congé et sa commission par nécessité en France et s'absenter pour un an. Fidèlement attaché à son cher troupeau, que le Souverain et le Chef de l'Eglise lui avaient confié, ce fut pour maintenir le Culte de notre Religion dans ces régions lointaines et brullantes, d'après la perte de 16 missionnaires dans la terrible et sanglante insurrection des gens de couleur et des nègres de cette*

**Toussaint Louverture, General des Sklavenheeres, in der Uniform der Herren**

*colonie, ce fut dis-je après avoir resté pendant 7 mois passés renfermé avec ses concitoyens dans l'intérieur de la ville du Cap Français, capitale de la province, tandis que tous les environs paraissaient en feu et en flammes, où il avait une compagnie de 15 potences et 3 roues qui servaient aux exécutions presque journalières, qu'avec son congé limité pour un an, il est passé légalement en France, tant pour avoir des missionaires, faire les commissions de la Nation, que pour pendant cet espace fixé rétablir une santé ravagée par le scorbut. Sorti de la sorte d'un pays tout fumant d'horreur et de carnage, arrivé en France, la Révolution étant trop avancée, il fut impossible de satisfaire à son généreux dessein pour le salut des âmes qui lui était confiées. Ce fut après une demeure de 6 mois à Dunkerque, qu'il a reçu la triste et désastreuse nouvelle de la destruction, de la combustion et du massacre du Cap Français où bref il a tout perdu, puisque le Vice-Préfet Apostolique qu'il avait fait avant son départ pour le remplacer pendant son absence et ses missionnaires furent massacrés, la maison préfectorale réduite en cendres, tout vollé, pillé et saccagé, sans avoir jusqu'a présent*

*reçu aucune indemnité, après avoir avant son départ dans des circonstances si alarmantes donné une partie de son avoir aux malheureux colons, dont les spectacles les plus affreux faisaint frémir, l'humanité adorant ni les decrets divins sur le sort des mortels, il s'est contenté de remercier la divine providence, de ce qu'elle lui a réservé, et sauvé la vie. Pas plus heureux en Europe qu'en Amérique, il perdit à Dunkerque par une banqueroute ce qu'il pensait avoir sauvé du naufrage. Dépouillé de la sorte dans les deux hémisphères du globe, ils s'est contenté de dire avec le St. homme Job: Dieu me l'avait donné, il me l'a oté, que son Saint Nom soit béni.*
*D'après l'année révolue, les massacres continuant dans le St. Domingue et aprés la déclaration de guerre par les faits, les Anglais ayant par leurs vaissaux empesté les mers, dans l'impossibilité de pouvoir retourner, il a dû forcément continuer à rester en France.«*
In einem Brief vom 12. Juli 1797 an abbé Grégoire hatte Guerrier einen anderen Grund genannt, weshalb er nicht nach Cap Français zurückkehren wollte: *»Il suffit d'avoir conduit les auteurs de cette insurrection au supplice pour y être sacrifié en arrivant quoique de tout tems j'ai été révéré et chéri de tout le monde, du grand et du petit, du pauvre et du riche.«*
Als ersten Erfolg des Befreiungskriegs von Saint Domingue hatte die französische Nationalversammlung 1792 das Ende der Sklaverei verkündet. In seiner Rede über das Eigentum griff Maximilien Robespierre im Frühjahr 1796 vor der Nationalversammlung den Sklavenhandel an: *»Demandez à ce marchand de chair humaine ce que c'est que la propriété; il vous dira, en vous montrant cette longue bière, qu'il appelle navire, où il a encaissé et ferré des hommes qui paraissent vivants: „Voilà mes propriétés, je les ai achetées tant par tête.«*

Am 5. August des gleichen Jahres schickte Guerrier abbé Grégoire einen mit revolutionären Sprüchen geschmückten Bericht, wie die katholische Religion dazu genutzt werden kann, die koloniale Ausbeutung fortzuführen und gleichzeitig neue Aufstände gegen die Kolonialherrschaft zu verhindern: *»Si dans le Japon, le Paragais et tant d'autres pays des êtres stupides, ignorants et sauvages ont été à un point spiritualisés par des zélés missionaires, amis de l'humanité, qui, devenus des modèles des vertus, des citoyens laborieux et des très fidèles observateurs des lois, ils ont été l'admiration des Européens, aussi a-t-on eu cette même consolation dans l'Isle de St. Domingue de voir des idolatres sans moeurs et sans éducations, imbûs de la belle morale de Jésus-Christ, si simpatique avec les droits de l'homme, la liberté et l'égalité devenir humbles, dociles, soumis, obéissants, en un mot, propres à être employés comme toute autre nation civilisée. Si l'Evangile, ce livre divin comme l'appelle Jean Jacques Rousseau, contient des maximes qui produisent des effets si admirables, puis donc que les nègres de St. Domingue ont été dressés, instruits et formés dans cette Religion qui leur sert de règle et de boussole, qui n'annonce partout que la tranquilité, l'equité et les vertus, pour donc ne plus voir dans ces régions brullantes un nouveau bouleversement par un changement de morale et ces êtres rentrer dans l'idolatrie, ce qui produirait des effets horribles, il est instant de les laisser diriger par des sages missionnaires.«*

# Gromperen

Die erste tiefgreifende Folge, die die Invasion Amerikas für den Alltag der Menschen in Luxemburg brachte, war die Einführung der Kartoffeln, die ihren Speiseplan grundlegend veränderten. Die Kartoffeln waren zusammen mit dem Mais ein Grundnahrungsmittel der Inkas, das auf etwa 2500 Meter Höhe in den Anden wächst und so auch in unserem kühlen Klima überleben kann. Die spanischen Eroberer Perus brachten die Kartoffeln im frühen 16. Jahrhundert nach Europa. Wahrscheinlich Ende des 17. Jahrhunderts wurden die Kartoffeln im Herzogtum Luxemburg eingeführt, offensichtlich aus Belgien. Ganglers Wörterbuch nennt 1847 die Kartoffel noch *»Grompir«* (Grundbirne), ähnlich wie im Wallonischen und Flämischen, woraus rasch *»Gromper«* wurde. Ende des 17. Jahrhunderts führten Bauern erste Prozesse, mit denen sie sich dagegen zu wehren versuchten, daß Kirche und Adel die Zehnte-Steuer auf der Ernte der neuen Pflanzen erheben wollten. Im 18. Jahrhundert wurde die Kartoffel dann, zusammen mit Brot und Milch, zum Grundnahrungsmittel im Land. *»1740 verteilte, wie es in den Archiven der Herrschaft von Erpeldingen heißt, der Herr Baron Kartoffeln unter seine Bauern. 1746 ließ die Kaiserin Maria-Theresia Kartoffeln unter die Landwirte verteilen.«* (J. Nicolay: *»Bauern und Landwirtschaft«*, 1938) *»Die Regierung entschied am 27. Dezember 1754, indem sie dasselbe Prinzip aufnahm, nach welchem im Niederwampacher Prozeß verfahren worden, daß kein Zehnte von den Kartoffeln geschuldet sei, wenn diese seit vierzig Jahren in genügender Menge gepflanzt worden seien, um die Erhebung des Zehnten zu rechtfertigen, ohne daß indessen dieser erhoben worden sei.«* (Nicolas van Werveke: *»Kulturgeschichte des Luxemburger Landes«*, 1923-1926) Die Kartoffeln wurde eines der ersten volkstümlichen *»Kolonialprodukte«*, weil sie hier angepflanzt werden konnten und ihr Konsum so nicht durch die langen Transportwege verteuert wurde.

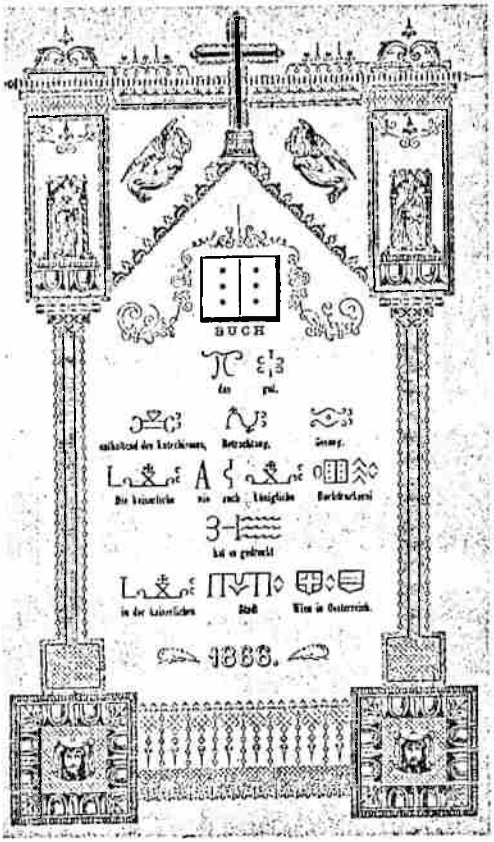
# Christian Kauders Staunen über die schöne, sanfte, gebildete Sprache der halbnackten Micmac

Christian Kauder wurde am 2. Mai 1817 als erstes von fünfzehn Kindern in einer Ettelbrücker Gendarmenfamilie geboren. Nach Gymnasium und Seminar wurde er 1840 in Namur zum Priester geweiht. Zwei Jahre später half er Bischof Laurent bei der letzten Teufelsaustreibung im Land. Anschließend trat er dem Redemtoristenorden bei und segelte 1844 nach Amerika. Sein ihn begleitender Ordensbruder Johann Petesch aus Dasburg verlor im Eifer einer Predigt über das Jüngste Gericht den Verstand. Gesundheitlich ebenfalls angeschlagen, reiste Kauder 1856 nach Ostkanada, wo er das Micmac-Volk der katholischen Kirche zu erhalten versuchte.

Die Europäer hatten die Micmac schon zweihundert Jahre zuvor gezwungen, nicht mehr für den eigenen Lebensunterhalt zu arbeiten, sondern Pelze mit ihnen zu tauschen. Ihre Methode war ebenso zynisch wie einfach: Zuerst schenkten sie ihnen Branntwein, bis sie alkoholabhängig waren; danach gab es nur Branntwein gegen Pelze. Militärisch geschlagen, wirtschaftlich und gesundheitlich ruiniert, ließen sich die Micmac bereits im 17. Jahrhundert zur Religion und Weltanschauung der Sieger *»bekehren«*.

Weil protestantische Missionare über mehr Geld verfügten und die Micmac zur Konkurrenz überzulaufen drohten, hatte Kauder 1857 und 1858 in zwei Briefen an das *Luxemburger Wort* für seine Mission Reklame gemacht und um Geld gebettelt. In den Schreiben hatte er die Not der Micmac nicht als Geschäft der Einwanderer sondern durch den Mangel an Religionsunterricht erklärt:

*»Während ich mich in Neu-Schottland in gänzlicher Zurückgezogenheit befand, von dem täglichen Messtipendium, das mir die Congregation des allerh. Erlösers, der ich nicht genug danken kann, zusendet, lebend, wurde ich mit dem indianischen Stamme, den man die Micmac nennet, und welche diese Gegend bewohnen, bekannt. Es gibt über 1200 Familien Indianer in dieser Provinz, die vor vielen Jahren von französischen Missionaren bekehrt wurden. Sie leben in den Wäldern von der Jagd und vom Fischfange, und bewohnen Zelten, die sie aus Baumrinden machen, und von einer Gegend zur andern mit sich tragen. Obgleich sie das Glück haben, Kinder der wahren Kirche zu sein, so sind sie seit vielen Jahren gänzlich vernachlässigt und verlassen. Sie haben keinen Priester, und es gibt keinen einzigen, der ihre wilde Sprache spricht. Diejenigen, die ihre jährliche Beichte noch ablegen, oder in gefährlichen Krankheiten sich befinden, bedienen sich eines Dollmetschers, der oft selbst nur wenig*




**Titelseite von Kauders Micmac-Katechismus**

*verdollmetschen kann. Sie können sich leicht vorstellen, meine Herren, welch eine grosse Unwissenheit unter diesen armen Indianern herrscht, indem sie ohne Religionsunterricht aufwachsen, und keine Schule, nicht einmal eine kathechetische Schule für die armen Kinder unter ihnen sich befindet. In Folge dessen haben sich mehrere Laster eingeschlichen, vorzüglich das Trinken, was mehrere unglücklich macht, und sie vor der Zeit tödtet. Sie vertauschen die Felle der erlegten Thiere für Branntwein an die Amerikaner und vertrinken, was ihnen zur nothwendigen Nahrung dienen sollte. Jedoch sind sie alle sehr anhänglich an unsere h. Religion. (...) Ein protestantischer Prediger, ein englischer Presbyterianer, der ihre Sprache gelernt, geht seit einigen Jahren unter ihnen herum, um ihnen den kostbaren Schatz unseres h. Glaubens zu rauben; jedoch sein Vorhaben ist ihm noch nicht gelungen. Diese Sekte hat sogar einen Verein gestiftet, unter dem Namen 'Micmac-Verein', dessen Zweck ist, Gelder zu sammeln, um die Indianer zu ihrer Sekte überzubringen.«* (*Luxemburger Wort*, 25. November 1857)

## Lebenswerk auf dem Meeresboden

Ein Jahr später war Kauders Unwissenheit etwas geringer geworden, und er konnte zumindest seine rassistischen Vorurteile über die Sprache der Micmac nicht mehr aufrecht erhalten: *»Obgleich die Sprache der Micmac sehr schwer ist, so ist sie doch eine so sanfte, schöne, feine Sprache, dass man erstaunen muss. Welch ein Sprache würden Sie wohl denken, unter einem wilden Stamm zu finden, der halbnackt in den Wäldern lebt und sich bloss mit Krieg und Jagd beschäftigt? Gewiss nichts anders als eine rauhe Sprache, und ein sehr kleines, eingeschränktes Wörterbuch, um die wenigen Ideen der Jagd und des Krieges, und die Gegenstände, die die Natur einem Ungebildeten darbietet, auszudrücken. Wie würden Sie nun überrascht, wenn Sie eine so schöne, sanfte, gebildete, vollkommene Sprache unter ihnen fänden, wie es der Fall bei den Micmac ist. Wenn man die schöne Sprache der Römer und der Griechen betrachtet, so schliesst man natürlicher Weise von der Sprache auf ein gebildetes Volk, und wären auch keine andern Denkmäler ihres Genius vorhanden. Warum hat nun der Micmac, der eine so schöne Sprache spricht, so wenig Fortschritte in den andern Künsten des gebildeten Lebens gemacht? Woher hat er diese gebildete Sprache in den Wäldern erhalten? Diese Frage kann ich nicht beantworten. Nichts ist ein besserer Beweis für mich vom Dasein Gottes, als eine solche Sprache im Walde zu finden.«* (*Luxemburger Wort*, 17. Oktober 1858; zitiert nach

**Ein europäischer Missionar lehrt Micmac-Kinder mit Hieroglyphenschrift Gebete. Illustration aus Chrestien LeClercq: *»Nouvelle Relation de la Gaspesie«*, 1691**

Carlo Krieger: *»Christian Kauder, ein Luxemburger Missionar bei den Micmac-Indianern in Kanada«*, in Müller, Wilhelm (Hgb.): *»Le Luxembourg et l'étranger«*, Luxemburg, 1987)

Nach dem Vorbild früherer Missionare verfaßte Kauder in Hieroglyphenschrift einen Katechismus in Micmac-Sprache und ließ ihn nach schier endlosen Querelen in Wien drucken. Doch der größte Teil der fertigen Bücher ging beim Transport von Europa nach Kanada bei einem Schiffsunglück verloren. Gebrochen kehrte Kauder 1871 nach Luxemburg zurück und wurde in die Ettelbrücker Heilanstalt eingeliefert.

# Bounekaffi, Mokka, Schluutchen

Der Tag beginnt mit der weitest verbreiteten *»Kolonialware«*: Kaffee. Benannt nach dem altarabischen *»qahwe«* für ein anregendes Getränk, breitete sich Kaffee im 15. Jahrhundert wahrscheinlich von Äthiopien in den arabischen Ländern aus. 1554 gingen in Istanbul die ersten beiden Kaffeehäuser auf, 1700 gab es deren bereits 300 in London, in denen die Bürger nicht nur Kaffee tranken, sondern sich auch zu allerlei Diskussionen trafen, die von den Obrigkeiten nicht besonders gern gesehenen wurden. Noch heute heißen unsere Wirtshäuser *»Café«*, obwohl sie eher Bierstuben sind. Um die Araber nicht mehr mitverdienen zu lassen, begann die niederländische Bourgeoisie Anfang des 18. Jahrhunderts, Kaffee für den europäischen Markt von Sklaven in ihren Kolonien Java und Surinam anbauen zu lassen. Spätestens im 18. Jahrhundert kamen die schwarzen Bohnen auch ins Herzogtum. Nicolas van Wervekes zitiert in seiner Kulturgeschichte (1923-1926) ein Gemeindereglement vom 14. September 1771 über das Abwiegen von Kaffee und erwähnt den Nachlaß einer reichen Echternacher Bürgerin von 1781, in dem sich auch ein *»zerbrochener caftier von rothem kuffer«* befand. Um diese Zeit mußten afrikanische Sklaven Kaffee in Brasilien anbauen.

Um 1800 war Kaffee in Europa das Lieblingsgetränk des aufstrebenden Bürgertums, da seine wachrüttelnde und stimulierende Wirkung ihr aufklärerisches, rationalistisches und leistungsorientiertes Weltbild unterstützt, während Alkolol rasch verwirrt und betäubt. In Zentralamerika und Ostafrika bekamen die Menschen ihre Ländereien gestohlen und wurden gezwungen, darauf Kaffee für den Export nach Europa statt Lebensmittel für den Eigenbedarf anzubauen.

Paul Weber meint 1950 in seiner *»Histoire de l'économie luxembourgeoise«* über das 19. Jahrhundert: *»Le café était connu vers le milieu du siècle dans les plus humbles ménages de Belgique. Au Luxembourg, il resta un objet de luxe.«* Das Wörterbuch von 1950-1975 erwähnt den Kaffishaff bei Canach aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: *»Den éischten Här um Kaffishaff war e franséischen Offezéier aus der Algérie, dee séngem Gesënn fir 't éischt, amplaz muerges eng Zopp, Kaffi gin huet«*. Laut Nicolas van Wervekes Kulturgeschichte (1923-1926) ersetzte auf dem Speiseplan der Bauern *»seit annähernd einem Jahrhundert der Morgenkaffee die bis dahin als erste Mahlzeit gebräuchliche Suppe oder den Sterz«*. Als die europäische Zuckerrübe die koloniale Zuckerrohrproduktion in eine Krise stürzte, gingen auch die südamerikanischen Plantagenbesitzer zum Kaffeeanbau über. Im Laufe des Jahrhunderts wurde das einst bürgerliche Getränk zur täglichen Droge der entstehenden Arbeiterklasse, die sich damit täglich wach machte für den nervösen Arbeitsrhythmus des entstehenden Industriezeitalters. (Waren die Kaffeetrinker einmal wach, mußten sie sich meist rasch mit der Kolonialware Tabak beruhigen.)

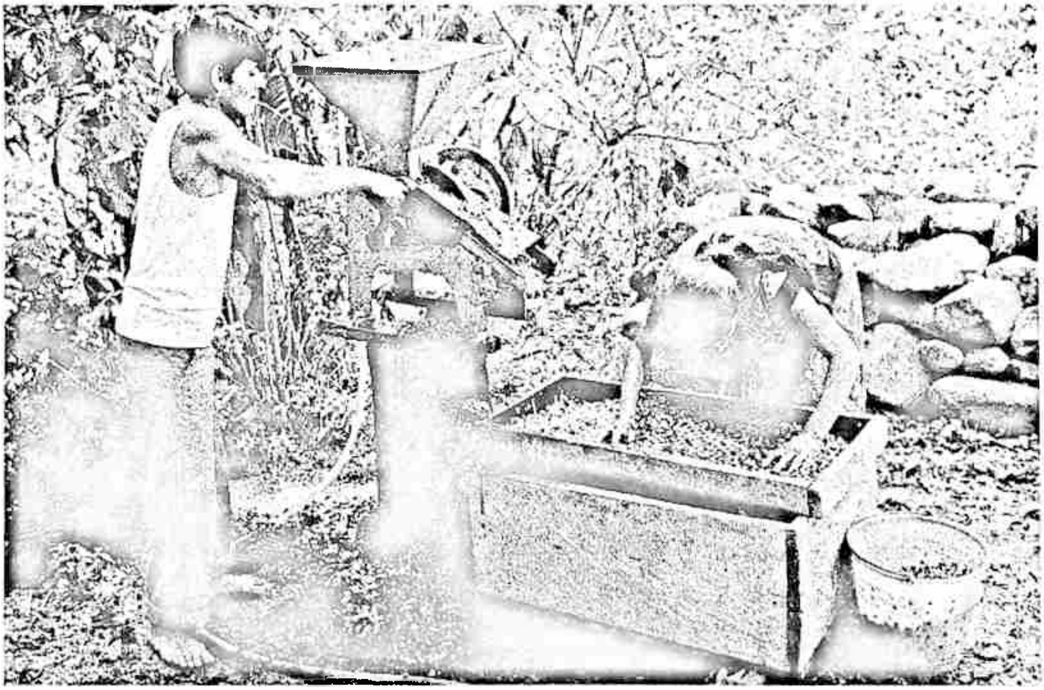
## *»Schiggriskaffi«* als Ersatz

Transportweg und Zwischenhandel ließen den Kaffee aber teuer bleiben, und so mußten sich Bauern und Arbeiter oft mit Malz- und *»Schiggriskaffi«* zufrieden geben. Versuche, Zichorie anzubauen,

scheiterten zwar, aber Anfang des 19. Jahrhunderts, 1839, 1843, 1868 und 1870 wurden fünf Fabriken in der Haupstadt gegründet, die belgische *»chicorée«*-Wurzeln zu Pudersatzkaffee für den *»Schluutchen«* oder *»Muckefuck«* (mocca faux) verarbeiteten. Während die wohlhabenderen Bürger ihren besonders feinen *»Bounekaffi«* stolz *»Mokka«* nannten, nach dem jementischen Handelshafen al-Mocha am Roten Meer. Doch im Laufe der Zeit konnten sich auch die Bezieher niedriger Einkommen *»Bounekaffi«* leisten — ein Zeichen, wie die Einkommensunterschiede zwischen Dritter und Erster Welt nicht ab- sondern zugenommen haben.

Heute gehören die Luxemburger und Belgier, nach den Skandinaviern, zu den größten Kaffeetrinkern der Welt. Laut Statec-Umfrage über die Familienbudgets gab ein durchschnittlicher Luxemburger Haushalt für Bohnenkaffee 1964: 2002 Franken oder 1,5 Prozent seines Einkommens, 1977: 4987 Franken oder 1,4 Prozent seines Einkommens und 1987: 5893 Franken oder 0,7 Prozent seines Einkommens aus. Gemessen an den Ausgaben für Kaffee verdoppelte sich also ihre Kaufkraft bei wahrscheinlich steigendem Verbrauch. Zusätzlich gab jeder Haushalt 1987 noch 586 Franken für löslichen Kaffee aus. In den achtziger Jahren begannen Drittweltläden und Drittweltorganisationen, wie Nicaragua-Komitee und ASTM, unter Umgehung des ausbeuterischen Kaffeegeschäfts *»Solidaritätskaffee«* aus der Dritten Welt zu verkaufen.

Kaffee ist nach dem Erdöl die zweitwichtigste Handelsware der Dritten Welt. Am wenigsten haben die Kaffeearbeiter davon. Sie pflücken in Lateinamerika als Wander- und Saisonarbeiter im Akkord Kaffee, verdienen so wenig, daß sie und ihre Familien sich meist nicht einmal selbst eine Tasse Kaffee leisten können, und sind außerhalb der Erntezeit ohne Spur von Sozialversicherung arbeitslos. Damit sie sich nicht gegen derart niedrige Produktionskosten wehren, arbeiten Plantagenbesitzer und Armee nicht selten Hand in Hand. Durch die internationale Schuldenkrise kämpfen fast siebzig Entwicklungsländer unter dem Druck der Weltbank gegeneinander, um ihren Kaffee zu verkaufen und ihre Zinsen abzuzahlen. Weil der Kaffeepreis an den europäischen und US-amerikanische Börsen fällt, müssen sie immer mehr produzieren, wodurch der Kaffee noch billiger wird, bis sie Geld zulegen müssen. Nach dem Scheitern der Verhandlungen über ein neues internationales Kaffeeabkommen fiel der Kaffeepreis im Mai 1992 auf den niedrigsten Stand seit einem Viertel Jahrhundert. Ein Pfund südamerikanischer Kaffee, das im Mai 1989 noch 129,22 Cents kostete, wurde mit 59,25 Cents quotiert. Das Geschäft mit dem Kaffee beginnt erst, wenn er sackweise nach Europa verschifft wird. Hier packen Konzerne, die oft zugleich Großhändler, Röster und Vertreiber sind, billige Bohnen zu teurem Markenkaffee ab und drucken ihren Namen darauf. Rösterei und Vertrieb von *»Café Leesch«* trugen zum Vermögen bei, das am Anfang der größten Kaufhauskette Luxemburgs, des *Cactus*, stand.



**Kaffeearbeiter in Mittelamerika**

# Wéi hun ech d'Hierz esou wéi

## Luxemburger Kolonisten *»a Merika«*

**Auswanderer gehen 1874 im Hamburger Hafen an Bord.**

Bis ins 19. Jahrhundert war der Kontakt zwischen Luxemburg und Übersee anekdotisch, Einzelschicksal einiger Reisender, vor allem Missionare. Im 19. Jahrhundert, mit der Entwicklung des Industriekapitalismus und seinen sozialen Umwälzungen begann die Welt *»hannert dem grousse Pull«* auch ins Massenbewußtsein zu dringen, begannen sich die Leute ein, wenn auch selten der Wirklichkeit entsprechendes Bild von dieser Welt zu machen. Die Ursachen dafür waren die große Auswanderungsbewegung und die Missionspropaganda der Kirche.
In dem halben Jahrhundert zwischen 1841 und 1891, während etwa zwei Generationen, wanderten von einer Landesbevölkerung von rund 200.000 Leuten schätzungsweise 72.000 Luxemburger aus. Es gab also kaum ein Luxemburger, der nicht einen Verwandten oder Bekannten hatte, der auswanderte, oder vorübergehend mit dem Gedanken spielte, *»a Merika«* ze goen. Agenten warben über Land für die

# Ohne König, Soldaten und Gendarmen

Viele Auswanderer verließen Luxemburg nicht nur, weil sie hofften, in der Fremde zu Wohlstand zu kommen. Sie wollten auch der politischen Unterdrückung im Großherzogtum entkommen und die Verwirklichung ihrer demokratischen, republikanischen und antimilitaristischen Ideale erleben, wie das nachfolgende Lied *»Ons nei Hemecht«* zeigt, das *»Op d'Weis vum „Dokter Eisenbart„«* gesungen werden soll:

Mir sin hei an em fräie Land,
An dach as näischt aus Rand a Band,
Mir schwiere kengem Kinnek trei,
Mir selwer sin de Kinnek hei.

Mir wielen ons e President,
Dee féiert ons onst Regiment,
A gët en nët eragewielt,
Da gët en dach erageziel.

Mir brauchen nët Zaldot ze gin,
Dat loosse mir iech aner sin;
An dach geet d'Welt hei nët zougrond,
Well hei nach kee Kamëss erfont.

De Prënz, de Grof an de Barong
Sën hei nët méi as soss e Jong;
Mir loossen iech déi Häre gier,
Schéckt dir ons nëmmen d'Bauern hier.

D'Standaren, déi sën nët bekannt
Hei an deem grousse fräie Land,
A wäerd een eppes Iwels din,
Wäerd hien de Scheriff bal gesin.

Mir brauche kee Gemengebuet,
Kee Préiter, deen ze soen huet,
't as keen, deen ons hei kujhenéiert,
Ons dreet a soss de Fridde stéiert.

Hei gët den Hutt nët vill gequëtscht,
Nët op de Bänk beim Haus gerëtscht,
Hei gët de Bockel nët gebéckt,
Hei kritt de Bauer d'Hand gedréckt.

A wann mer dann Election hun,
Dann as de Bauer iwel drun;
E weess nët wien e stëmme soll,
Sou schwätzen si him d'Oure voll.

Hei kënnt mer nët gläich op d'Geriicht,
Wann een emol eng ugestiicht,
A wann se klug a gutt gemaacht,
Da gët och nach derfir gelaacht.

A wat ech iech nach soe kann,
Hei gët mer e ganz anre Mann;
De leide kuckt mer an d'Gesiicht,
A béckt sech nët, als hätt mer d'Giicht.

Mer geet an d'Kirech ouni Schei,
Steet nët am Tur an nët derbei,
Bezillt sëng Saach, an domat jee,
Da bleift mer op dem gudde Wee.

Dat alles kënnt iech komesch vir,
Ma 't as esou, dat gleeft der mit;
Dir wëllt dach nët dräi Steiwer gin
A fir eng Ligen 't ugesin.

(Standaren: Gendaarmen; Election: Wahlen, englesch)

**Nicholas Gonner: *»Prairieblummen«*, Dubuque 1883.**

Emigration, Schiffsgesellschaften boten ihre Dienste an, die Regierung proklamierte Gebote und Verbote zur Auswanderung, in öffentlichen Versteigerungen gingen Häuser, Äcker und anderer Besitz von Familien über, die dem Land den Rücken kehrten.
Die erste, noch schwache Auswanderungswelle begann in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Leute versuchten, der wirtschaftlichen Unterentwicklung, den ausbeuterischen Steuern und Zinsen, den wiederholten Hungersnöten, der politischen Unterdrückung, dem obligatorischen Militärdienst, Kriegs- und Annexionsängsten zu entkommen. Auswanderer waren weniger die Masse der ärmsten Tagelöhner als Bauern und Mittelständler mit einigem Initiativgeist und Besitz, den sie verkaufen konnten, um die Überfahrt zu bezahlen.
Die mächtigsten Auswanderungsschübe fanden zu Anfang der Industrialisierung statt. Die beginnende Industrialisierung verursachte Arbeitslosigkeit in der Landwirtschaft und dem Handwerk, während sich das Bevölkerungswachstum gleichzeitig beschleunigte. So verließ ein großer Teile der Bevölkerung das Land, um der drohenden Verarmung zu entgehen. Die soziale Frage wurde exportiert.
Erst als die Stahlindustrie voll entwickelt war, der Migrationsstrom vom Ösling ins Minettegebiet umgeleitet worden war und schon deutsche Arbeiter einwanderten, hörte die Auswanderung kurz vor der Jahrhundertwende auf.
Bevorzugtes Einwanderungsziel war Amerika: die USA, deren Einwohnerzahl im Laufe des 19. Jahrhunderts von 5 Millionen auf 100 Millionen stieg, aber auch Argentinien, Brasilien und Guatemala.
Insbesondere mit dem Aufkommen des neuen Nationalismus nach der ARBED-Krise 1981 wird den Auswanderern des letzten Jahrhunderts wieder große Aufmerksamkeit geschenkt. Wobei die Emigration kaum als Folge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme Luxemburgs im 19. Jahrhundert dargestellt wird. Sondern vielmehr versucht wird, eine Art Diaspora von Auslandsluxemburgern zu pflegen, deren angeblicher kultureller Einfluß in der Welt das nationale Selbstwertgefühl im Großherzogtum steigern soll. Dabei wird den Nachfahren der Auswanderer das Festhalten an Sprache und Gebräuchen Luxemburgs als rührende Tugend angerechnet, während den Einwanderern in Luxemburg ein vergleichbares Verhalten als mangelnde Integrationsbereitschaft vorgeworfen wird. All diese Widersprüche aufs Kühnste verbindend, reiste im August 1991 eine Gruppe Luxemburger des Vereins *»Lëtzebuerger Kultur an Amerika«* mit portugiesischen Bauarbeitern in die USA, um dort ein Haus Luxemburger Siedler zu restaurieren...

In der bittersüßen Romantik, mit der die Auswanderung dargestellt wird, werden die Menschen, in deren Ländern die braven Luxemburger als Kolonisten einwanderten, bis heute wegretouchiert und verschwiegen. Waren Nordamerika und Südamerika etwa menschenleer, als Kätti und Jhang, Marrechen und Pier sich niederließen?

**Anzeigen.**

Büreau
zur Beförderung
deutscher Auswanderer
nach
**Nord-Amerika**
**van EETEN & Cie zu Antwerpen.**

Weiteres ertheilt unser Agent für das Großherzogthum Luxemburg

N. Hahn,
(525) Handelsmann zu Mersch.

**Nur 95 Fr. mit Beköstigung,**
**von Antwerpen bis Neu-York;**

Kinder von 1—8 Jahren zahlen 75 Fr., in Luxemburg bei **Gaspard Rodenborn,**
(622) Großstraße, 105.

**Für Auswanderer.**

Von Antwerpen nach New-York sind bei Unterzeichnetem Schiffsplätze, Lebensmittel und Spitalgeld mit einbegriffen, zu folgenden Preisen zu haben:

| | |
|---|---|
| über 12 Jahre | 95 Fr.; |
| von 8 bis 12 Jahre | 75 " |
| von 1 bis 8 Jahre | 65 " |

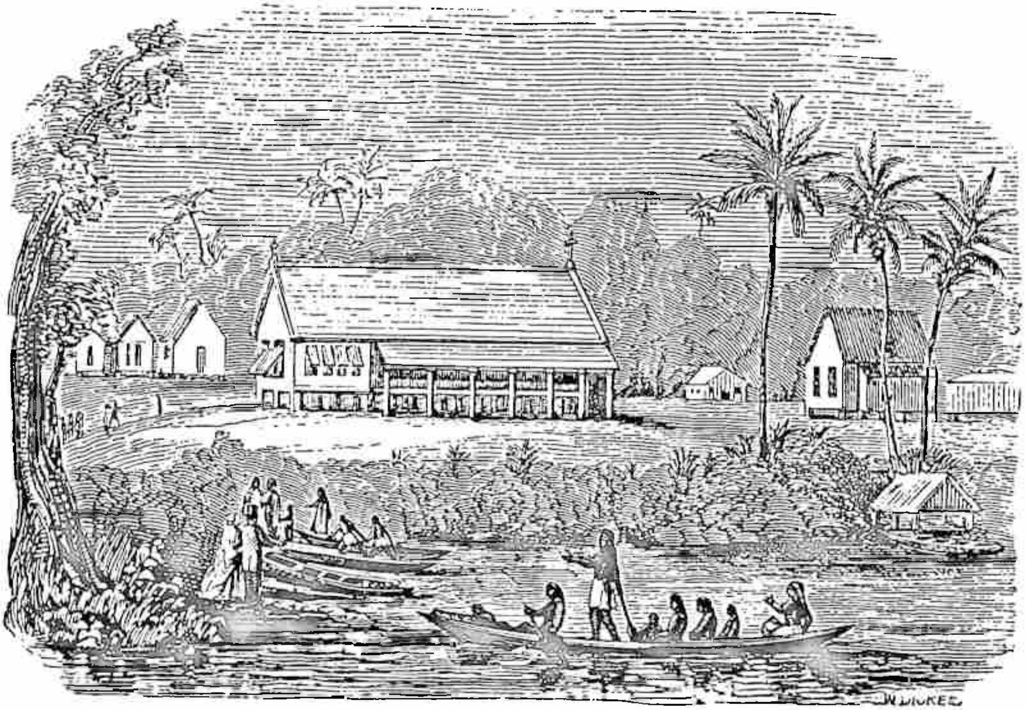
Bei einer gewissen Anzahl von Emigranten werden die Preise noch billiger gestellt.

N. Hahn,
(623) Handelsmann zu Mersch.

**Anzeigen aus dem *Luxemburger Wort* vom 3. März und 25. Juni 1852**

# Von Eldorado nach Grevels

## Brasilienfieber im Ösling und an der Mosel



**Südamerikanische Landschaft aus »*Bilder-Tafeln zur Länder- und Völkerkunde*«, 1883.**

*»Man schrieb das Jahr 1822. Nach vielen schweren Kämpfen und Aufständen gelang es den Brasilianern in diesem Jahre sich vom Mutterlande Portugal loszureißen und das Kaiserreich „Brasilien" mit Dom Pedro als ersten Kaiser zu begründen. Um dem neuen Reiche Bestand zu sichern, mußten Handel und Wandel gehoben, Ackerbau betrieben, Wege gebaut werden und dazu brauchte man Colonisten, Handwerker, Arbeiter und Bauern. (...)*
*In der Provinz Rio Grande do Sul sollte der Anfang mit einer deutschen Colonie gemacht werden, und um Ordnung und Ruhe im Land zu erhalten, schritt man zur Bildung einer Fremdenlegion, als Deutsche Garde bekannt. Der brasilianische Consul H.J. Ralfman zu Bremen, ließ jetzt im ganzen mittleren Europa die Werbetrommel rühren. Emissäre überfluteten ganz Deutschland, die Schweiz, Belgien und drangen in Luxemburg und die benachbarte Eifel ein. Glänzende Versprechen wurden gemacht, das neue Reich als Eldorado, als ein neues Paradies geschildert mit ewigem Sonnenschein und blendender Pracht, mit unermeßlichem Wohlstand und Reichthümern. Die hartbedrückten Bauern nahmen die gleißenden Worte für baare Münze an; von Mund zu Mund, von Ort zu Ort flogen die entstellten Bedingungen und ein jeder nach seinem Temperament malte sich ein Bild, das allem, nur nicht der Wahrheit entsprach. So sollte die Regierung*

*freie Überfahrt gewähren, im neuen Lande empfange man die Emigranten als Freunde und Retter, in den Flüssen fände man Gold und faustgroße Diamanten hinter dem Pflug und dergleichen Unsinn mehr.*
*Ein wahrer Taumel schien die Bevölkerung erfaßt zu haben; wer verkaufen konnte, schlug Hab und Gut los, um ja nur bis nach Bremen zu kommen, dort gab es freie Fahrt nach dem gelobten Lande. (...) Aus einem Artikel vom 23. April 1822 des „Journal de Luxembourg" ersehen wir, daß bis dahin 150 Familien aus den Gemeinden Vianden, Dasburg, Neuerburg, Consdorf, Befort, Echternach und Senningen ihre Pässe in Ordnung hatten und nur auf die Versteigerung ihrer Güter harrten, um auszuwandern. (...)*
*Ein eigenthümliches Zeichen der Zeit blieb es, daß nicht so sehr die Armen, die Taglöhner es waren, die auswandern wollten; nein es waren die besser Situirten, die Bauern, die nach dem Verkauf ihrer Güter 8, 9 und 12.000 Fr. baares Geld hatten, für damals ganz bedeutende Summen.*
*Auf der Ur, der Sauer u. der Mosel schifften sich schließlich die Auswanderer, nachdem alle Formalitäten erledigt waren, auf Flachbooten ein, fuhren die Mosel und den Rhein hinunter nach der Weser und zogen von dort nach Bremen.*
*Unter Klängen von Musik, begleitet von Gebet und Gesang, aber auch von bitteren Tränen, bösen Ahnungen und vielen Glückwünschen traten die Leute die Reise an. (...)*

*Nach einer nie endend wollenden Reise, nach unsagbaren Leiden und Entbehrungen, kamen die Brasilianer, wie der Volksmund die Auswanderer nannte, in Bremen an, wo ihrer nicht die ersten aber die ärgsten Enttäuschungen warteten. Alles war hier schon überfüllt, aus aller Herren Länder waren die Europamüden her geströmt, alles theuer und selbst für Geld und gute Worte konnte man kaum das zum Leben Nothwendige kaufen; keine Sanitätseinrichtungen, keine Aussicht. Bald brachen ansteckende Krankheiten unter den schlecht verpflegten Neuankömmlingen aus und das Schlimmste: Der Kapitän eines jeden Schiffes nahm ohne Vorausbezahlung keine Passagiere auf, ausgenommen junge kräftige Leute, die sich auf Jahre hinaus für die Colonial-Armee in Brasilien anwerben ließen. Krankheiten, Elend und Noth lichteten bald die Reihen derjenigen, die fern von ihrer luxemburgischen Heimath in Bremen zurückbleiben mußten.*
*Die nicht den Krankheiten und den Strapazen erlegen waren, traten bald die Heimreise an, wenn es die Mittel noch erlaubten. (...)*

*Es mag wohl hier auch in Ordnung sein, wenn wir einige Worte einschalten über das Schicksal Jener, denen es gelang, sich in Bremen einzuschiffen. Es waren etwas über 100 Familien, meistens Bewohner der nahen Eifel und von den Ufern der Mosel, „Moselschwaben", wie sie sich selber scherzweise nannten. Die Gefahren und die Leiden auf hoher See, die beschwerliche Reise auf einem überfüllten Segelschiffe, das zur Hinreise 123 Tage brauchte, möge der gefällige Leser sich selber ausmalen. Nach der Landung mußten die armen Leute ein volles Jahr in Rio de Janeiro unthätig liegen bleiben. 1829 schaffte man sie denn nach der Provinz Santa Catharina, wo man sie sechs Monate in eine Kaserne einsperrte und ihnen später einen Urwald anwies zum Roden und Bepflanzen, dem man den Namen „Colonie St. Petro de Alcantara" gab. Von jetzt an wurden die Unglücklichen nicht mehr von der*

# En Dram

1.
Ech gung emol eleng spazeëren
Du sot eng Stëmm ganz lës zu mir:
»Soll ech dech elo an e Land hifeëren?
Zum Himmel gäs du an duurch deem séng Dir.«

2.
Wat brauchs du dech elei zu ploen!
Wat hës du hei vun dengem Lewen?
Komm hir a looss dir dat elo soen,
Hei hës du näischt wi d'Leiden a wi d'Sterwen!

3.
Gee mat mir an d'Land, esu räich a schin,
Do as keng Plo, keng Nut, kä Sträit,
E schinert Land guf keemools je gesin,
Et as Brasilien, wäit vun hei, esu wäit.

4.
Do gët et nimools Ligen an Bedruch
An näischt ka jeemools dech do steeren,
Well Geld a Gutts as do genuch,
Zum Glëck, zur Freed dät alles dech hifeëren.

5.
Wat mir dem gudde Pedro musse schweren,
Mir halen et am Liewen an nom Dut.
Mir senen hien, mir hun hie giren,
Hie gët ons jo ons dääglecht Brut.

6.
Mir wëllen hin zu him an d'Land,
Hien hält jo iwer ons séng Hand;
Mir wëllen do bei him 'mol glëcklech gin,
Mir wëllen all no Brasilien hin.

7.
Nun huurteg nach gebet an op den Här vertraut,
Eist Schëff, dat steesst schon wäit ewech vom Land,
O Gott, hal Du dach fest iwer ons Dëng Hand
Op Dech an op Brasilien, do hu mir fest gebaut.

*Regierung unterstützt, alle Subsidien wurden ihnen abgeschnitten, man überließ sie einfach ihrem Schicksal, die Männer arbeiteten für 160 Reis (etwa 36 Pfge.) pro Tag. Frauen und Kinder sah man halbnackt und abgezehrt in den Straßen betteln. (Nach Briefen aus Brasilien von L.J. Ralkmann). Die Gebeine unserer braven und fleißigen Moselaner bleichen draußen in den Wäldern und auf den Ebenen Brasiliens. Als in Folge einer Revolte nach 1828 die aus Europäern gebildete Colonial-Armee von Brasilianern und Negern massakriert wurde, ließ die brasilianische Regierung neue Leute anwerben und es meldeten sich meistens Irländer und auch viele Luxemburger. Einen der Legionäre hat Abbé Lallemand 1858 am Ufer des Rio-das-Tejucas, in der Provinz Santa Catherina angetroffen. Sein Name war Steil. Er war in leidlich guten Verhältnissen und führte ihn zu einem Freunde namens „Klaudchen", der, obwohl er in den Memoiren unseres Abbé's nicht als Luxemburger angeführt wird, doch wahrscheinlich im Luxemburger Lande das Licht der Welt erblickt hat.*

*Bis dahin war, wie es scheint, das Ösling, sowie die Provinz Belgisch-Luxemburg noch nicht von dem Auswanderungsfieber ergriffen worden. Schlechte Wege, die Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, die noch in den Windeln liegende Presse sorgten dafür, daß selten eine Neuigkeit bis in die Hütten und Häuser dieser rauhen Gegend gelangte. Aber auch bis dahin drangen die Werber vor und veranlaßten 30 Familien aus Heinerscheid, Arsfeld etc. sich zur Reise zu entschließen. Rechtzeitig gewarnt, blieben die Verheiratheten zurück, nur das junge Volk unternahm die Reise. Ihnen schlossen sich noch 15 Familien von Soes und Hachyn im Arloner Distrikt an. Aber auch ihnen war kein besseres Los beschieden als ihren Vorgängern. Arm und elend, enttäuscht aber nicht entmuthigt, zäh wie der Boden, dem sie entsprungen, kehrten jene, welche die Krankheiten nicht weggerafft hatten, in ihre Berge zurück; nicht vereinzelt wie ihre Brüder und Leidensgenossen aus den Thälern der Sauer und der Ur: nein! Alle für Einen! Einen für Alle!*

*Heimathlos und vaterlandslos, aller Geldmittel entblößt, in Lumpen gehüllt, langten sie nach der beschwerlich Reise in den rauhen Bergen des nördlichsten Öslings an, wohl an die 80 Menschenkinder. (...) Bettelnd zogen sie von einer Ortschaft zu der anderen und gab man ihnen das Nothwendige zum Leben nicht, so scheuten sie auch nicht vor Gewaltthaten zurück. Bald waren sie der Schrecken der ganzen Umgegend. Von Seiten der Regierung war bis dahin nichts für die Heimatlosen gethan worden; wenn ihnen auch nichts in den Weg gelegt wurde, die Obrigkeit manchmal sogar ein Auge zudrückte, geholfen wurde ihnen auch nicht. Ortsarme gab es überall genug und bis über die nähere Umgebung war wenig über die trostlose Lage der Heimgekehrten in die Öffentlichkeit gedrungen. Da war es eine Familie von „Wahl", die droben auf der Haide einen ihr gehörigen Platz an den Grenzen der Dörfer Rindschleiden und Eschdorf an die Brasilianer abtrat und ihnen erlaubte, sich hier niederzulassen. Es waren meist frühere Bewohner von Bondorf und Tüntingen, die sich auf der unfruchtbaren Höhe zusammenfanden, unter ihnen mancherlei Gelichter, auch mancher brave Familienvater, mancher fleißige Arbeiter, der geld- und hilflos sich hier ein Heim gründen wollte. Aus Lohstangen und Ginsterhecken wurden elende Hütten gebaut, mit Lehm bedeckt und verklebt, die meisten nur Höhlen ohne Thüren und Fenster.*

*Arbeit gab es wenig, der Boden ertrug nichts; es fehlte an Vieh und an Saat; das Wasser zum Trinken und Waschen mußte von weit her geschleppt werden, und Hunger und Kälte thun weh. Da gab es bald Streit untereinander, das Messer saß locker in der Scheide. Bald fehlte hier einem Bauer der Umgegend sein fettes Schwein, bald jenem seine Hühner; in der Stille der Nacht tönte scharf ein Schuß aus der selten fehlenden Büchse; grollend antwortete an den Bergen das rollende Echo; ein Stück Wild war die Beute. Saatkartoffeln, die mildthätige Leute gebracht hatten, wurden nicht gepflanzt, man brauchte sie zur Nothdurft des Lebens. Bettelnd, in Lumpen gehüllt, zogen Frauen und Kinder in den umliegenden Dörfern umher. Da war es kein Wunder, daß man die neuen Ankömmlinge mit scheelen Augen ansah. Ihre elenden Baracken wurden mehr wie einmal zerstört, aber rasch wieder aufgebaut. Keine Kirche, keine Schule gab es im Ort, ein Bild der größten Zügellosigkeit. Auch der Eintritt in die Kirchen der benachbarten Ortschaften wurde ihnen nicht mehr gestattet, noch ihre Todten in geweihnter Erde bestattet; nur Rindschleiden machte hiervon eine Ausnahme, von wo sie auch ihr Wasser herschleppten, da auf der baum- und strauchlosen, allen Winden und Stürmen preisgegebenen Höhe keine Quelle ihr erfrischendes Naß spendete.*

*Eines Tages reiste ein fremder Herr, es war gegen 1854, über jenen hohen Berg und kam in die verwildete, einsame Gegend von Grevels. Es war ein wohlthätiger Pater namens Franz. (...) Er setzte eine jährliche Stiftung von 150 Fr. fest, so daß der Ort eine Schule erhielt, und sorgte und bezahlte auch für einen Lehrer. Diesem ersten guten Werk folgte bald ein zweites. Durch eine Sammlung brachte er Geld genug auf, daß eine Kirche erbaut werden konnte. (...)*

*Bei dieser Gelegenheit, der Glockentaufe, bekam auch die Ortschaft einen Namen und zur Erinnerung an das verheißene, gelobte Land im fernen Süd-Amerika nannte man es Neu- oder Grevels-Brasilien.«*

**John P. Knaff: »*Brasilianische Verlockung*«, Jahrbuch des Luxemburger Bruderbundes in Amerika, 1913.**

# Tubak

**Tabakanbau in Sklavenarbeit, aus »*Das Buch der Erfindungen*«, 1893.**

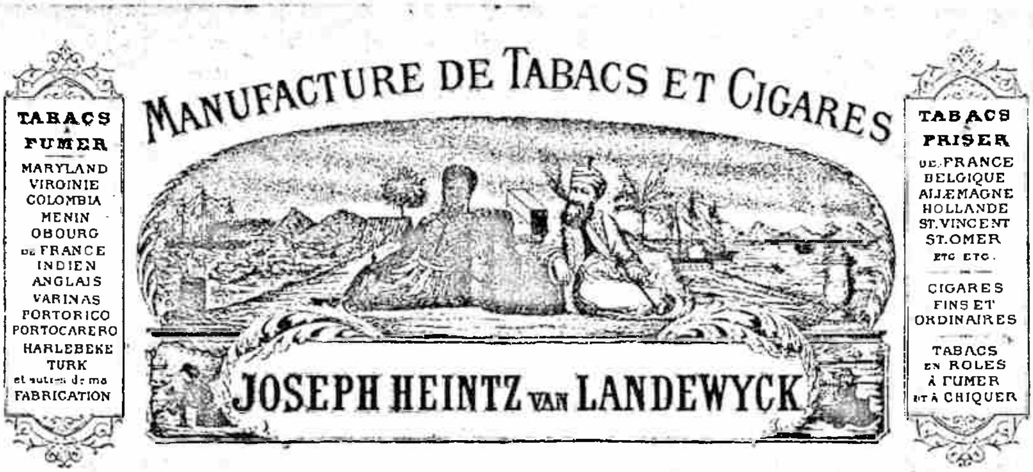
Die spanischen Invasoren in Amerika brachten den Tabak und die zunächst als äußerst merkwürdig angesehene Gewohnheit des Rauchens nach Europa. Doch Ende des 16. Jahrhunderts begann der Tabak beliebt zu werden. Die Soldaten des dreißigjährigen Kriegs verbreiteten ihn rasch. Tabak ist eine der wenigen Kolonialwaren, die zur Entwicklung einer größeren, noch heute bestehenden Industrie in Luxemburg führten und mit der kurze Zeit sogar von Luxemburg aus Kolonialmärkte beliefert wurden.
Eine erste Erwähnung des Tabaks für Luxemburg entdeckte Alphonse Sprunck in einem Dekret von 1675, »*das den Soldaten der Garnisonen in den spanischen Niederlanden, sowie ihren Frauen und Dienstboten verbot, Wein, Bier, Tabak und andere Waren an die Zivilbevölkerung zu verkaufen.*« (*Les Cahiers luxembourgeois*, 4/1957). Er erwähnt auch einen vor 1754 verfaßten Bericht, der anregt, in Luxemburg »*Schnupftabake aus Blättern aus Brasilien, San Domingo, San Cristobal und Virginien herzustellen.*«
In den erwähnten Ländern Nord- und Südamerikas wurde der Tabak zum Genuß der europäischen Raucher von afrikanischen Sklaven auf großen Plantagen angebaut. Minderwertiger Tabak wurde aber auch rasch in Luxemburg gezüchtet: »*Der Anbau des Tabaks wird zuerst erwähnt in einer Verordnung vom 27. Januar 1757, durch welche der Anbau dieser Pflanze für 2 Jahre verboten wurde. Es ist aber anzunehmen, daß die Bauern schon lange ihren Bedarf anbauten, weswegen sie wahrscheinlich Einspruch gegen genannte Verfügung erhoben, denn eine Verordnung vom 4. Mai desselben Jahres gestattet ihnen den Anbau des eigenen Bedarfs; die zu bepflanzte Fläche mußte jedoch angemeldet werden.*« (J. Nicolay: »*Bauern und Landwirtschaft*«, 1938)
Neben dem eigenen Anbau wurden 1765 im

Herzogtum Luxemburg 25.858 Pfund Tabakblätter und 14.364 Pfund Tabak in *»Karotten«* und Rollen eingeführt und 7431 Pfund ausgeführt. Die Verarbeitung geschah in häuslichen Tabakspinnereien mit Hackbeil, Röstpfanne, einer Bank, um die Tabakblätter zu Rollen zu *»spinnen«*, und einem Mörser, um sie zu Schnupftabak zu zerstoßen.
Anfang des vorigen Jahrhunderts besaß Jean-Pierre Pescatore die größte der über ein Dutzend einheimischen *»Tubaaksspennereien«*. Sie beschäftigte 27 Arbeiter an 59 Tagen im Jahr. In Hesperingen ließ er zudem einen Arbeiter Schnupftabak herstellen. 1835 schickte Pescatore seinen Neffen auf eine lange Schiffsreise nach Cuba, um Tabak einzukaufen.
Aber der Tabakimport belastete die Handelsbilanz, so hatte die Luxemburger Tabakproduktion schon Mitte des vorigen Jahrhunderts besonderen Erfolg im Grenzgebiet: Tabak und Zigarren wurden zwischen Esch/Alzette und Rodange fleißig nach Frankreich geschmuggelt.

1847 heiratete der 25-jährige Jean-Pierre Heintz Josephine Vanlandewyck. Sie eröffneten in der Hauptstadt einen vorwiegend aus der Pfalz belieferten Tabakladen, aus dem einige Jahre später eine Tabakfabrik wurde. Entsprechend den Gewohnheiten der Tabakkonsumenten stellte die Fabrik während der ersten Jahrzehnte teilweise mit Kinderarbeit *»Strolles«* für die Pfeife, *»Jhicktubak«* zum Kauen und Zigarren her. Daß weit mehr Tabak gekaut und geschnupft

**»*Tubaaksmedecher*« in der Tabakfabrik Heintz Van Landewyck, aus *Cahiers luxembourgeois* 4/1957**

daß der Tabakanbau in Luxemburg wirtschaftlich von Vorteil gewesen wäre. *»La culture du Tabac était déjà connue dans le pays au siècle dernier. En 1842, des essais en grand furent introduits à Clausen; mais le résultat obtenu paraît ne pas avoir répondu à l'attende, car ils furent alors abandonnés. On rencontra bien par-ci par-là des cultures isolées, pour la consommation personnelle, sans que toutefois elles eussent prêché d'exemple. Ces essais furent renouvelées à l'intervention très active de l'administration.«* (Fischer, Koltz: *»Rapport général sur l'état de l'agriculture«*, 1891) Laut Bericht der Handelskammer wurde als heute, hängt auch damit zusammen, daß das Rauchen in der Festung Luxemburg wegen der Brand- und Explosionsgefahr verboten war.
Anfang der achtziger Jahre besaß die Firma bereits drei Fabriken, in denen drei *»Tubaaksmädecher«* etwas Neues, die ersten Zigaretten herstellten. Die Zigarette verdrängte um die Jahrhundertwende rasch alle anderen Tabakprodukte. Durch ihre schnelle Verfügbarkeit und die lähmende Wirkung des Nikotins auf das Nervensystem wurde sie die bevorzugte Droge, um in der nervösen Hektik des Industriezeitalters zu bestehen.




**Briefpapier der Tabakfabrik Heintz Van Landewyck, aus *Cahiers luxembourgeois* 4/1957**

Insgesamt gab es 1880 laut Paul Webers Wirtschaftsgeschichte 24 Tabakfabriken in Luxemburg, die 10.000 Zentner deutschen und 3000 Zentner *»de tabacs exotiques«*, also vorwiegend Kolonialware, verarbeiteten.

## *»Africaines«*-Zigaretten für die Kolonien

*»Entre-temps, un nouveau débouché s'était ouvert: les colonies françaises d'outre-mer telles l'Algérie, la Tunisie et l'Indochine, auxquelles s'ajoutait encore le Tonkin lors de l'expédition de 1883. Comme les fabricants luxembourgeois pouvaient fournir dans ces pays sans être obligés de payer les droits de productions prescrits par les dispositions du „Zollverein", à condition toutefois de fabriquer ces produits dans des locaux séparés de leur fabrique principale, Joseph Heintz loua l'ancienne ganterie Gabriel Meyer dans la rue Beck. L'autorisation de fabrication lui fut accordée le 27 novembre 1883,«* berichtet Heinz Weber in *Les Cahiers luxembourgeois*, (4/1957).

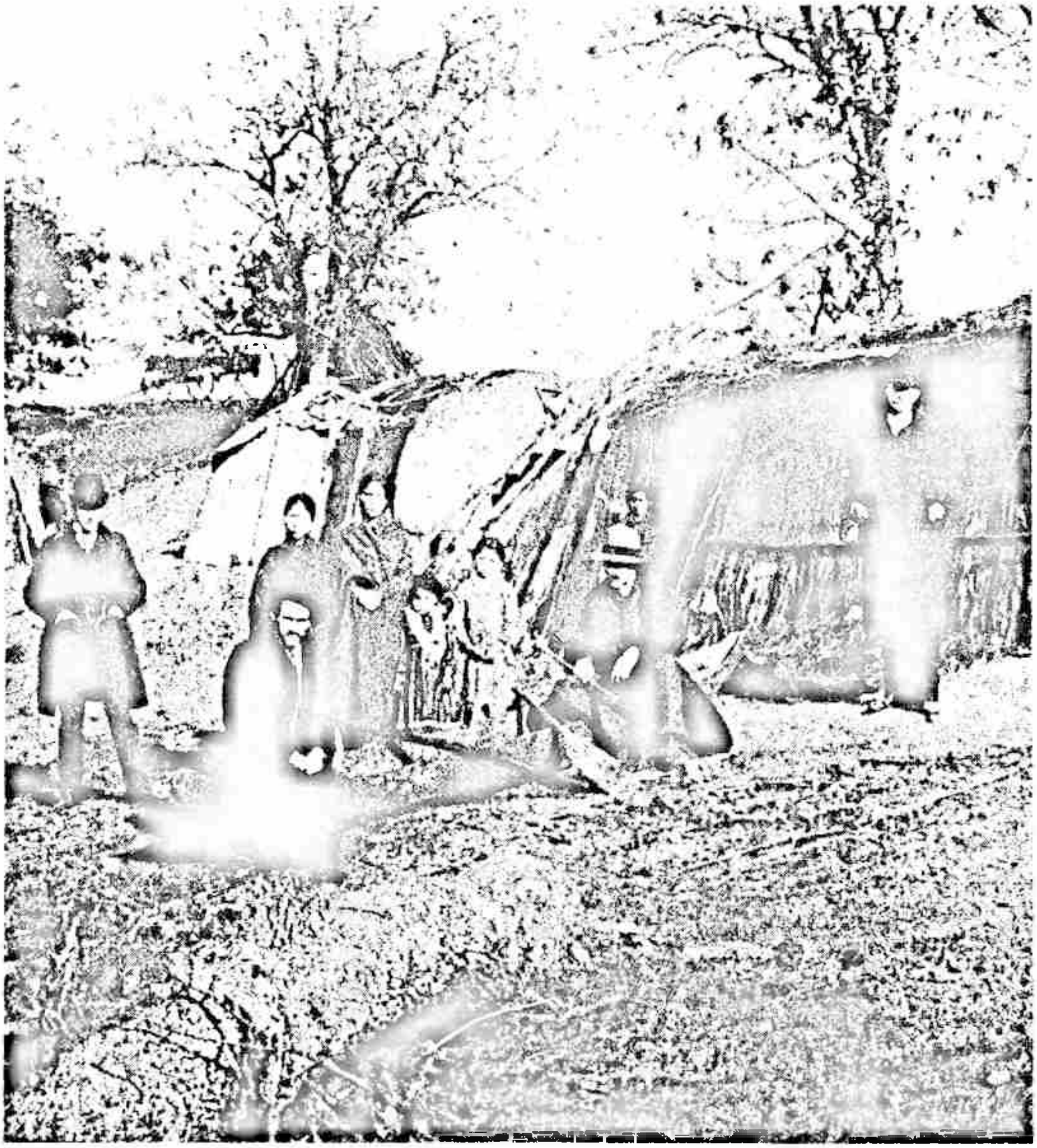
Insbesondere für den Kolonialmarkt wurde die Zigarettenmarke *»Africaines«* geschaffen. Doch das Geschäft, in das auch die Tabakfirma Wahl eingestiegen war, sollte knapp ein Jahrzehnt gut gehen. Dann schloß die französische Regierung 1892 ihren Kolonialmarkt mit hohen protektionistischen Zöllen für ausländische Importe.

1899 produzierten bereits 60 Arbeiterinnen im Akkord Zigaretten von Hand. 1905 wurde die erste Maschine installiert. Nach dem ersten Weltkrieg, wo Luxemburg vom deutschen Zollverein in die Wirtschafts- und Währungsunion mit Belgien überwechselte, gründete die Firma Heintz van Landewyck eine Fabrik in Trier, um den deutschen Absatzmarkt nicht zu verlieren. Nach dem zweiten Weltkrieg und der Gründung der Benelux verkaufte sie zunehmend auch in die Niederlande.

Heute verdient an jeder dritten der jährlich 5 Billionen verkauften Zigaretten in der Welt einer der sieben großen Tabakkonzerne der USA, Großbritanniens und Südafrikas. 1959 begann Heintz van Landewyck unter Lizenz des viertgrößten US-Propduzenten, P. Lorillard, *»Kent«*- und *»Newport«*-Zigaretten für die Benelux herzustellen und zu verkaufen. 1964 eröffneten beide Firmen eine gemeinsame Fabrik in Ettelbrück. Im Januar 1969 berichtete der *Écho de l'industrie*: *»Heintz van Landewyck achète des tabacs dans la plupart des pays producteurs. Les tabacs américains occupent la première place; l'entreprise emploie un grand nombre de variétés de tabacs Maryland, Virginie, Burley et Kentucky. Les tabacs d'Orient — turcs, roumains, grecs, bulgares etc. — apportent des nuances indispensables dans la composition des mélanges.«* Heute importiert Heintz van Landewyck Tabak aus den USA, Brasilien, Simbabwe und Singapur.

Die Tabakindustrie profitiert von den niedrigen Akzisen und dem dadurch verursachten regen Grenzhandel mit Zigaretten in Luxemburg. Sie beschäftigt rund 600 Arbeiterinnen und Arbeiter, auf deren Arbeitsplätze sie regelmäßig verweist, wenn die Rede davon geht, die Akzisen zu erhöhen, Gesundheitskampagnen gegen das Rauchen zu führen oder die Zigarettenwerbung zu verbieten.

# Hirsche und Indianer sind verschwunden, fröhliche Geselligkeit herrscht



**Gruppenbild von Alvin Frank mit Indianerinnen auf dem Flußufer gegenüber Winona, Wisconsin, aus Mary E. Nilles:** *»Rollingstone«*, 1983.

Kein Land der Welt wurde so schnell und so gründlich von der Dritten Welt in die Erste Welt verwandelt wie die USA. Um auf nordamerikanischem Boden eine neue Gesellschaft, die Geld- und Warenwirtschaft und die Sklaven- oder Lohnarbeit der europäischen Kolonisten, der Farmer und Industriellen zu errichten, wurden die alte geld- und warenlose Gesellschaft der jagenden, sammelnden und Ackerbau betreibenden Indianer, wurden die Indianer selbst vernichtet. Die Geschichte der USA beginnt mit einem in unzähligen Cowboyromanen und Westernfilmen immer wieder zur Heldentat verklärten Raubzug und Völkermord. Als kostenloses Startkapital für die Gründung einer neuen Wirtschaft und Gesellschaft stahlen die Kolonisten vom Ende des 18. bis Ende des 19. Jahrhunderts das Land der in Nordamerika lebenden Menschen mit militärischer Gewalt und mit betrügerischen *»Verträgen«* nach Rechtsnormen eines anderen Kontinents.

Um diesen Völkermord mit der herrschenden Doppelmoral zu vereinbaren, wurden die Indianer nicht als Menschen sondern als Wilde angesehen, also als Lebewesen, die den Weg vom Tier zum Menschen noch nicht abgeschlossen hätten. Nach dem Sezessionskrieg und dem Ende der Sklaverei wurde 1868 durch das 14. Amendment zur Verfassung der USA allen Bewohnern mit Ausnahme der Indianer gleiche Bürgerrechte zuerkannt. Die Besiedlung Nordamerikas wurde als Zivilisierung dargestellt, durch die das Land von allem Wilden, allen wilden Menschen und Tieren *»gesäubert«* wurde, so als sei Indianer-Sein etwas Schmutziges. Auch für die ankommenden braven Christenmenschen aus dem Großherzogtum waren die Indianer keine Menschen sondern letzte, bedrohliche Reste einer wilden Landschaft, die der zivilisatorischen Rodung weichen mußten. Sie mußten verschwinden, wie zur gleichen Zeit in Luxemburg die letzten Wölfe den Schmelzen und dem *»Feierwon«* weichen mußten. Bei seiner sorglosen Beschreibung der Luxemburger Kolonisierung im Nordosten zählt A. Nütten (zitiert nach Ns. Gonner: *»Die Luxemburger in der Neuen Welt«*, Dubuque 1889) die Indianer als bedrohliche Teile der Landschaft nach den Hirschen auf: *»Von Ochsen wurden die Wagen gezogen, rauhes Unterholz bedeckte den Boden, Lehmhütten bildeten das Obdach, und mühsam wurde das Brod in Töpfen gebacken. Hirsche streiften noch umher und in drohender Nähe war ein Lager von Chippewa und Winnebago-Indianern. Jetzt alles Friede und Wohlstand, Pferde sind an Stelle der Ochsen getreten, stattliche Wohnhäuser an Stelle der Lehmhütten. Wo das struppige Holz sich ausbreitete, blühen reiche Weizenfelder, Hirsche und Indianer sind verschwunden. Fröhliche Geselligkeit herrscht allerwärts, die heimathlichen Kirmestage von Heffingen, Godbringen u.s.w. werden noch immer im Kleinen gefeiert und die jüngst gegründete Musikbande — Rollingstone hatte schon 1876 eine nur aus Luxemburgern bestehende Musikkapelle — läßt jetzt manchmal die Thalwände von ihren Klängen widerhallen.«*

In der umfangreichen Literatur über die Luxemburger Emigration nach Amerika geht bis heute so gut wie nie die Rede davon, daß Nordamerika bei der Ankunft der Kolonisten schon von Menschen bewohnt war. Die Vertreibung und Ermordung dieser Menschen wurde immer nur als scheinbar freiwilligen *»Rückzug«* oder als unpersönliches *»Verschwinden«* erwähnt. Ns. Gonners Standardwerk *»Die Luxemburger in der Neuen Welt«*, Dubuque 1889, erwähnt die Indianer nur ein paar Mal beiläufig als Hindernisse beim Streben Luxemburger Siedler nach Wohlstand: *»Wie alle Pioniere im Urwald, hatten auch die Luxemburger einen schweren Anfang. (...) und wie froh waren die Farmer, wenn die Indianer sie in Ruhe ließen«* (vor 1840). *»Die Indianer, die erst später weiter westlich versetzt wurden, trieben die Frauen oft in die Angst.«* (Ohio, 40er Jahre) *»Auch die Indianer rumorten noch herum und konnten ganz ungemüthlich werden.«* (Wisconsin, 40er Jahre) *»Auch dort war's 1858 noch nicht sauber, denn noch führten die Chippewas zu Wabasha, nach ihrem Häuptling genannt, noch einen Kriegstanz um die scalpirte Leiche eines Weißen, der ihnen in die Hände gefallen, auf. Wabasha sah ebenfalls schon die Primiz eines luxemburgischen Priesters, die des Herrn J.M.Jacobs, am 15. August 1878.«* (Minnesota, 50er Jahre). Das war dem Santee-Häuptling Wabasha nur möglich, weil er 1862 im Sioux-Krieg seine Mitkämpfer an die weiße Armee verraten und sich so sein Weiterleben erkauft hatte.

Mary E. Nilles erzählt noch 1983 idyllisch in *»Rollingstone«*: *»Im Jahre 1850 gehörte den Indianerstämmen noch ein großer Teil des Territoriums. Erst 1853 wurden Verträge ratifiziert, durch die Indianer der Regierung der Vereinigten Staaten ihr kostbares Land abtraten.«* Um dann die eingewanderten Luxemburger als die Nachlaßverwalter der Indianer zu feiern: *»Die Luxemburger begegneten auch den letzten im Raum Winona ansässigen Sioux-Indianern. Es gibt keine Anzeichen dafür, daß die Luxemburger mit irgendeinem der eingeborenen Amerikaner enge Beziehungen entwickelt hätten. Andererseits scheint es auch nicht zu indianisch-luxemburgischen Auseinandersetzungen gekommen zu sein. Mehr noch, manche von Rollingstones älteren Bürgern erinnern sich an Geschichten, wie ihre Eltern oder Großeltern mit dem Indianern sprachen und ihnen überschüssige Farmerzeugnisse und Hühner anboten. Der „Winona Daily Republican" berichtete am 1. Juni 1882: „Eine Gruppe Indianer lagerten heute morgen auf dem Uferdamm. Nach Einnahme ihres Frühstücks stahlen sie sich schweigend davon." Um die Jahrhundertwende hatten die Indianer das Tal des Rollingstone und die Umgegend von Winona verlassen und die Luxemburger übernahmen ihr Wächteramt gegenüber der von den Uramerikanern geheiligten Wildnis im Tal der Rollingstone.«* (Mary E. Nilles: *»Rollingstone«*, Luxemburg 1983, S. 59-60)

# Eng couragéiert Fra

## Die Hungerrevolte der Santee-Sioux

Little Crow (Tshe-ton Wa-Ka-wa Ma-ni)

Die Luxemburger Kolonisten in Nordamerika siedelten sich mehrheitlich auf dem Land der Santee-Sioux im Südwesten der Großen Seen an, in Minnesota, Dakota, Wisconsin und Iowa. In den fünfziger Jahren wurden die Santee-Sioux gezwungen, ihr Land in diesen Staaten für die weißen Siedler zu räumen. Der Gouverneur Iowas hatte das Skelett des 1838 verstorbenen Unterhäuptlings Black Hawk in seinem Büro stehen.

Über den Staat Minnesota schreibt Ns. Gonner, »*Die Luxemburger in der Neuen Welt*«, Dubuque 1889: »*Schon Anfangs der fünfziger Jahre finden wir einzelne Luxemburger im Staate. Zahlreich kamen sie erst im Anfang der sechziger Jahre, dann aber in solchen Massen, daß sie ganze Striche im Nu besiedelten.*«

Dee Brown beschreibt diese Besiedlung etwas genauer in »*Bury My Heart at Woundeed Knee*« (New York 1970): »*In den zehn Jahren vor dem Bürgerkrieg drangen über 150.000 weiße Siedler ins Land der Santees ein und überrannten so die linke Flanke der einst „ewigen Indianergrenze". Gemäß zwei unreellen Verträgen traten die Waldland-Sioux neun Zehntel ihres Gebietes ab und wurden auf einem schmalen Landstreifen am Minnesota River zusammengedrängt. Agenten und Händler hatten sich gleich zu Beginn auf sie gestürzt wie Bussarde auf die Kadaver erlegter Büffel und sie um den großen Teil der Lebensrente, für die sie ihr Land aufgegeben hatten, betrogen. (...) Im Sommer 1862 spitzte sich die Lage zu. Im Reservat gab es fast kein Wild mehr, und wenn die Indianer in ihre alten Jagdgründe vordrangen, die sich jetzt im Besitz der weißen Siedler befanden, gab es oft Streit. Die Indianer hatten, wie im vergangenen Jahr, eine schlechte Ernte, und viele von ihnen mußten bei den weißen Händlern Lebensmittel auf Kredit kaufen. Die Santees erfüllte eine tiefe Abneigung gegen das Kreditsystem, denn sie hatten keine Kontrolle über die Konten. Wenn ihre Rente aus Washington kamen, erhoben die Händler Anspruch auf das Geld, und die Regierungsstellen zahlten ihnen die Summe aus, die die Händler in ihre Kontobücher eingetragen hatten. (...)*

*Im Juli versammelten sich mehrere tausend Santees bei der Oberen Regierungsagentur am Yellow Medecine River, um ihre ihnen den Verträgen nach zustehenden Renten abzuholen und dafür Lebensmittel zu kaufen. Das Geld traf nicht ein, und es gingen Gerüchte um, daß der Große Rat (Kongreß) in Washington sein ganzes Gold für den Bürgerkrieg ausgegeben habe und den Indianern kein Geld schicken könne. (...)*

*Zehn Jahre Demütigungen durch den Weißen Mann — die gebrochenen Verträge, die verlorenen Jagdgründe, die nicht eingehaltenen Versprechungen, die nicht gezahlten Renten, ihr Hunger, während die Lagerhäuser voller Lebensmittel waren, die beleidigenden Worte Andrew Myricks — was war dagegen die Ermordung der weißen Siedler? Littler Crow sandte Boten stromaufwärts und forderte die Wahpentons und Sissetons auf, sich am Krieg zu beteiligen. Man weckte die Frauen, und sie gossen Kugeln, während die Krieger ihre Gewehre reinigten. (...)*

*Während der Nacht zogen die Häuptlinge mit ihren Hunderten von Kriegern durch das Minnesota-Tal, und früh am Morgen des 19. August sammelten sie sich westlich des Forts in der Prärie. „Die jungen Männer konnten es kaum erwarten anzugreifen," sagte Lightning Blanket, einer der Teilnehmer, „und wir trugen Kriegsbemalung auf, legten Lendenschurze und Beinschützer an und hängten uns große Schärpen um, in die wir Lebensmittel und Munition taten."*

*Als einige der unerfahrenen jungen Männer die mächtigen Steinbauten des Forts und die bewaffneten Blauröcke sahen, die sie erwarteten, kamen ihnen Bedenken, die Festung anzugreifen. Unterwegs hatten sie sich ausgemalt, wie leicht es sein würde, New Ulm, das Dorf am Cottonwood, zu überfallen. Der Ort jenseits des Flusses war voller Läden, die man plündern konnte, und es gab dort keine Soldaten. (...) Am Vormittag des 23. August griffen die Santees New Ulm an. Sie strömten aus den Wäldern ins helle Sonnenlicht, formierten sich in der Prärie zu einem Bogen und stürmten auf die Stadt zu. Die Bewohner von New Ulm waren auf sie vorbereitet. Nach dem mißglückten Angriff der jungen Krieger am 19. August hatten sie Barrikaden errichtet, sich weitere Waffen beschafft und die Miliz anderer im Tal gelegener Städte um Hilfe gebeten. (...)*
*Als es finster wurde, setzten sich die Santees ohne Sieg ab, doch hinter sich ließen sie die rauchenden Ruinen von 190 Gebäuden und über hundert tote Verteidiger.*«

Ns. Gonner (»*Die Luxemburger in der Neuen Welt*«, Dubuque 1889) konnte sich, wie üblich, nur an die weißen, christkatholischen Toten erinnern: »*Bei den Indianergräueln in 1862 ließen auch mehrere Luxemburger ihr Leben. So wurde einer am Cottonwood allein haufenweise ermordet; Jean Pierre Schmitz, der erste Gatte von Frau Thein von Shacopee, Dummeldenger Maré, büßte sein Leben ebenfalls ein; er ward schon 1859 beim Kellergraben von den Sioux, 3 Meilen südwestlich von dem heutigen Sleepy Eye, das Opfer der Rothhäute. Seine Witwe bewahrte durch ihr heldenmüthiges und kaltblütiges Auftreten Neu Ulm vor größerm Unglück.*« Über die verzweifelte Hungerrevolte der Santee-Sioux und den Widerstand dieser Luxemburger Kolonistin schrieb Ns. Gonner ein rassistisches Gedicht in Luxemburger Sprache, das er in »*Prairieblummen*«, Dubuque 1883, veröffentlichte:

# Eng courageiert Fra

Wei geint de Nord de Süd gestridden
Zur Zäit vun onsem Biirgerkrich,
Do woren d'*Indians* schlecht ze hidden,
Si gouwen du ganz fiirchterlech.
Si hate Polver, Bläi a Geld
A Fleesch, an Decken a Gezelt.

De Roude Mann hat schweier Kloen,
De Grousse Papp hat Gold versprach,
Ma him konnt hie säi Leed nët soen,
Dass d'Bleechgesiicht et agestach.
A well de *Greenback* nët séng Saach,
Du schwiert en Dout a Muerd a Raach.

Dei Wäiss, déi hun alt mounklen heieren,
Dass Soiux eng Däiw'lerei am Scheld,
Dass d'*Krei*, dei kleng, e Krich wëllt féieren
An nët op d'Juecht géng no dem Weld.
Dat goung iech all vu Mond zu Mond,
Ma niirges huet e Glawe fonnt.

Dach haten Sioux de Rot gehalen,
Den *Tomahawk* erausgewullt,
A fir déi Wäiss ze iwerfalen,
Wor Pelz a Bett schon opgerullt.
Si haten sech och ugestrach,
Dass si dem Däiwel selwer glach.

Du foung e Muerden an e Brennen
Am scheine Minnesota un,
A wien nach Been hat goung un d'Rennen,
Säi Liewen, dat houng of dervun.
Wei muenchen huet den Dout do fonnt,
Deen nët zur Zäit entlafe konnt.

Nuets wor den Himmel voller Feier
Em d'Stad Neu Ulm ronderem,
Gehailt, gejhaut hun d'Onggeheier,
Bal hei geschoss, bal do erem.
A woren d'Haiser ugestach,
Sën d'*Indians* fort duurch d'Gras geschlach.

D'Neu Ulmer wore voller Angscht a Schrecken,
Ma d'Käpp dei hun se nët verluer,
Et geet keng Ried vum Waffestrecken,
Si hale brav hir Broschten duer.
Hir Schanzen hun se schnell gebaut,
Op Gott an hire Mutt vertraut.

Mat hire Kanner soussen d'Fraen
A Kellern an der baanger Nout,
Zwar konnt keng Kugel si erzaen,
Dach haten s'Angscht vir Schan an Dout.
Eng hu gekrasch, eng hu gebiet,
Eng hun de Kanner zougeriet.

A sollt dat Ongleck vläicht gescheien,
Dass d'Stad am Stuurm eruwert geif,
Nët Fra, nët Kanner sollte se kreien
Dei Krei mat hire rouden Deif.
An engem Keller bei der Gaass
Do stoung fir d'Nout e Polverfaass.

A Schmiitze M'rei vun Dummeldéngen,
Dat setzt sech roueg op déi Tonn,
Hatt wollt dat Polverfaass bedengen
Als Schotz a Schiirm géint d'rout Honn.
Duurch si hat d'M'rei säi Mann verluer
An duerfir hat et Raach geschwuer.

„Du Maréi! héier d'Indians hailen,
O heier dach hiirt Krichsgebrell,
Wei se bal heihin, dohin eilen,
Et sin dach schrecklech Leit, déi Wëll."
Dat seet eng Nopesch zum Marei
A leet e Schäit zoum Feier bei.

„Gesäis de Maréi d'Scheier brennen,
Déi hun se lo grad ugestaach,
A wei se schnell dervunne rennen,"
Sou rifft eng Fra am Kellerlach.
„Du Kett," seet M'rei, „hal d'Feier un,
Du hues jo soss dach näischt ze dun."

„Laanscht d'Turnhal jon s'op hiren Hengschten,
O Gott! o Gott! bal sin se hei,"
Rifft eng jong Fra an hiren Ängschten:
„Huel dach e Brand, *go head* Marei!"
„'t as nach ze frei", seet d'M'ei a Rou,
„Maach du de Kellerbuedem zou."

Du koum een d'Gaass era sour'n a weimern,
Verwonnt a voller Schmotz a Blutt,
Deen heiert s'am Keller biede, jéimern,
E mecht en och kee grousse Mutt.
„Mir kommen se," rifft en, „'t as keng Fro,
Mir kommen d'*Indians* all erno.

„O Lord! o Gott! wat as ze maachen?
O Marei, stiech dat Fässchen un."
Ma Schmiitze M'rei fänkt un ze laachen,
Obschon et him nët grad eendun,
A seet: „Ech wëll se dach gesinn,
Ir mir mat Damp zum Himmel gin."

An zou de ville grousse Schrecken
Koum nach eng däischter Nuecht derzou
Ma viru geet op allen Ecken
D'Gefecht, mer kennt keng Rascht a Rou.
A wann s'och all de Mutt verluer,
Vun Dummeldéngen M'rei hält duer.

Du héiren s'e Reiter rennen,
Kaum dass se en duerch d'Nuecht gesinn,
En Indian wollten eng erkennen
A laange schon nom Feier hin.
Ma Schmiitze M'rei wor méi gescheit
A seet: „Dat huet nach Zäit, dir Leit."

'‚t gouf hallef Nuecht an nach hat d'Streiden,
Nach hat d'Gefecht keen Enn erreecht,
A gréisser gouwen d'Angscht an d'Leiden,
Déi muenechen säin Hoer gebleecht;
Ma Schmiitze M'rei wor nët verzot,
Et huet getréischt mat guddem Rot.

„Jéi, schnell M'rei, d'Indianer kommen,"
Jäizt an der Angscht een op der Gaass.
„Morbleu!" seet Schmiitze M'rei mat Brommen,
Gesinn muss ech se hei um Faass;
Et as nach plenty Zäit derfir,
Wann se douewen an der Dir."

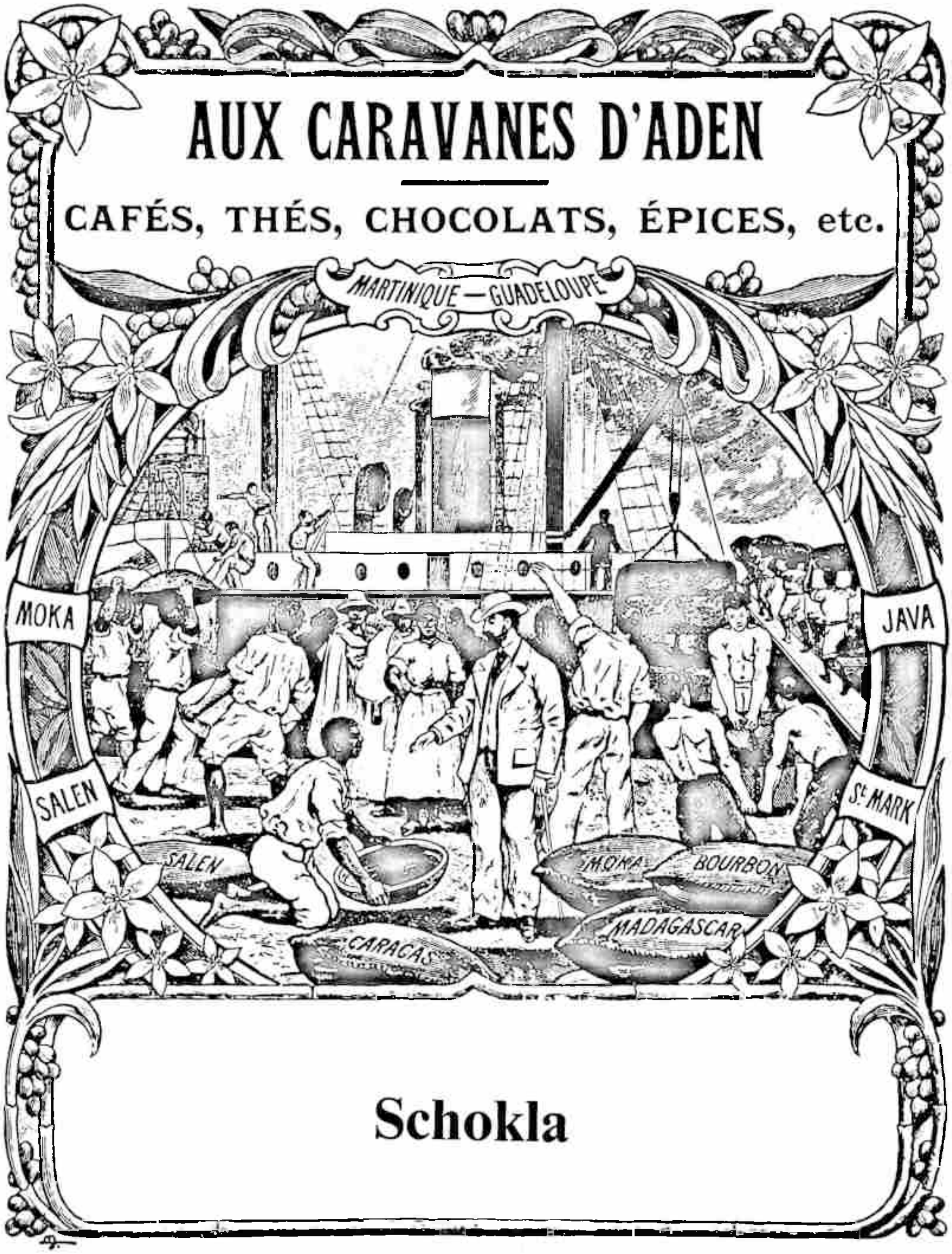
Dach endlech fänkt et un ze groen,
An d'Sonn déi geet am Osten op,
Du héiren s'op der Gaass ee soen:
„Dohannen, do kënnt Häll'f erop;
Zou onsem Heel an onsem Gléck,
Sën si den Däiwelen nun am Réck."

An nach wor d'Muerden nët gedoen,
Déi Kréi huet sech nët gier ergin,
Si kennt kee Fiirchten, kennt keen Zoen,
Si mengt, si misst nach Meeschter gin.
Ma no an no gouf d'Schéisse schwaach,
De Feind hat sech derduurch gemaach.

„Dir Leit," seet d'M'rei, „setzt iech op d'Knéien,
Mir wëllen danke fir onst Gléck,
't as Sonndeg haut an d'Indians zéien,
Ons Leit, déi schloen se zeréck;
Ech droen d'Polverfaass eraus,
D'Gefor, déi denken ech, as aus."

Greenback: amerikanesch Pobeiergeld
Grousse Papp: de president vun de Vereinigte Staaten
Sioux: Indianerstamm
Kleng Kréi: Numm vum Indianerchef
Tomahawk: Krichsbeilen
go ahead: maach virun
Lord: Härgott
plenty: genuch

Dee Brown zieht in *»Bury My Heart at Woundeed Knee«* (New York 1970) Bilanz der Schlacht um New Ulm und wie die braven, auch Luxemburger Siedler davon profitierten: *»Die Tage der Santee-Sioux in Minnesota waren jetzt gezählt. Die meisten Häuptlinge und Krieger waren tot, saßen im Gefängnis oder befanden sich außerhalb des Landes, doch der Aufstand hatte den Weißen eine willkommene Gelegenheit geboten, sich des restlichen Landes der Santees zu bemächtigen, ohne auch nur das mindeste dafür zu bezahlen. Frühere Verträge wurden für ungültig erklärt, und man teilte den überlebenden Indianern mit, daß man sie in ein Reservat im Territorium Dakota bringen werde. Selbst jene Führer, die mit den Weißen kollaboriert hatten, mußten ihr Land verlassen. „Ausrotten oder vertreiben" lautete der Ruf der landhungrigen Siedler. Die erste Gruppe von 770 Santees verließ am 4. Mai 1863 mit einem Dampfboot St. Paul. Am Kai drängten sich Weiße, die sie mit spöttischen Zurufen überschütteten und mit Steinen bewarfen.*
*Als Reservat für die Santees hatte man Crow Creek am Missouri River bestimmt. Die Erde war unfruchtbar, Regen war eine Seltenheit, es gab wenig Wild, und das alkalihaltige Wasser eignete sich nicht zum Trinken. Bald waren die Hügel der Umgebung mit Gräbern bedeckt; von den 1300 Santees, die man 1863 in das Reservat brachte, überlebten weniger als tausend den ersten Winter.«*
Neben dem Sioux-Krieg fanden in den sechziger Jahren weitere entscheidende Vernichtungskriege gegen die Indianer statt, deren Ausgang zusammen mit dem Ausgang des Sezessionskriegs die Weichen für die Entwicklung der USA zu einer industriellen und militärischen Supermacht stellten.
Über diese Zeit berichtet Dee Brown weiter, daß *»der Staat Minnesota seit kurzem fünfundzwanzig Dollar für jeden Siouxskalp zahlte.«* So daß die Siedler nicht nur aus Landgier und Rassismus Indianer ermordeten, sondern sie wie Ungeziefer abknallten, um sich mit den Abschußprämien ein Nebeneinkommen zu verdienen. Verzichteten die zahlreichen Luxemburger Kolonisten in Minnesota als einzige auf die 25 Dollar für jede Kopfhaut eines ermordeten Indianers?




# Schokla

Aus Amerika brachten die Invasoren Brei aus Cacahuatl mit, wie die Azteken die Frucht des Kakaobaums nannten, ein Name, aus dem dann *»Kakao«* wurde. Bis zur französischen Revolution war mit viel Rohrzucker aus den karibischen Sklavenkolonien vermischter Kakao das exotische Luxusgetränk von Adel und reichem Klerus. Eine aus getrocknetem Kakaobrei bereitete und nach dem Maya-Wort Xocoatl (*»Schaumwein«*) benannte Luxusspeise, löste zu der Zeit theologische Debatten darüber aus, ob Schokolade während der Fastenzeit gegessen werden könne oder die sexuelle Potenz steigere.

Doch erst nachdem der Holländer Casparus van

Houten 1820 ein fettarmes Verfahren der Kakaoproduktion entwickelt hatte, entstanden, wahrscheinlich ebenfalls aus theologischen Gründen, in der Schweiz die ersten Schokoladenfabriken.
Der Erfolg der Schokolade im 19. Jahrhundert löste einen Kakaoboom aus. In Brasilien bekamen Bauern ihr Land geraubt, Wälder wurden gerodet, um Kakaoplantagen anzulegen, wer protestierte, riskierte sein Leben. Gegen Hungerlöhne mußten Kakaoplanzer die Früchte für das Naschwerk der Europäer und Nordamerikaner ernten. Die Börsenkurse bestimmten die Höhe der Profite im Norden und das Ausmaß des Unglücks im Süden.

## Schokoladenfabriken in Luxemburg

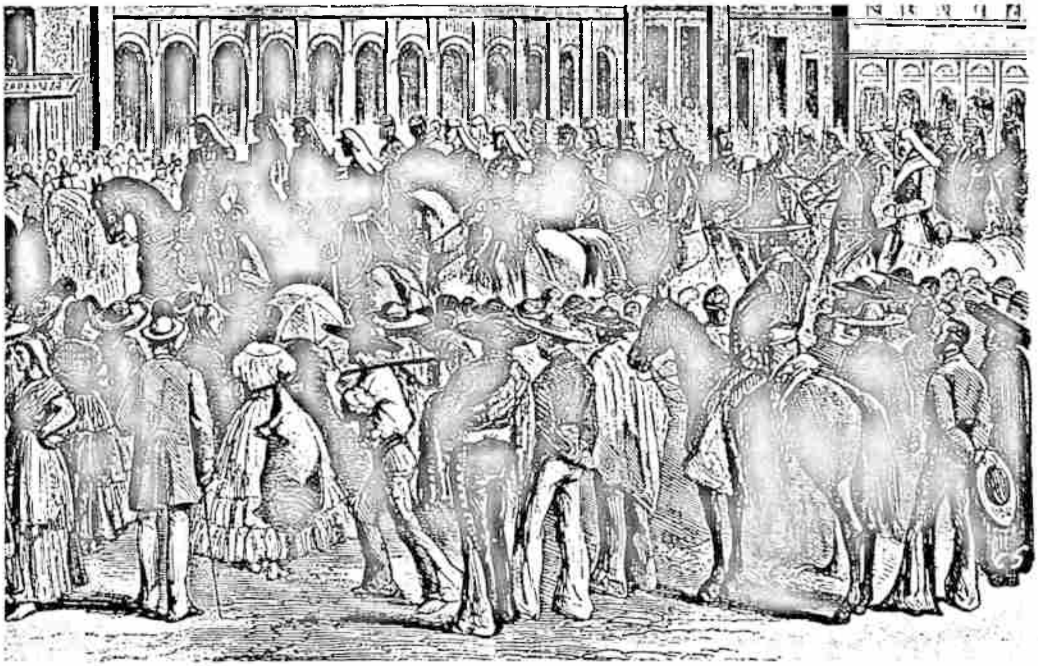
*»Les frères Hastert établirent en 1865 une fabrique de pâtes alimentaires et de chocolats à Luxembourg,«* berichtet Paul Weber in seiner *»Histoire de l'économie luxembourgeoise«* und: *»En 1902 une chocolaterie était signalée comme création récente. Elle occupait 25 ouvriers et produisait 50 tonnes Depuis 1905 le silence s'est fait autour de cette industrie.«*
Heute werden drei Viertel des Kakaos an der Elfenbeinküste, in Brasilien, Malaysia, Ghana und Nigeria gezüchtet; in Brasilien und Malaysia auf Plantagen, in Westafrika von Kleinbauern.
Doch das Kakaogeschäft ist hochgradig im Norden monopolisiert. Der Kakaohandel an den Rohstoffbörsen im Norden wird in der Hauptsache von zwei Firmen kontrolliert: Gill & Duffus und S.W. Berisford. Seit 1972 versuchen die Produzentenländer Abkommen mit den Konsumentenländern zu schließen, um den Verfall der Kakaopreise zu verhindern, aber der erhoffte Erfolg blieb aus. Selbst eine ruinöse Exportbeschränkung des größten Produzenten, der Elfenbeinküste, scheiterte.
Der Profit im Kakaogeschäft wird nicht bei der Kakaoproduktion, sondern bei der Weiterverarbeitung zu Schokolade und Kakaogetränken erzielt. Deshalb beschlossen die Luxemburger und die anderen Regierungen der EG, auf Kakaoimporten sehr niedrige und auf Schokoladenimporten sehr hohe Einfuhrzölle zu erheben. So daß die Länder der Dritte Welt Kakao aber keine fertige Schokolade in die EG einführen können. Damit die Schokoladenproduktion weiter von wenigen großen Konzernen im Norden, wie Nestlé, Suchard, Mars und Cadbury beherrscht werden kann. Damit wird in der Öffentlichkeit zwar von Entwicklungshilfe gesprochen, aber in der Praxis wird die zudem hochverschuldete Dritte Welt an der wirtschaftlichen Entwicklung gehindert.
Laut Statec-Umfrage über die Familienbudgets gab ein durchschnittlicher Luxemburger Haushalt 1987 rund 3000 Franken für Kakaoprodukte aus, doppelt soviel wie für Kartoffeln. Im Einzelnen waren es 2159 Franken für Schokolade, 470 Franken für andere Schokoladeprodukte und 315 Franken für Kakao.
Für die Kinderarbeit gewährten die brasilianischen Kakaoplantagenbesitzer in dem gleichen Jahr einen Tageslohn von 30 Franken; Frauen verdienten 40 Franken, Männer 70 Franken am Tag. Sie alle sind Wanderarbeiter, die meist vierzehn Tage auf einer Plantage arbeiten und dann wieder arbeitslos sind und weiterziehen müssen. Im Zentrum der Kakaozucht, der Stadt Itabuna, liegt die Arbeitslosigkeit bei 50 Prozent. Gegen Gewerkschafter, die menschenwürdige Löhne verlangen, setzen die Plantagenbesitzer Mordkommandos ein.

An den Rippen erhängter Sklave, Stich von William Blake, 1792

Zwischen 1445 und 1870 verschleppten Europäer zwischen 10 und 20 Millionen Afrikanerinnen und Afrikaner nach Amerika, um sie dort als Arbeitssklaven auszubeuten. Ähnlich hoch dürfte die Zahl der Afrikanerinnen und Afrikaner sein, die den Sklavenraubzügen in Afrika und dem Schiffstransport über den Ozean zum Opfer fielen.
1860 waren von 11 Millionen Einwohnern der Südsaaten der USA 3,8 Millionen Sklaven und Sklavinnen, die Eigentum ihrer Besitzer waren wie das Vieh, mit dem einzigen Unterschied, daß sie für Gesetzesverstöße bestraft wurden. Seit dem 18. Jahrhundert wurden kaum noch Afrikaner in die USA verschleppt, sondern Staaten wie Virginia und South Carolina betrieben die systematische Zucht von Sklaven und exportierten sie in andere US-Staaten. Sklavinnen, Sklaven und ihre Kinder, auf die sie keinerlei Rechte hatten, arbeiteten vor allem in den Baumwoll- aber auch Tabak-, Reis-, Zucker- und Indigoplantagen. Baumwolle war seit 1790 das wichtigste Exportgut der USA, mit dem unter anderem die britische Textilindustrie beliefert wurde, und die Sklaverei erreichte so nach der Gründung der USA, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ihren Höhepunkt.
Die Luxemburger Kolonisten ließen sich kaum in den mit Sklaven- und Plantagenwirtschaft organisierten Südstaaten nieder. Sie siedelten zu einem Großteil als Klein- und Mittelbauern im Nordosten der USA, wo gemäßigteres Kima und Waldlandschaft an Luxemburg erinnerten. Aus diesem vorwiegend geographischen Grund hatten sie, *»wie die andern Deutschen, nicht im geringsten Freude an der Sklaverei. Nie haben wir gehört, daß ein Luxemburger einen Neger zu eigen hatte. Freilich ihre Plantagen waren klein und lagen in nördlichem Walde.«* (Ns. Gonner: *»Die Luxemburger in der Neuen Welt«*, Dubuque 1889, S. 109)
Im Streit gegen die vom Industriekapital beherrschten Nordstaaten spalteten die Sklavenhalterstaaten des Südens 1861 die USA und riefen die Konföderierten Staaten von Amerika aus. Es kam zum Sezessionskrieg. Da sie vorwiegend in den Nordstaaten wohnten, mußten zahlreiche Luxemburger auf deren Seite für die Einheit der USA und die Abschaffung der Sklaverei kämpfen.
Nur wenige riskierten dagegen auf der Seite der Südstaaten ihr Leben für die Sezession und den Erhalt der Sklaverei. *»Ob Luxemburger freiwillig in die südliche Armee getreten sind, ist uns nicht bekannt. In keinem Falle können es viele gewesen sein; war doch zu jener Zeit im ganzen Süden kein Hundert zu finden. In New Orleans soll das mit einem oder zwei der Fall gewesen sein. Bekannt sind Peter Eich von Ehnen und Frank Masius von Remich. Der Erstere war in Vicksburg. Von einem Luxemburger, der es bei den Südlichen zum Offizier gebracht, haben wir nie gehört, und es ist denn auch unter Umständen nicht wahrscheinlich.«* (Ns. Gonner: *»Die Luxemburger in der Neuen Welt«*, Dubuque 1889, S. 204)
Mit dem Sieg der Nordstaaten wurde die Sklaverei 1865 abgeschafft, die Schwarzen blieben aber weitgehend rechtlos. Diese *»Rassentrennung«* hoben die USA erst 1965 mit der Zuerkennung des Wahlrechts für Schwarze auf, die aber weiter Opfer von wirtschaftlicher Benachteiligung und Rassimus sind.

# Kriege gegen Mexiko

Nachdem sie sich 1845 den mexikanischen Staat Texas einverleibt hatten, provozierten die USA durch einen Truppenaufmarsch zwischen Rio Grande und Rio Nueces einen Krieg mit Mexiko. Ziel war die Annexion der mexikanischen Staaten Neumexiko und Kalifornien, die vor allem eine Ausweitung der in Sklavenarbeit betriebenen Baumwollplantagen und der weiterverarbeitenden Industrien versprachen.
Die USA griffen ihren südlichen Nachbarn auf drei Fronten an und drangen 1847 bis nach Mexiko-Stadt vor. Gefangen genommene mexikanische Soldaten wurden oft auf der Stelle massakriert oder lebendig verbrannt. Mit dem Abkommen von Guadalupe Hidalgo annektierten die siegreichen USA 1848 mehr als zwei Fünftel Mexikos, bis dahin das größte Land Lateinamerikas. Es handelte sich, neben Texas, um die heutigen Staaten Arizona, Neumexiko, Kalifornien, Nevada, Utah und einen Teil Wyomings. Das eroberte Gebiet bedeckte eine Fläche von rund zweieinhalb Millionen Qudratkilometer, was der Größe von Großbritannien, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Deutschland und Polen entsprach.
*»Auch im Kriege gegen Mexiko dienten bereits Luxemburger, so z.B. Peter Schultz (soll wohl heißen Schiltz), der den ganzen mexikanischen Krieg mitmachte, wie wir aus einer Todesnotiz aus der „Tiffin Freie Presse" erfahren. Schiltz starb in Hopewell Township, Seneca Co., im Jahre 1888. Erwähnt sei hier noch nebenbei, daß viele Luxemburger, sowohl als Offiziere denn als Soldaten unter Kaiser Maximilian in der belgischen Legion dienten und den Feldzug dort bis zu Ende*



**Die französischen Truppen am 4. Februar 1867 beim Rückzug aus Mexiko**

*mitmachten. Nähere Angaben fehlen uns leider.«* (Ns. Gonner: *»Die Luxemburger in der Neuen Welt««*, Dubuque 1889, S. 202)
Die Niederlage gegen die USA hatte zum Sturz des mexikanischen Diktators Santa Ana geführt. Die Liberalen unter Benito Juárez gewannen die Wahlen. Mit einem weitreichenden Reformprogramm begannen sie die bürgerlichen Freiheiten zu garantieren und eine liberale Marktwirtschaft zu schaffen. Weil die Kirche in großem Maß mit der klerikalen Diktatur kollaboriert und von ihr profitiert hatte, verstaatlichten sie die riesigen Kirchengüter und schafften die klerikalen Privilegien ab. Worauf die Konservativen mit Unterstützung der Kirche das Land in einen Bürgerkrieg stürzten.
Als Juárez dann auch noch das vom Staat bei europäischen Banken geliehene Geld nicht mehr zurückzahlte, schickten Frankreich, England und Spanien 1861 Soldaten nach Mexiko. Insbesondere der innenpolitisch bedrängte französische Kaiser Napoleon III. tarnte die Militärexpedition zum Eintreiben der mexikanischen Schulden als Kreuzzug, mit dem ein katholisches Kaiserreich in Mexiko etabliert werden sollte. Die Spanier und Engländer zogen ihre Truppen bald wieder zurück, doch französische Truppen eroberten 1863 Mexiko-Stadt. 1864 wurden der Bruder des österreichischen Kaisers, Maximilian von Habsburg, und seine Frau, die belgische Prinzession Charlotte, Kaiser von Mexiko. Doch entgegen allen Versprechen ließen die französischen Truppen das Kaiserpaar alleine in Mexiko zurück, weil die USA ihnen ein Ultimatum gestellt hatten und auch Kaiser Maximilian die Schulden gegenüber den französischen Banken nicht begleichen konnte. Maximilian wurde gefangen genommen und am 19. Juni 1867 in dem mexikanischen Provinzstädtchen Queretaro hingerichtet, die Kaiserin verlor in Paris den Verstand.
Einer der Luxemburger, die in der belgischen Legion für Kaiser Maximilian kämpften, hinterließ literarische Spuren — zwar nicht mit seinen Heldentaten in Mexiko, sondern bei einer Kirmesschlägerei in Wiltz:

## Aus Mexiko!!!

### Eine wahre Geschichte, so sich zugetragen zu Wiltz, am 29. Juni, um 2 Uhr Morgens, in Knüttelversen.

Leute und Leutchen! venehmet die wunderbare Mähr,
Die Geschichte, so sich zugetragen vor der Kirmes fein;
Euch hat man gewiß davon gesprochen, doch von ungefähr;
Damit ihr's aber nun wisset, 's ist wieder vom Blauäugelein!

Aus Mexico kehrte zurück ein Wiltzer edler Held,
Nachdem er gefochten für Maxen's Thron und Leben;
Gesehen hat er, der Tapfre, die alte und neue Welt,
Schmutz'ges Blauäuglein allein, kann ihm Tadel geben.

Der biedre Mann ehrt den Muth und Rittersinn,
Doch wie's scheint, das verdroß unsern Maulheld;
„Vor meine Augen, sprach er, kommt nicht mehr fürderhin,
Du Lumpenkerl, der ohne Rock durchlaufen das Feld."

„Halt!" schrie der Tapfre, „wer gibt dir's Recht
„Dem Unglück bittern Hohn zu sprechen;
„Deine böse Lästerzunge spricht vom Heiligsten ja schlecht;
„Auf ford're ich Dich, sogleich mit mir zu rechten!"

Blauäuglein war beklommen, doch der Gäste wegen
Mußt er den schweren Strauß bestehn;
Unser Mexikaner kämpfte tapfer ohne Degen
Und ganz kurios war die Scene anzusehn.

Blauäuglein, die feige Memme, ward bald besiegt;
Mit Ohrfeigen reichlich beschenket endete der Strauß;
Der Feigling zum Schlusse, unter den Tisch ja kriecht,
Und duckt sich wie vor der Katz die Maus.

Die noble Geselligkeit flehte für den Feigen
Und Johannes kam im Hemd herbeigerannt:
„Seht Ihr nicht", schrie er, „die Nacht sich neigen,
„Ist denn Euch, ihr Narren, das Hirn verbrannt?"

Was prügelt Ihr den Gast so theuer mir,
„Den großen Redner, den gelehrten Biedermann",
Und Du, Mexikaner, was unterfängst Du dir
„Zu thun, was ja kein Wiltzer je thun kann!"

So endete der Skandal, der nächtlich große Strauß;
Und hätte Johann im Hemd sich nicht gelegt in's Spiel
Und von seinem Recht Gebrauch gemacht im Haus,
So wäre Blut geflossen, Gott weiß wie viel.

Des andern Tages erzählt man sich die schöne Mähr
Vom tapfern Mexikaner und dem blauen Aug;
Darüber lacht nun Groß und Klein so sehr,
Daß Mancher sich hält darob den Bauch.

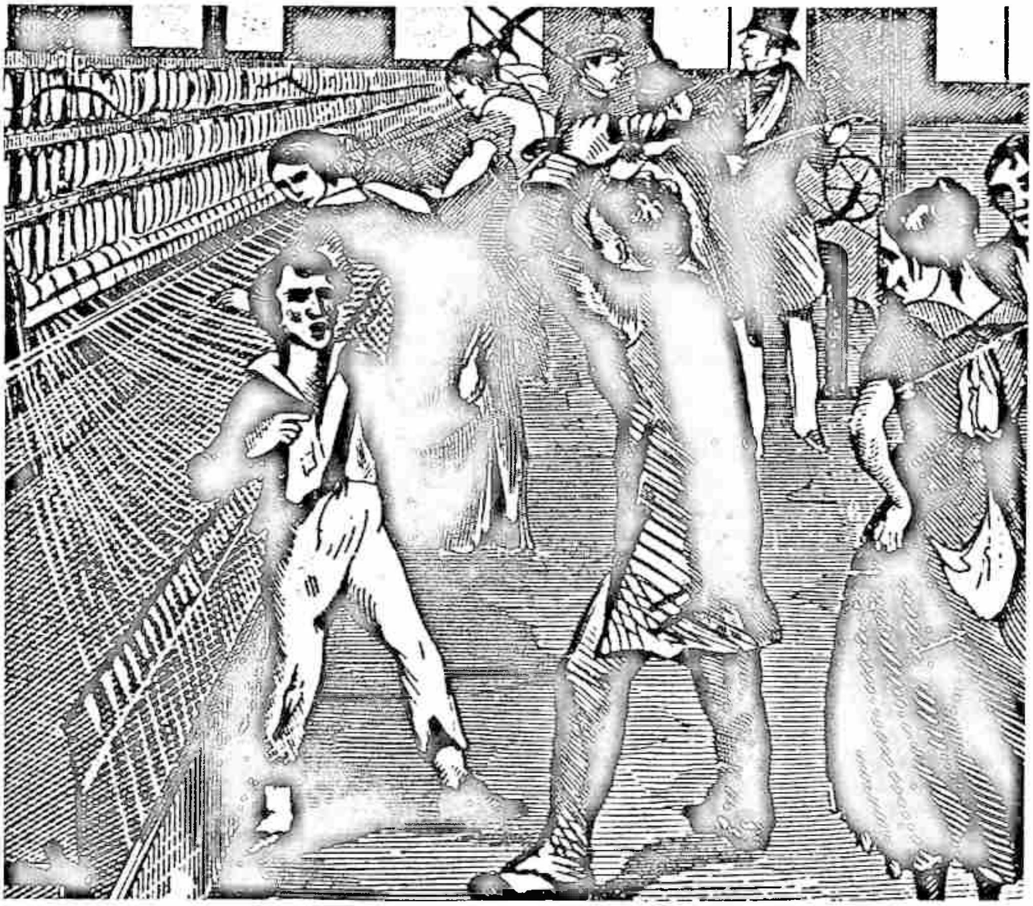
**Der Wächter an der Sauer, 2. Juli 1867**

# Kotténg

Schon vor langer Zeit und an vielen Orten der Erde haben die Menschen entdeckt, daß die weiße Watte, die aus der Samenkapsel der Baumwollpflanze quillt, sich zu Garn spinnen und dann zu Stoff weben läßt. Im Mittelalter und bis in die Neuzeit importierte Europa Baumwolle aus Asien und Afrika. Reiner Baumwollstoff war im 17. Jahhrhundert in wohlhabenden Kreisen gefragt, doch er blieb ein teurer Luxus. Im 18. Jahrhundert machte die englische Baumwollindustrie große Fortschritte: *»Die britische, wie alle anderen Baumwollindustrien, entwickelte sich anfangs als Nebenprodukt des Überseehandels, der das Rohmaterial hervorbrachte (oder eher eines der Rohmaterialien, da das ursprüngliche Produkt „Fustian", eine Mischung aus Baumwolle und Leinen war), und die indischen Baumwollwaren oder „Calicoes", welche die europäischen Märkte eroberten, die die europäischen Manufakturen mit ihren eigenen Nachahmungen zu gewinnen suchten. (...) Der Kolonialhandel hatte die Baumwollindustrie geschaffen, und fuhr fort, sie zu nähren. Im 18. Jahrhundert entwickelte sie sich im Hinterland der großen Kolonialhäfen, Bristol, Glasgow, aber besonders Liverpool, das große Zentrum des Sklavenhandels.«* (Eric Hobsbawn: *»The Age of Revolution 1789-1848«*, 1962)

Baumwolle blieb teuer, weil ihr Anbau und ihre Verarbeitung außerordentlich viel Arbeit machten. Die Erfindung der mechanischen Spinnmaschine, die sich Richard Arkwright 1769 patentieren ließ, wurde zum Auslöser einer allgemeinen industriellen Revolution, die in England begann und sich noch

**Sammelbild über die Baumwollernte**



**12-Stundentag, Kinderarbeit und Prügel in der Baumwollverarbeitung**

heute über die Erde ausbreitet. Um sie durchzusetzen, zerstörte die britische Kolonialmacht systematisch die konkurrierenden handwerklichen Baumwollspinnereien und -webereien in Indien.
In England entstanden immer neue Fabriken, in denen zu *»Lohnsklaven«* gewordene Bauern an den neuen Maschinen standen; die Nachfrage nach Baumwolle wuchs beständig. Angetrieben von dieser Nachfrage, entstanden Anfang des 19. Jahrhunderts im Süden der USA riesige Baumwollplantagen, die auf billigem Land und mit der billigen Arbeitskraft von Sklaven die englische Industrie belieferte. Zwischen 1820 und 1861 wurde Baumwolle zur wichtigsten Welthandelsware, heute dem Erdöl vergleichbar.

# Baumwollspinnerei in Pulvermühl

Das wirtschaftlich rückständige Luxemburg merkte anfänglich wenig von dieser Revolution: *»Il n'existe au début du XIXe siècle que quelques rares mécaniques à filer le coton, sans doute des „spinning jennies".«* (...) (Museumskatalog *»L'industrialisation du Luxembourg de 1800 à 1914«*, 1988)
Gangler erwähnte 1847 in seinem Wörterbuch *»e Kottongs-Fuadem, der kattunene Fadem«*, abgeleitet von der arabischen Bezeichnung *»Kutun«* für Baumwolle und *»Bawoll«* als Ableitung von *»Baumwolle«*. Im Wörterbuch von 1906 werden *»Bawel«* und *»Bauwel«* als Bezeichnungen für *»Watt«* angeführt.
Baumwolle wurde auch zum wichtigsten Spekulationsgut. Wenn sie ihren Höhepunkt erreicht hat, kippt die Spekulation um. Das war 1837 der Fall, der Baumwollpreis fiel um die Hälfte. In den USA schlossen Fabriken, Baumwollplantagen wurden ruiniert, die New Yorker Banken stellten die Auszahlungen von Bargeld ein.
Dieser Preisverfall machte auf dem Knuedler einen liberalen Buchhändler mutig, sich als erster im Land in der Baumwollindustrie zu versuchen: *»C'est dans le secteur „neuf" et peu développé du coton que prend naissance une des toutes premières entreprises de notre pays. Il s'agit de la filature de coton de Pulvermuhle que le libraire Jean-Pierre Kuborn*

*(1796-1872) met en service le 6 février 1841. Détaché des cadences rurales, le coton dépend largement de la conjoncture mondiale et des grandes voies de trafic. Il accélère le mouvement progressif de l'importation des matières premières textiles et constitue ainsi une première rupture de l'industrie avec l'agriculture indigène. Au début du XIXe siècele, le coton se file à Luxembourg sur des tours simples actionnés à la main et les „mécaniques", c'est-à-dire des métiers à filer à la main, sont encore rares. La filiature de Pulvermuhle cependant met en oeuvre un nouveau moteur et des machines perfectionnées qui réduisent l'importance du travail manuel. A vrai dire, elle forme une manufacture qui ressemble déjà à une fabrique.«* (Museumskatalog »*L'industrialisation du Luxembourg de 1800 à 1914*«, 1988)

»*Pour la première fois dans notre pays, une filature fait appel à des mécaniques perfectionnées, c'est-à-dire des machines à battre le coton, des cardes ou des métiers mule-jenny qui vont complètement bouleverser le rythme du travail artisanal. Elles permettent en effet à un seul ouvrier de fabriquer un nombre considérable de fils, alors que le rouet n'en fournit qu'un seul.*« (Jean-Luc Mousset: »*La filature de coton à Pulvermuhle (1840-1862)*«, *Hemecht*, 1/1987) Von den 91 Arbeitern waren 1846 ein Viertel, 16 Jungen und 9 Mädchen, Kinder unter 14 Jahren.

In einem von Mousset zitierten Bericht über die Gewerbe- und Industrieausstellung 1852 in Luxemburg heißt es: »*Die neue von J.P. Kuborn in Luxemburg ausgestellten baumwollenen Garne (no 90 d.R.) sind aus nordamerikanischer Baumwolle gesponnen, schön und egal von Faden.*«

1855 importierte die Pulvermühler Fabrik laut Eisenbahnbericht über Le Håvre 200 Tonnen Rohbaumwolle und von verschiedenen Orten 55 Tonnen bereits gesponnene Baumwolle zur Tuchherstellung. Laut Bericht der Handelskammer importierte sie 1857 etwa »*600 balles achetées en plus grande partie à Rotterdam.*« Mehr als vier Fünftel der Baumwolle in Europa kamen von den Sklavenplantagen der USA.

Die Spinnerei von Pulvermühl verarbeitete diesen Rohstoff, der durch die Slavenarbeit im Süden der USA gewonnen wurde. Als die Abschaffung der Sklaverei 1861 zum Sezessionskrieg führte, brach eine Krise auf dem Baumwollmarkt aus. Der Baumwollpreis verdreifachte sich. Die Spinnerei konnte diese Preiserhöhungen nicht auf ihre Verkaufspreise abwälzen, 1862 verkaufte Kuborn seine Fabrik, die erste und einzige Baumwollspinnerei des Landes gab auf. Sie war ein Kind der Baumwollspekulation und wurde deren Opfer.

Nach dem Ende der Baumwollkrise verarbeiteten die einheimischen Tuchfabriken neben Wolle und Leinen auch wieder Baumwolle: »*Au tournant du siècle, les industries textiles étaient représentées par les firmes suivantes: la S.A. des Draperies luxembourgeoises (entreprises Godchaux), produisait avec environ 700 ouvriers une valeur de 1.350.000 fr. en draperie — exportée jusqu'en Extrême Orient et en Amérique du Sud (...) Ces 6 entreprises occupaient 300 ouvriers assurant une production de tissus de laine, mi-laine, coton et lin-coton d'une valeur de 670.000 à 800.000 fr.,*« berichtet Paul Weber in seiner »*Histoire de l'économie luxembourgeoise*« (1950). Die Bekleidungsindustrie beschäftigte um die Jahrhundertwende »*500 à 600 ouvriers. L'exportation se faisait vers l'Allemagne, la Suisse et même „l'Afrique Australe". Les bas prix de la concurrence allemande, qui disposait d'une main-d'oeuvre abondante et bon marché, le colportage, la hausse du coton, la rareté de la main-d'oeuvre faisaient l'objet de plaintes constantes.*«

In den letzten Jahren schlossen die meisten der verblieben Textilfabriken im Land, zahlreiche zum Mindestlohn beschäftigte Frauen verloren ihre Arbeitsplätze. Die europäischen Textilfirmen verlagerten einen großen Teil ihrer Produktion in Billiglohnländer der Dritten Welt, wo es weder menschenwürdige Löhne noch gewerkschaftliche Rechte gibt.

Der Baumwollpreis fiel 1991 um die Hälfte, weil viele Entwicklungsländer gezwungen sind, mehr zu produzieren, als auf dem Weltmarkt gebraucht wird, die frisch unabhängigen asiatischen Republiken der ehemaligen Sowjetunion auf den Weltmarkt drängen und die USA ihre Baumwollzüchter mit fast 2 Milliarden Dollar jährlich subventionieren. Hinzu kam die schlechte Konjunktur der Weltwirtschaft und die Konkurrenz von synthetischen Fasern.

# Begeisterung im Großherzogtum für utopischen Sozialismus in Guatemala

Dreizehn Jahre nach der Unabhängigkeit verkaufte die hochverschuldete Regierung des zentralamerikanischen Staates Guatemala 1834 eine Konzession zur Ausbeutung der Provinz Vera Paz an die Londoner Commercial and Agricultural Company of the Coasts of Central America. Diese wiederum verkaufte später eine Unterkonzession zur Ausbeutung des darin gelegenen 400.000 Hektar großen Küstendistrikts Santo Tomas an die Compagnie belge de colonisation.
Die Aktiengesellschaft Compagnie belge de colonisation war 1841 von Staatsminister Graf Felix Merode, Prinz de Loos-Corswarem, Ritter Van Denberghe de Binkum, Finanzminister L.F. Fournier und reichen Kaufleuten gegründet worden, die das frisch unabhängige Belgien zu einem profitablen Kolonialreich machen wollten. Die Gesellschaft sollte Kolonien, Handelsniederlassungen und Dampferlinien in aller Welt gründen und ausbeuten.
Die belgische Kolonialgesellschaft wollte die Umgebung der Bucht von Santo Tomas roden, besiedeln und den Hafen ausbauen, um Tropenholz aus dem Landesinneren auszuführen. Nachdem sie das nötige Kapital beschafft hatte, wollte sie, rund tausend belgische und andere katholische Familien als Arbeitskräfte im Distrikt ansiedeln. Genieoberst, Ex-Diekircher Abgeordneter und Verwaltungsratsmitglied der Compagnie belge de colonisation Remi De Puydt begann, auch in Luxemburg Auswanderer für Guatemala anzuwerben, wozu er den Schulmeister Ruban aus Harlingen zu seinem Auswanderungsagenten ernannte.

## Zu Ruban pilgerten die Einwohner

Ns. Gonner (*»Die Luxemburger in der Neuen Welt«*, Dubuque 1889, S. 50) konnte in Dubuque von dem Luxemburger Auswanderer Nicolas Palen Einzelheiten über die Stimmung im Land erfahren: *»Es herrschte eine Art Begeisterung im Großherzogthum. Zu Ruban pilgerten die Bewohner der Cantone Wiltz und Redingen, um sich Auskunft zu holen. Besonders hatte das Auswanderungsfieber das Pratzerthal ergriffen. So hatten z.B. in dem kleinen Roodt drei, in Harlingen zehn Familien Haus und Hof verkauft, um sich reisefertig zu machen.«*
Woher kam nicht nur der Wille, Armut und Unterdrückung in Luxemburg zu entkommen, sondern die *»Begeisterung im Großherzogthum«* für die Auswanderung nach Guatemala? Und dies gerade fünfzehn Jahre nach der gescheiterten Auswanderung nach Brasilien, deren Überlebende in Grevels als Bettler hausten?
Nach der Revolution von 1830 hatte der utopische Sozialismus in Belgien Fuß gefaßt. In Liège kamen bis zu 1500 Teilnehmer zu saint-simoninistischen Kundgebungen, in Brüssel erschienen die saint-simonistische Zeitung *Organisation belge* und der fourieristische *Le Débat social*. Charles Fourier (1772-1837) hatte das *»Phalanstère«* entworfen, einer Art sozialistische Klostergemeinschaft, wo die Menschen in individueller Freiheit und gesellschaftlicher Harmonie, ohne Diskriminierung von Rasse oder Geschlecht, in Gütergemeinschaft, aber ohne Abschaffung des Kapitals und der Hierarchien leben und arbeiten sollten. Nach dieser Idee wurden unter anderem 1835 der *»Commerce véridique et social «* in Lyon, 1841 die *»Colonie sociétaire de Cîteaux«* und eine *»Union industrielle du Sahy«* in Brasilien gegründet.
Laut Gonner erfolgte am 26. November 1843 *»belgischer Seits die staatliche Genehmigung der Statuten der auf socialistischen Prinzipien beruhenden, mit den Mängeln der brasilianischen Perceria behafteten Gesellschaft Communauté de l'Union zur Anlage der Colonien um Santo Tomas. Die Gemeinschaft der Union hatte den Zweck, Arbeit und Kapital zu verbinden und den Arbeitern Antheil am Gewinne zu verschaffen.«*

## Pension mit 45 Jahren

Siebzig Jahre bevor es in Luxemburg Gewerkschaften und Anfänge einer Alters- und Krankenversicherung gab, wurde für ein Experiment von Sozialismus oder zumindest von Sozialstaat an der guatemaltekischen Küste geworben, wie es ihn heute noch nicht in Guatemala gibt: *»Nach den Statuten der*

**Straßenszene in Zentralamerika um 1850**

*Gemeinschaft waren die Arbeiter in drei Klassen eingetheilt, erhielten Besoldung, die später auf 1200, 900 und 700 Franken pro Jahr berechnet wurde, dann 1/3 des Reingewinnes. Die Compagnie lieferte alles zum Leben Nöthige; es ward Pensionierung der Arbeiter nach 20 Jahren Dienst bei 45 Jahre Alter festgesetzt, Witwen- und Waisenkasse gegründet, Vorschüsse bewilligt, Prozente und Gewinn für Cultuszwecke bei Seite gelegt, und eine Masse humanitärer, aber äußerst unpraktischer Maßregeln eingeführt. Ein Colonialrath an Ort und Stelle leitete die Verwaltung unter Aufsicht des Directors und des General-Agenten,«* zählt Ns. Gonner verständnislos auf.

Was die Leute nur wenige Jahre nach der abschreckenden Auswanderung nach Brasilien für die Auswanderung nach Guatemala begeisterte, war die sozialistische Utopie, die dort verwirklicht werden sollte. Und das Gespenst des Kommunismus spukte auch im rückständigen Großhertogtum: Noch vor Ende des Jahrzehnts sollte es zur Revolution in Luxemburg kommen, während der im April 1848, dem gleichen Jahr, wo Karl Marx das *»Kommunistische Manifest«* verfaßte, eine Arbeiterdelegation aus Grund, Mühlenbach und anderen Vororten dem Parlament ein erstes Forderungsprogramm überbrachte. Im gleichen Jahr wurde das hauptstädtische Blatt *»Der Volksfreund«* von seinen Gegnern beschuldigt, *»communistisch«* zu sein.

Wurde unter diesen Umständen Schulmeister Ruban in Diekrich weniger dafür vor Gericht gestellt, daß er Auswanderer anwarb, als daß er subversive politische Propaganda machte? Jedenfalls weiß Gonner, *»daß man ihm mit einer Fahne entgegenging, als er freigesprochen von Diekrich zurückkehrte«* — eine politische Kundgebung.

1843 segelten drei Schiffe als Vortrupp nach Guatemala, um die Kolonie für die Ankunft der Siedler vorzubereiten. Bei einer Seuche kam ein Teil der Reisenden ums Leben, darunter Nicholas Henkes aus Lorentzweiler, Johann Hambitzer aus Reisdorf und Mathias Pech aus aus Contern. 1844 und 1845 reisten dann insgesamt 846 Auswanderer nach.

# Tropenkrankheiten und autoritärer Putsch

Aber nach ersten Erfolgen schien das sozialistische Experiment an Krankheiten und dem autoritären Putsch eines Direktors zu scheitern: *»Bis Anfang 1844 war in der Colonie Santo Tomas Alles gut gegangen. Man hatte wenig Krankheiten und keinen Sterbefall zu beklagen; was viel heißen will, wenn man Lage, Klima und die Herkunft der Colonisten in Betracht zieht. (...)Mit der Ankunft des neuen Directors löste sich der Colonialrath auf und Guillaumot übernahm die Leitung, mit der das Unglück über die Colonie hereinbrach. In viel zu großer Zahl langten die sehr schlecht ausgewählten Colonisten, darunter Blinde, Lahme und Rachitische an. Auch die kräftigeren Auswanderer waren durch die lange Seereise geschwächt in Folge mangelnden Raumes, schlechter Kost und faulen Trinkwassers. In der Colonie führte der Director ein überstrammes, militärisches Regiment, das viel eher für Sträflinge, als für freie Männer gepaßt hätte. Bei Tage mußten die Colonisten angestrengt arbeiten, in der größten Sonnenhitze ließ er sie militärische Übungen machen. Bei Nacht hatten die Armen die Ansiedlung gegen die lammfrommen Ladinos (die Eingeborenen) zu schützen. Die Wohnungen, meist mit Palmblättern bedeckte Hütten, waren zu enge, ungenügend, ungesund. Schlangen und anderes Ungeziefer nistete sich nicht allein unter den Cabinen ein, sondern fand auch Unterschlupf in den Dächern, die schlecht, zu flach angefertigt, vor den Sturz- und Gießregen der Tropen geringen Schutz gewährten. Dabei war die Kost eine gänzlich unpassende: Mehlspeisen, schwarze Bohnen und Salzfleisch. An Brod und Gemüse fehlte es lange Zeit gänzlich. Die Getränke waren schlecht: elender Wein und gefälschter Schnaps. War es da ein Wunder, daß die schon während der Reise abgemergelten Menschen bei der miserablen Nahrung, der geringen Schutz gewährenden Wohnung, dem nächtlichen Postendienst bei Thau und Regen, — man verschonte sogar die Kranken nicht — bei der angestrengten Arbeit unter den senkrechten Strahlen der tropischen Sonne, eingehüllt in die Miasmen, die der neugeklärte Wald und die Sümpfe der Nachbarschaft aushauchten, war es da, fragen wir. ein Wunder, daß die Ansiedler massenhaft in's Grab sanken? Zwar war ärztliche Hülfe vorhanden, aber was nützt die ohne Medikamente? was ohne Ruhe, gehörige Pflege, die fast gänzlich fehlte? (...) Nach und nach bemächtigte sich der Colonisten die Verzweiflung, die Disciplin ward laxer, die meisten Colonisten wurden gleichgültig gegen Alles, und Viele — sogar Frauen — ergaben sich dem Trunke und andern Ausschweifungen. Bei Weitem die Mehrzahl riß aus, einige wenige nach Balize, der größte Theil zog nach dem benachbarten Honduras, wo man sie mit offenen Armen aufnahm. (...)*

Rundschreiben

in Betreff des Absterbens mehrerer Individuen aus dem Großherzogthum auf deren Auswanderungsreise nach Guatemala.

(Nr. 1967 — 500 von 1846. — 1. Abth.)

Luxemburg, am 14. Februar 1846.

Nach den von der Belgischen Regierung veröffentlichten Documenten hat die Sterblichkeit große Verheerungen unter den Colonisten, welche sich in Guatemala niederlassen sollten, angerichtet.

Während der Ueberfahrt hat die Krankheit außerdem mit vieler Heftigkeit auf den Schiffen Theodor, Constantin und Minerva gewüthet, so daß mehrere Familien gänzlich ausgestorben sind.

In einem namentlichen Verzeichnisse von hundert sieben und siebenzig Individuen, welche mit Tod abgegangen, kommen einige vor, die aus dem Großherzogthum sind. Indem ich deren Namen nachstehend angebe, fordere ich die Bürgermeister der betreffenden Gemeinden auf, dieselben den betheiligten Familien zur Kenntniß zu bringen, damit diese das Schicksal ihrer Verwandten kennen.

Der Gouverneur,
de la Fontaine.

Namen der mit Tod abgegangenen Individuen.

1. Henckes, Nikolaus, aus Lorenzweiler, gestorben am 18. November 1844;
2. Hambitzer, Johann, aus Reisdorf, gestorben am 2. Januar 1845;
3. Pesch, Mathens, aus Contern, gestorben am 5. Januar 1845;
4. Jorbsch, Wilhelm, aus Gilsdorf, gestorben am 25. October 1844;
5. Linden, Thomas Dionisius, aus. . . . . . , gestorben am 6. April 1844;
6. Brück, Elisabeth, vermuthlich aus Ell, gestorben am 22. August 1844, und
7. Wetz, Friedrich Wilhelm, . . . . . . . . ., gestorben am 12. October 1844.

CIRCULAIRE

*concernant le décès de plusieurs individus du Grand-Duché, émigrant pour Guatemala.*

(N° 1967. — 500 de 1846. — 1re Div.)

*Luxembourg, le 14 février* 1846.

D'après les documents publiés par le Gouvernement belge, la mort a fait de grands ravages parmi les colons qui devaient se fixer à Guatemala.

Pendant la traversée, la maladie a en outre sévi avec beaucoup d'intensité sur les navires *le Theodore*, *le Constant* et *la Minerve*, de manière que plusieurs familles se sont entièrement éteintes.

Dans une liste nominative de cent soixante-dix-sept décédés figurent quelques individus originaires du Grand-Duché. En donnant leurs noms ci-après, j'invite les bourgmestres des communes respectives à les porter à la connaissance des familles intéressées, afin qu'elles connaissent le sort de leurs parents.

*Le Gouverneur,*
DE LA FONTAINE.

NOMS DES INDIVIDUS DÉCÉDÉS.

1° Henckes, Nicolas, de Lorentzweiler, décédé le 18 novembre 1844;
2° Hambitzer, Jean, de Reisdorff, décédé le 2 janvier 1845;
3° Pesch, Mathieu, de Contern, décédé le 5 janvier 1845;
4° Jorbsch, Guillaume, de Gilsdorff, décédé le 25 octobre 1844;
5° Linden, Thomas-Denis, de . . . . . décédé le 6 avril 1844;
6° Bruck, Elisabeth, présumée être d'Ell, décédée le 22 août 1844; et
7° Wetz, Frédéric-Guillaume, . . . . décédé le 12 octobre 1844.

**Memorial 14/1846, S.173-174**

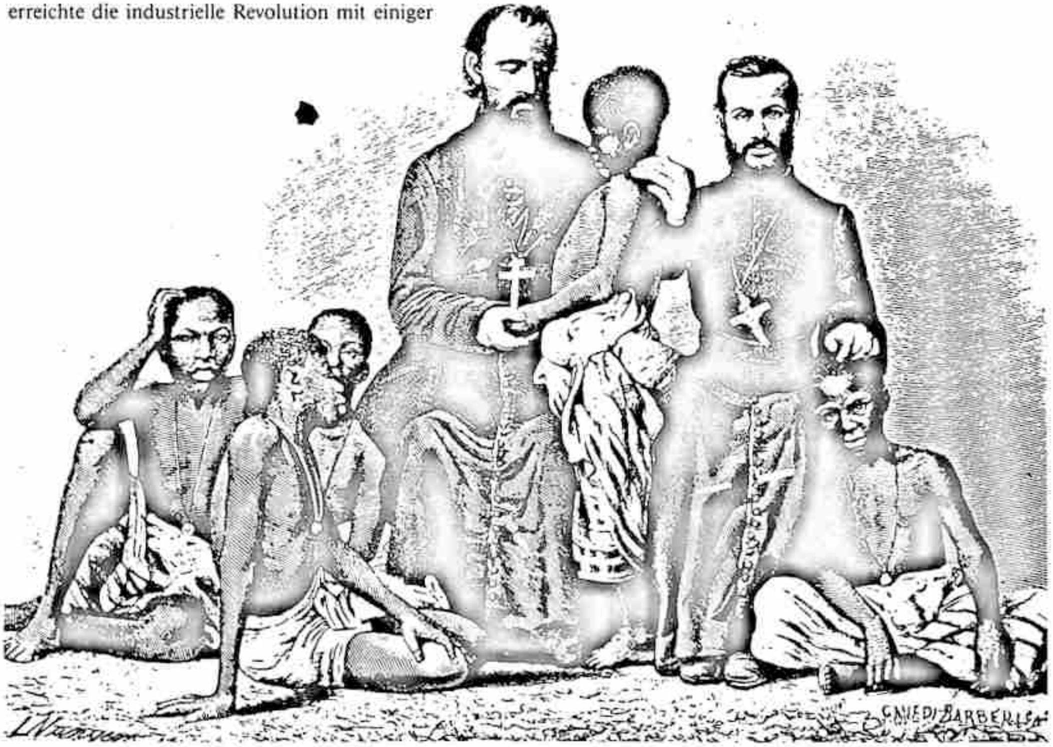
*Doch in Honduras ging es den Meisten nicht besser; sie kamen trotz gesunderen Klima's elendiglich um. Wieviele davon Luxemburger und Belgisch-Luxemburger waren, wissen wir nicht. Da die Krankheiten und Desertionen auch noch in 1845 anhielten, so blieben am 1. November des genannten Jahres von den bis dahin über See gekommenen 846 Einwanderern noch 286 Personen übrig; 210 Colonisten waren ins Grab gesunken, 350 hatten die Flucht ergriffen. Ganze Familien starben aus; 39 Waisen, denen beide Eltern fehlten, waren kümmerlich untergebracht. (...)*
*So blieb es, bis Baron v. Bülow die Leitung übernahm, es war dies am 1. April 1845. Er ließ die Gütergemeinschaft fallen, übertrug den Colonisten das Land als Eigenthum, bezahlte den Arbeitern 1 Reale (5 Cents amerik.) per Stunde als Arbeitslohn, zog den Eingeborenen zur Arbeit heran, ließ Schneisen durch den Urwald hauen, gab die Idee kunstgemäßer Straßen, wie die sie Vorgänger geplant, auf, und erforschte die Hülfsquellen des Landes, um Handel und Wandel zu heben. (...)*
*Wie uns Dr. G. Brühl von Cincinnati, Ohio, der im Frühjahr 1888 auf einer Forschungsreise durch Guatemala Santo Tomas besuchte, mündlich mittheilte, lebten zu der Zeit noch 4 der Colonisten. Einer derselben, ein wettergebräunter Sechziger, besitzt mehrere Bananenpflanzungen am Rio Dulce und scheint zu prosperiren. Einer der entsprungenen Luxemburger lebt in Costa Rica.«*

# Heimat und Mission

## Ideologische Kolonisierung in zwei Welten

Während Jahrhunderten missionierten immer wieder einzelne Geistliche aus Luxemburg in anderen Ländern für den katholischen Glauben. Sie waren meist über die internationalen Kontakte ihrer Orden ins Ausland gekommen. Aber es war dies bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts immer nur das individuelle Abenteuer Einzelner, für das sich nur der engere Kreis der Bekannten und Verwandten interessierte. Doch vor rund hundert Jahren änderte sich dies grundlegend.

Als im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Eisenerzlager erschlossen und die ersten modernen Schmelzen im Minette-Gebiet gebaut wurden, erreichte die industrielle Revolution mit einiger Verspätung auch in Luxemburg ihren Höhepunkt. Zu dieser Zeit drangen die europäischen Kolonialmächte England, Frankreich, Belgien und andere bis in die entferntesten Winkel und bis dahin von ihnen unerforschten Gebiete der Erde vor, um sie nach Rohstoffen und Absatzmärkten für ihre neuen Industrien zu durchwühlen und die Ausdehnung und damit die Macht ihrer Staaten zu vergrößern. Da die Mehrheit der lateinamerikanischen Staaten bereits unabhängig und von den USA zu ihrem *»Hinterhof«* erklärt worden waren, galt das besondere Interesse nun Afrika, Asien und Ozeanien, um die ein gieriges Wettrennen der imperialistischen Staaten einsetzte.



Missionare als weiße Vaterfiguren, 19. Jahrhundert

Gleichzeitig mit den europäischen *»Entdeckern«*, Eroberern, Händlern und Beamten kamen immer auch Missionare. Die einzelnen Missionare waren meist idealistische und manchmal fanatische Frauen und Männer, die unter Entbehrungen und manchmal sogar unter Lebensgefahr versuchten, die *»Heiden«* von deren eigenen Religionen abzubringen und zur Religion der europäischen Eroberer zu *»bekehren«*. Doch selbst wenn viele Missionare naiv glaubten, nur für ein Reich zu arbeiten, das nicht von dieser Welt sei, profitierten die Kolonialverwaltungen, Händler, Bergwerks- und Plantagenbesitzer in doppelter Hinsicht von ihrer Arbeit: zu Hause und in den Kolonien.

## Im Süden: Identitätskrise und Disziplinierung

Gegenüber den kolonisierten Völkern wirkte die Missionierung wie ein Mittel der psychologischen Kriegsführung, das die militärische Kriegsführung der kolonialen Eroberungskriege ergänzte. Die Missionare trugen entscheidend dazu bei, die Kolonialvölker aus ihren eigenen Kulturen zu entwurzeln, die sie als primitiv, wild und teuflisch verächtlich machten. Durch diesen Generalangriff auf das Selbstwertgefühl der kolonisierten Menschen stürzten sie viele in tiefe Identitätskrisen, die oft zu schweren seelischen Erkrankungen führten und ihre Fähigkeit, sich gegen die Kolonisierung zu wehren, einschränkten.
Als Ersatz bedrängten sie sie dann, die Religion der siegreichen Feinde, der Kolonialherren zu übernehmen. Dadurch impften sie ihnen *»christliche Tugenden«* wie Gehorsam, Demut, Verzicht, Opferbereitschaft und Jenseitshoffnung ein. Von diesen Tugenden der Passivität konnten die europäischen Kolonialherren profitieren, wenn sie die unterdrückten Menschen zu widerspruchslos gehorchenden Arbeitskräften machen wollten.
Die weißen Missionare und Missionarinnen spielten außerdem systematisch Vater- und Mutterrollen gegenüber den kolonisierten Menschen, die dadurch in eine Rolle kindlicher Unmündigkeit gezwungen und ihrer Entscheidungsfreiheit beraubt wurden. Dieses paternalistisch-autoritäre Rollenverhältnis einschließlich Prügelstrafen übernahmen auch die weißen Kolonialbeamten, Händler und Plantagenbesitzer, die auf diese Weise um so leichter die Arbeitskräfte kommandieren und bei einzelnen von diesen sogar Loyalitätsgefühle erzeugen konnten.
Die Missionswirtschaft war schließlich oft der erste Schritt, um die Kolonisierten in den Weltmarkt einzubinden. Nach dem Vorbild mittelalterlicher Klöster entwickelten die Missionsstationen eigene Formen der Missionswirtschaft. Menschen, die in bis dahin relativ kurzer Arbeitszeit ihren Lebensunterhalt selbständig oder in kleinen Gruppen bestritten, wurden so aus ihren traditionellen Wirtschaftsformen herausgerissen. Sie wurden gezwungen, sich dem starren Tagesablauf der Missionsstationen zu unterwerfen, zu festen Zeiten nicht nur zu beten und zu lesen, sondern auch auf den angrenzenden Missionsplantagen zu arbeiten, während ihr gewohnter Arbeitsrhythmus aus der Sicht des industriellen Europas als *»Faulheit«* beschimpft wurde. So disziplinierten die Missionare sie zu abhängigen Lohnarbeitern, über die später die Kolonialherren verfügen konnten, wenn sie Arbeitskräfte brauchten, um Rohstoffe zu fördern, Tropenpflanzen anzubauen, Schienen- und Straßennetze anzulegen oder Gebäude zu errichten. Ein Beispiel dafür ist die folgende Geschichte der Luxemburger Missionare auf der Insel Bougainville bei Neuguinea, vorübergehend eine deutsche Kolonie. Sie kauften den Familien von Bougainville sogar ihre Kinder gegen Textilien, Werkzeuge und Tabak ab, um sie zu christlichen Plantagenarbeitern zu dressieren. Vielerorts vermittelten die Missionare kolonisierten Menschen verschiedene handwerkliche Qualifikationen, die für den Aufbau und den Unterhalt europäischer Wirtschaftsformen oder den Komfort der weißen Kolonialherren unerläßlich waren, ohne daß die Kosten dieser Ausbildung die Kolonialprofite belasteten. Die Mittel wurden oft durch Spenden unter Gläubigen in Europa aufgebracht.

## Im Norden: Legitimation von Unterdrückung und Ausbeutung

Gegenüber den europäischen Völkern rechtfertigte die Missionierung die Überfälle und Besatzung ferner Länder mit einem quasi göttlichen Auftrag. Denn in der übereinstimmenden Auffassung der Kirche und der Kolonisatoren sollte *»das christliche Abendland«* die europäische Kulturform jener Zeit, die sie *»die Zivilisation«* schlechthin nannten, ungefragt den anderen Menschen in der Welt überbringen und notfalls aufzwingen. Das Christentum wurde dabei als rassistische Kategorie mißbraucht, indem die kolonisierten Menschen anderer Religionen nicht als Menschen sondern zuerst als *»Wilde«* und später als *»Eingeborene«* und *»Primitive«* bezeichnet wurden. Diese Begriffe sollten suggerieren, daß die Menschen in Afrika, Asien und Ozeanien minderwertig seien und den in Europa bewältigten Aufstieg vom Tier zum Mensch noch nicht abgeschlossen hatten.
Waren die *»Wilden«* oder *»Eingeborenen«* keine vollwertigen Menschen, konnte es auch nicht unmenschlich sein, ihnen ihr Land wegzunehmen oder sie zu Zwangsarbeitern zu machen. Verlogene Schauergeschichten über Kannibalismus, blutige Stammeskriege und Menschenopfer boten den propagandistischen Vorwand, um die Eroberungen und *»Befriedungen«* durch die Kolonialarmeen und ihre Kanonenboote geradezu zu einer moralischen Pflicht zu machen, mit der diese *»Untermenschen«* angeblich gegen ihre Unvernunft zu Frieden und Zivilisation forciert werden mußten. Die Leichenberge zweier Weltkriege, von Auschwitz und Hiroshima

sollten wenig später zeigen, daß das Zentrum der Barbarei noch immer im technisch überlegenen Norden liegt.

## Der Krieg der Seelen

Ende des 19. Jahrhunderts begann die Kirche international und national, die Missionspropaganda mit militärischen und buchhalterischen Mitteln zu organisieren. Stützpunkte waren die Missionsvereine, die systematisch in der breiten Bevölkerung für die

**Missionsbild 1927**

Kolonialmissionen Propaganda machten und Geld für Personal, Unterhalt und Ausbreitung der Missionen sammelten.
Binnen weniger Jahre überzog die Kirche das ganze Großherzogtum generalstabsmäßig mit einem Netz von Missionsvereinen. Sie bilanzierte die Erträge der Sammalkampagnen für jede der über hundert Pfarreien im Land und errechnete den Prokopfertrag in jeder Pfarrei aus. Zwischen den Gemeinden wurde eine wilde Sammelkonkurrenz organisiert. Die Sammeleinnahmen wurden mit denjenigen der Nachbarländer verglichen, dann wurden neue Anstrengungen gefordert, um nicht ins Hintertreffen gegenüber anderen Staaten zu geraten. So wie die Kolonialstaaten um die Wette rannten, um den letzten Flecken Afrikas oder des Pazifiks zu erobern, so liefen die Nationalkirchen um die Wette, um die höchsten Prokopferträge für ihre Kolonialmissionen zu sammeln. Von einer christlichen Friedensbotschaft konnte keine Rede sein, wenn sie *»Kampagnen«* organisierten, um *»Schlachten gegen das Heidentum«* zu schlagen, einen Kampf für die *»Vergrößerung von Gottes Reich«* zu führen, dem *»Aberglauben Seelen zu entreißen«* und zu verhindern, daß sie *»Gebiet an Ketzer verloren«*, das heißt an konkurrierende Missionen anderer Glaubensgemeinschaften. Um die Spendierfreudigkeit nicht erlahmen zu lassen, wurden ständig neue Siegesmeldungen von der Kriegsfront um die *»heidnischen Seelen«* verbreitet.
Die patriotisch den *»Feierwon «* singenen Bürger des jungen Luxemburger Nationalstaats konnten zwar keine Kolonien erobern lassen, wie ihre Nachbarn in den großen Ländern. Aber bei Beginn des ersten Weltkriegs hatten sie trotzdem in der Rivalität mit den anderen imperialistischen Staaten gesiegt: Im Großherzog wurde pro Einwohner doppelt so viel für die Missionen gespendet wie in den Nachbarländern. Zumindest bei der seelischen Kolonisierung war Luxemburg mit dabei. Es konnte sich kein Kolonialreich auf dieser Welt leisten, so kaufte es sich halt eins im Jenseits.
Das hatte der 1873 in Hosingen geborene Jesuit und Missionshistoriker B. Arens in einem Beitrag *»Luxemburgs Anteilnahme am katholischen Missionswerk«*, in *Priester und Mission* 6 (1922) gewissenhaft errechnet. Arens verfaßte außerdem ein auf Deutsch und Französisch erschienenes *»Handbuch der katholischen Missionen«*, ein mehr als 500 Seiten starkes Nachschlagewerk der weltweiten Missionsbürokratie im Vatikan, in den Orden und Kolonien.

## Geld, Briefmarken und Staniolpapier für die großen Kinder

Durch die von den Predigtstühlen, im Religionsunterricht, mittels Missionszeitschriften, wie *Heimat und Mission* oder *Afrikabote*, Missionsalmanachen und Missionsvorträgen verstärkte Propaganda der Missionsvereine begann die Dritte Welt Ende des vorigen Jahrhunderts, erstmals und massiv ins Luxemburger Massenbewußtsein einzudringen. Gläubige spendeten kleine Beiträge und große Erbschaften, Kinder und alte Leute lösten abgestempelte Briefmarken mit dem Gefühl der Nächstenliebe von ihren Umschlägen, kneteten Staniolpapier und Milchflaschenverschlüsse, bastelten Weihnachtsschmuck und strickten Sofakissen für die Missionsbasare in den Pfarrhäusern und während der Oktave.
Doch das rassistische Bild von der Überlegenheit der *»weißen Herrenrasse«* im Norden und der Unterlegenheit der unselbständigen Menschen im Süden, das die Missionspropaganda bereits den Schulkindern einimpfte, sollte verheerend wirken. Es bestimmt, von Kirche, Schule, Elternhaus, Presse und Drittweltvereinen reproduziert und modernisiert, bis heute die groben Züge des Bilds, das sich ein Großteil der Luxemburger von der Dritten Welt machen.
Die Dritte Welt wurde als im wahren Sinne des Wortes gottlose Erde dargestellt, voller wilder Menschen, wilder Tiere, wilder Vegetationen und wilder Klimata, voller Gefahren für Leib und Seele, insbesondere in Afrika dem *»schwarzen Kontinent«*, schwarz wie die Sünde... So assoziieren bereits Kinder Angst und Bedrohung mit den Ländern des Südens und Mitleid mit den Menschen, die dort leben

**ALGELUX A.G.**

*Kolonialwaren - Grosshandlung*

Telefon 42-92 u. 38-23 - Hauptlager: LUXEMBURG-HOLLERICH, Hollericherstraße, 132 - Verkaufsstellen in den bedeutendsten Ortschaften des Landes Beste und billigste Einkaufsquelle für Kolonialwaren, Konserven, Delikatessen, Weine und Spirituosen

**Reklame der Algelux-Kette, 1940**

*»müssen«*. Und Erwachsenene haben noch heute ein mulmiges Gefühl, wenn sie das erste Mal Urlaub außerhalb Europas machen — in einem vollklimatisierten tunesischen oder türkischen Luxushotel aus dem Luxair-Katalog.
Um ihre fortgesetzte Tätigkeit und damit das anhaltende Spendensammeln zu rechtfertigen, übernahm die Missionspropaganda das paternalistische Rollenverhältnis aus den Kolonien und stellte die Kolonialvölker als große, in einer Art Babysprache radebrechende Kinder dar, die nicht selbständig ihr Leben gestalten könnten, sondern von der Hilfe der guten Luxemburger Christen abhängig seien. Als in der oft mit ihrer Hautfarbe gleichgesetzten Finsternis lebende Untermenschen, deren Seelen erst durch christliche Luxemburger Spenden vom Glauben erhellt werden könnten.

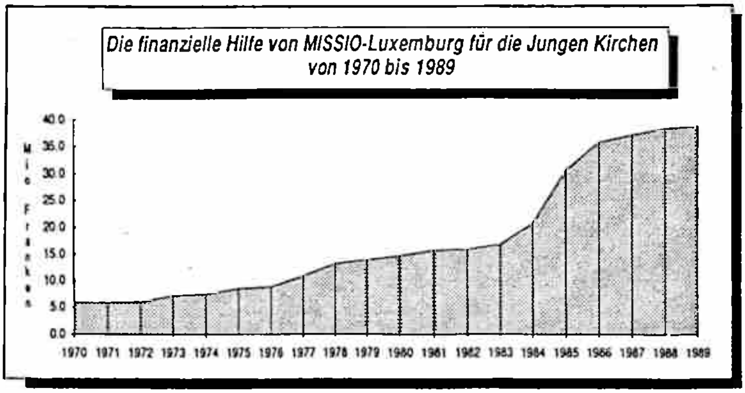
Ein Bild von der angeblichen Überlegenheit der *»weißen Rasse«*, das nahtlos bis heute reproduziert wird und noch immer zu den Sammelerfolgen zahlreicher Drittweltvereine führt. Mit dem einzigen Unterschied, daß sie heute weniger für die mit Gebeten unterstützte seelische Entwicklung als steuerabsetzbar für wirtschaftliche Entwicklung der angeblich Unselbständigen im Süden betteln gehen — jede Epoche hat eben ihre Religion.
Die rassistischen Vorurteile gegenüber Menschen des Südens und insbesondere Afrikas sind allerdings keine Erfindung der Missionspropaganda. Sie stammen bereits aus dem 16. Jahrhundert, als der Sklavenhandel zu einem der wichtigsten Außenhandelsgeschäfte Europas wurde. Vielleicht bedienten auch einige exotisch gekleideten *»Mouren«* in dem verschwenderischen Renaissanceschloß in Clausen des Grafen Mansfeld, der auch in Tunesien Krieg geführt hatte.
Während die Afrikaner zunehmend mit Sklaven gleichgesetzt wurden, das heißt unterlegenen Dienern, schützten Adel und Bürgertum ihre helle Haut gegen jeden Sonnenstrahl, als äußeres Zeichen dafür, daß sie es nicht nötig hatten, unter freiem Himmel *»niedere«* Arbeiten zu verrichten. So polarisierten sich dunkle und helle Hautfarben zu sozialen Rangabzeichen. Die ersten rassistischen Versuche zur buchhalterischen Klassifizierung und Hierarchisierung aller Lebewesen im Zeitalter der Aufklärung rückte die Afrikaner dann noch tiefer, in die unmittelbare Nähe der Affen.
Die Missionspropaganda der Jahrhundertwende verstärkte diese rassistischen Vorurteile eher, als daß sie sie nach dem biblischen Gleichheitsgebot bekämpfte. Um die eigene Daseinsberechtigung unter Beweis zu stellen, illustrierte sie die zu bekämpfende *»Gottlosigkeit«* der Kolonialvölker, indem sie ihnen Verstöße gegen sämtliche christliche Gebote andichtete: von Oberflächlichkeit und Liederlichkeit über Unehrlichkeit und Diebstahl bis zu Kannibalismus und einer animalischen Sexualität. Noch heute wären nicht wenige gutluxemburgische Familien peinlich berührt, wenn die Tochter des Hauses einen Afrikaner liebte.

# Weltrekord im Almosensammeln

*»Für sich allein genommen bedeuten die Missionsalmosen, die die 250.000 katholischen Luxemburger spenden, nicht viel. Aber bringt man sie in Vergleich mit denen anderer Länder, so stellen sie sich in einem ganz anderen Lichte dar,*

**In Kirchen aufgestellter Nickneger, der auf Hebeldruck die für das Missionswesen gespendete Münze schluckte**

*und jeder unbefangene Beurteiler wird sie als eine hochherzige Leistung ansehen und werten müssen. Greifen wir die großen allgemeinen Vereine heraus und nehmen wir als Vergleichsjahr das Jahr 1914, das letzte, das eine richtige Abschätzung wegen der Valutastetigkeit zuläßt. In diesem Jahr brachte Luxemburg für den Glaubensverein 27.000, für den Kindheit-Jesu-Verein 28.000, im Ganzen 55.000 Franken auf. Auf den Kopf kamen also rund 20 Pfennig.*
*Wenn wir nun diese Summen als Normalspenden annehmen und mit denen jener Länder, in denen das Missionswesen in herrlichster Blüte steht, mit den Gaben Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Hollands, vergleichen, so ergibt sich, daß Deutschland im Jahre 1914 nur 3 Millionen statt 5, Frankreich 4 statt 8, Belgien 900.000 Mark statt 1 1/2 Millionen und Holland 250.000 statt 550.000 Mark aufbrachte. Diese Zahlen sollen in keiner Weise den Missionseifer der genannten Länder verdunkeln; aber sie beweisen, daß das kleine Luxemburg eines der Gebefreudigsten für Missionszwecke genannt werden muß.*
*Es unterliegt nun allerdings keinem Zweifel, daß die Beteiligung am Verein der Glaubensverbreitung und Kindheit-Jesu an sich allein nicht den Maßstab für die Missionsliebe eines Landes darstellt. Unter der Hand und im Verborgenen können Almosen im reichlichsten Maße den Missionsanstalten, den enger umgrenzten Missionsvereinen und einzelnen Missionsgebieten zufließen, und es dürfte wohl sicher sein, daß die so gespendeten Summen überall jene übersteigen, die der breiten Öffentlichkeit bekannt werden.*
*Aber auch diese Missionshilfe übt Luxemburg. Im ganzen Ländchen sind die Zeitschriften und Kalender der einzelnen Ordensgenossenschaften und Vereine sowohl Deutschlands, als Frankreichs und Belgiens, verbreitet und werben nicht umsonst für ihre Missionen. Dazu beherbergt es mehrere Missionsanstalten, wie die der Weißen Väter und Assumptionisten, die sicher nicht unberücksichtigt bleiben. In gewissen Zeiten fanden einzelne Werke und Vereine, wie z.B. die Werke der Gebrüder Ratisbonne und der Sions-Schwestern in Jerusalem (Die Annalen der Mission unserer lieben Frau von Sion im heiligen Lande wurde von 1867 bis wenigstens 1888 in Luxemburg gedruckt und von hier aus verbreitet), die Trappisten-Abtei Banjaluka in Bosnien und die Orientmission der Schulbrüder vom hl. Johann Bapt. de la Salle besondere Unterstützung. Wie hoch sich nun die Summe dieser Missionsspenden beläuft, zu denen die Gaben vieler Familien an ihre Söhne und Töchter hinzukommen, die auf dem Missionsfelde stehen, entzieht sich jeder Kenntnis.*
*Genauer sind wir über die Einnahmen des Missionsvereins zur Unterstützung luxemburgischer Missionare unterrichtet. Dieser Verein wurde im Jahre 1902 von Madame Auguste Letellier, die allgemein die „Mutter der Luxemburger Missionare" genant wurde und bis zu ihrem Tode mit unermüdlichem Eifer für die Ausbreitung des Glaubens wirkte, ins Leben gerufen. Er ist wie die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen Deutschlands sowohl ein Sammelverein als ein Arbeitsverein. Der jährliche Geldbeitrag beläuft sich auf wenigstens eine Mark, die zu leistende Handarbeit bezieht sich zum größten Teil auf Paramente (*= Tücher und Decken für den Gottesdienst; rh.). *Gegen Ende des Weltkriegs zählte er über 700 Mitglieder; etwa 200 Damen beteiligten sich an der Arbeit für die Missionen. Die Bareinnahmen betragen jährlich etwa 6000 Franken. Wie ein Vergleich dieser Summe mit der Mitgliederzahl ergibt, stammt nur ein geringer Bruchteil der Einnahmen von diesen her. Das Meiste ist das Ergebnis eines Missionsbazars und der Ausstellung der verfertigten Missionsgegenstände, die jährlich während der Nationalen Feierlichkeiten zu Ehren der Mutter Gottes unter dem Titel der Trösterin der Betrübten vom 4. bis 5. Sonntag nach Ostern stattfindet, und der kleinen Gaben der Armen. „Das gute einfache Volk", so heißt es im Bericht über die Jahre 1911-1916 (S. 3-4), „hat sich besonders an unserm Werke beteiligt und den großen Prozentsatz der Geber gebildet... Wie oft haben wir uns erbaut, wenn während der Oktave des Festes der Trösterin der Betrübten in unserm Ausstellungslokal der Kathedrale gegenüber so manche schlichte Mutter kam, der die Not und Sorge des Lebens ihre herben Merkmale ins Gesicht geschrieben hatten, um uns ihr Almosen für die guten Missionare zu überreichen; wenn einfache Arbeiter hereintraten und mit einer sichtbaren inneren Befriedigung uns treuherzig den Verdienst von mehreren Arbeitstagen einhändigten."*
*Noch zwei andere Vereinigungen verdienen Erwähnung, obschon sie nicht im strengen Sinne des Wortes Missionsvereine genannt werden können. Die eine ist die Sühnungsbrüderschaft des hlst. Herzens Jesu, die im Jahre 1898 von den Priestern des hlst. Herzens gegründet wurde mit dem Zwecke, das Missionswerk zu unterstützen, damit das Reich des allerheiligsten Herzens auch in den Heidenmissionen mehr und mehr sich ausbreite. Sitz der Bruderschaft ist das Herz-Jesu-Kloster zu Fünfbrunnen bei Ulflingen. Die andere Vereinigung ist der Gebetsverein für die Bekehrung der nordischen Völker. Dieses fromme Werk verdankt seinen Ursprung der Benediktiner-Abtei vom hl. Mauritius zu Clerf. Es wurde im Jahre 1910 gegründet zur Erinnerung an die Tatsache, daß der erste Apostel Skandinaviens ein Benediktinermönch, der hl. Ansgar, war und zu*




***Luxemburger Wort*, 19.10.1990**

*dem Zwecke, die Wiedervereinigung Dänemarks, Schwedens und Norwegens mit der Mutterkirche vom Himmel zu erflehen. Direktor des Vereins ist der jeweilige Abt zu Clerf. Durch die Breve vom 8. März 1910 hat Papst Pius X. den Gebetsverein mit reichen Ablässen versehen.*

*Die bedeutungsvollste Missionsverbindung des Ländchens ist indes das „Missionswerk der vereinigten marianischen Kongregationen", nicht, weil sie dem Apostolate der Kirche besondere materielle Hilfe zuführe, sondern weil sie das Herz der jungen Studierenden mit Liebe zum Missionswerke zu erfüllen sucht und so den Missionsgedanken in die gebildeten Kreise hineinträgt. Außerdem sind die Luxemburger Gymnasiasten die ersten aller deutschen Länder, die dem Zuge der Zeit folgend, sich zu einem eigenen Missionsbunde zusammengeschlossen haben und so den Weg zeigen, auf dem durch einträchtiges Zusammenwirken viel Gutes geleistet werden kann. (...)*

*Die jungen Missionsfreunde gewannen sichtlich an Mut und Ausdauer in der Arbeit für das schöne Werk und die gute Landbevölkerung hinwiederum freute sich, die studierende Jugend so rührig wirken zu sehen. Selten kam es vor, daß die Missionseiferer, wenn sie mit ihren Missionszeitschriften, Bildern und sonstigen guten Schriften anklopften, eine Abweisung erfuhren. Wenn die Gaben für den Kindheit Jesu-Verein und den Verein der Glaubensverbreitung in den letzten Jahren je um 2000 Franken stiegen, so haben daran außer den Priestern und Lehrern auch die Gymnasiasten ihr Verdienst. Aber auch die eigene Missionskasse konnte immer größere Beiträge aufweisen. Während im ersten Jahr die Einnahmen 200 Franken betrugen, beliefen sie sich 1913 auf 400, 1914 auf 500, 1915 auf 800 Franken. Das Jahr 1916 brachte 2100 Franken, mehr als die vier vorhergehenden Jahre zusammen. Es war das Ergebnis eines Massenaufrufs der Zentrale, den die Gymnasiasten in allen Ortschaften des Ländchens dem Klerus, den Lehrern und den Erziehungsanstalten persönlich überbrachten mit der Bitte, ihn öffentlich an Kirchtüren, in Privathäusern und in Versammlungslokalen anschlagen zu wollen. (Vgl. Unsere Fahne 1916 S. 31 f.)*

*Mitten im Getöse des Weltkrieges und abgesperrt nach allen Seiten hin hat somit die Luxemburger studierende Jugend ein schönes Beispiel apostolischen Eifers und apostolischer Eintracht gegeben. Das Unglück, das über so viele herrliche Missionsgebiete hereinbrach, belebte ihren Eifer und stärkte ihr echt katholisches Empfinden. Möge diese edle Begeisterung für ein hohes Ziel nicht erkalten!«*

**B. Arens: »*Luxemburgs Anteilnahme am katholischen Missionswerk*«, in *Priester und Mission* 6 (1922).**

# Vom eisigen Alaska bis zu den Inseln der Südsee

*»In auffallend hohem Maße nun hat das katholische Luxemburg der Kirche Glaubensboten, Priester, Brüder und Schwestern geschenkt und es ist schwer zu entscheiden, wo es größer dasteht, in der Anteilnahme an den Missionsvereinen oder im Opfer seiner Kinder für die Ausbreitung des Glaubens.*
*Nach dem Diözesan-Directorium und mehreren Privatmitteilungen betrug gegen Schluß des Weltkrieges die Zahl der aus Luxemburg hervorgegangenen Welt- und Ordenspriester 758. Von diesen wirkten 448 in der Heimat; die übrigen 315 befanden sich im Auslande, darunter 21, die der Heimatdiözese noch zugeschrieben waren. Alle andern, 153 Weltpriester und 141 Ordenspriester arbeiteten unter fremder Jurisdiktion. Die Hälfte der Weltpriester hatte Stellen in den Nachbarstaaten inne. Die andere Hälfte arbeitete in Ländern, die in mancher Hinsicht noch als Missionsländer gelten können: 3 in Norwegen, darunter Bischof J.B. Fallize, und 67 in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, darunter Bischof Schwebach von La Crosse.*
*Die Ordensleute stellten die eigentlichen Glaubensboten für die Heidenländer und den Orient. Da Luxemburg für keinen einzigen Orden eine selbständige Provinz bildet und somit auch kein eigenes Missionsgebiet unterhält, so verteilen sich die 141 aus ihm hervorgegangenen Ordenspriester auf zahlreiche Genossenschaften. Mitbestimmend auf die Wahl wirkten indes jene Orden und Kongregationen, die im Lande selber, wie die Redemptoristen, die Weißen Väter, die Benediktiner und die Priester vom hlst. Herzen, Niederlassungen besaßen oder hart an der Grenze, wie die Maristen, Lehranstalten leiteten. Für die Gesellschaft Jesu kam die alte Verehrung der Luxemburger für diesen Orden in Betracht, der ihnen vor mehreren Jahrhunderten das Gnadenbild der Trösterin der Betrübten geschenkt und sie in der Liebe zur Gottesmutter zu einer Einheit, die heute noch alle Landeskinder daheim und in der Fremde aufs innigste zusammenhält, verschmolzen hatte.*
*Von den 141 Ordensleuten gehörten nicht weniger als 38 dem Jesuitenorden an. Die Redemptoristen zählten 19, die Benediktiner und die Priester vom hlst. Herzen je 12, die Väter vom hl. Kreuze 10, die Weißen Väter 6.*
*Diese Ordenspriester befanden sich buchstäblich über die ganze Welt hin zerstreut, vom eisigen Alaska bis zu den Inseln der Südsee. In den europäischen Missionen wirkten 5 Patres: 3 Jesuiten in Dänemark, 1 Jesuit und 1 Trappist in Bosnien. Die Orientmission zählte 1 Jesuiten, die Vereinigten Staaten 31 Priester: 4 Benediktiner, 1 unbeschuhter Carmeliter, 1 Franziskaner, 5 Jesuiten, 1 Sulpizianer, 1 Redemptoristen, 9 Maristen, 1 Pater vom kostbaren Blute, 1 Picpus-Pater und 8 Väter vom hl. Kreuze. In Alaska arbeitete 1 Jesuit. In Mittel- und Südamerika lebten 12 Missionare: 1 Marist in Mexiko, 1 Pater U. lb. Frau, 2 Priester vom hlst. Herzen und 1 Jesuit in Brasilien, je 1 Jesuit in Jamaica, Peru und Argentinien, 1 Lazarist in Ecuador, je 1 Redemptorist in Argentinien und Uruguay, 1 Kapuziner in der Indianer-Mission von Araukanien (Chile). Die Missionen im fernen Osten zählten 14 Patres, Japan 1 Priester aus dem Pariser Seminar, China 1 Franziskaner, Hinterindien 1 Priester aus dem Pariser Seminar, Vorderindien 8 Jesuiten, 1 unbeschuhten Carmeliten und 2 Väter vom hl. Kreuz. Auf den Inseln des stillen Ozeans und in Australien wirkten 12 Patres: 1 Picpus-Vater auf den Sandwich-Inseln, 1 Missionar vom hlst. Herzen auf Neupommern, 2 Maristen auf Neu-Seeland, 2 Maristen auf Samoa, 1 Marist auf den Nord-Salomonen, 1 Marist auf den Süd-Salomonen, 1 Marist auf den Neuen Hebriden und 3 Maristen auf dem australischen Festlande. In Afrika befinden sich 7 Glaubensboten: 2 Jesuiten am Sambesi, 4 Weiße Väter in Ostafrika und 1 Priester vom hlst. Herzen in Kamerun.*

*Im Ganzen wirkten also gegen Schluß des Weltkrieges 153 Luxemburger Priester in Missionsländern, darunter gegen 50 als eigentliche Heidenmissionare. Die Zahlen gelten auch heute noch, werden sich aber in Zukunft wohl rasch mehren, da weit über 100 Luxemburger sich in den verschiedenen Orden auf den Missionsberuf vorbereiten.*
*Wie groß die Zahl der Luxemburger Brüder und Schwestern ist, die sich am Apostolate der Kirche beteiligen, entzieht sich gegenwärtig jeder Berechnung. Nur die Namen von 20 Brüdern und 14 Schwestern konnten in Erfahrung gebracht werden. Von diesen Brüdern arbeiteten 2 in Oberägypten, 4 in Unterägypten, 1 in Jerusalem, 1 in Syrien, 1 in Kleinasien, 1 in Konstantinopel, 1 in Vorderindien, 2 in Belgisch-Kongo, 1 in Ostafrika, 1 in Nicaragua und 1 in Colombia. Von den Schwestern waren 3 tätig in Argentinien, 4 in Algier, 2 auf Neupommern und je 1 in Smyrna, in Marocco, in Vorderindien, auf Samoa und Madagascar.*
*Wenn wir diese Zahlen für die Brüder und Schwestern als vollständig annehmen, so ergibt sich, daß das kleine Luxemburg gegen Schluß des Weltkrieges wenigstens 180 seiner Kinder auf dem Missionsfelde der Kirche stehen hatte.«*
**B. Arens: *Luxemburgs Anteilnahme am katholischen Missionswerk*, in *Priester und Mission* 6** (1922)

**Das Klischee des einsamen weißen Vaters in einem Meer von schwarzen Kindern, aus *»Marienthal. Weiße Väter«***

# Der Südseeinsel Bougainville unverfälschtes Luxemburgertum und echte Marienverehrung aufgeprägt

## I. Land und Leute

*»Es gibt kaum ein Missionsgebiet auf dem weiten Erdenrund, das uns heimatlicher anmuten dürfte als die beiden Stationen Kieta und Koromira auf der Nordsalomonen-Insel Bougainville in der Südsee. Man sollte es nicht für möglich halten! Kinder des kleinen Luxemburger Landes wagen sich vor bis an diese äußersten Erdgrenzen, um dort unter schwierigsten Umständen die Frohbotschaft zu verkünden. Seit 38 Jahren lösen sie sich dort ab, unerschrocken und heldenmütig. Durch zähe, unermüdliche Arbeit prägen sie diesem Flecken Erde und seinen Bewohnern das Bild ihrer Persönlichkeit auf, die schönsten Züge wahrer christlicher Kultur, so wie sie unverfälschtes Luxemburgertum und echte Marienverehrung verstehen. Diese Wackeren sind: Pater Meyer aus Diekirch, gestorben 1903 in Kieta im Alter von 28 Jahren; Pater Rausch aus Stolzemburg; Pater Goedert aus Bastendorf; Pater Schank aus Niederfeulen; Pater Strock aus Luxemburg, 1928 erholungshalber in die Heimat zurückgekehrt; Bruder Stranen aus Düdelingen; Schwester Steil aus Eschweiler (Wiltz) und neuerdings Pater Junker aus Petingen. (...)*

*Die Einwohner von Bougainville, deren Zahl heute etwa 48.000 beträgt, wenigstens die des südlichen Teiles der Insel, bilden nach Pater Rausch, einem Pionier der Mission Kieta-Koromira, eine eigene Rasse. Sie unterscheiden sich von den Melanesiern, unter denen sie leben, und den Polynesiern durch ihre Herkunft, Gebräuche und Charakteranlagen. Sie gehören zu den Ureinwohnern der Südsee, die sich außer Inner-Bougainville, noch in der Gegend von Neu-Guinea und Neu-Britannien finden unter den Namen Papua. Zwar haben sie den Glauben an einen Schöpfergott bewahrt, allein sie verehren ihn fast gar nicht... „Bis jetzt mag man geglaubt haben, die Mission auf Nord-Salomon sei ein unfruchtbares Arbeitsfeld; ich hege jedoch die feste Zuversicht, daß sie bald zu den blühendsten zählen wird" (Kreuz und Karitas 18, 1910, S.131).*

*Pater Rausch hat richtig gesehen. Die Missionierung dieses wilden Volkes kann man in*

**Der erste Luxemburger in Bougainville, Pater Peter Meyer aus Diekirch. Foto aus *Marienkalender*, 1940**

*den Worten zusammenfassen: Aufstieg aus krassestem Heidentum zu blühender christlicher Kultur.*

## II. Eine schwierige Gründung

*Noch keine 38 Jahre sind es her, da befand sich auf der ganzen Insel Bougainville kein einziger Weißer, sogar nicht 100 km im Umkreis. In der Erinnerung der Maristenmissionare und ihrer Freunde zittert noch recht lebendig die Erinnerung nach an den ersten im Blut ihrer edelsten Söhne*

*erstickten Versuch der Gesellschaft Mariens (1845-52), auf den Shortlandinseln festen Fuß zu fassen. Im Jahre 1899 wurde das Wagnis wiederholt, diesmal mit Erfolg. Nun mußte es für ein mutiges Herz verlockend sein, die große Insel anzufahren und einen Missionsversuch gegen das*

**Bewohner von Neuguinea, »*Bilder-Tafeln zur Länder- und Völkerkunde*«, 1883.**

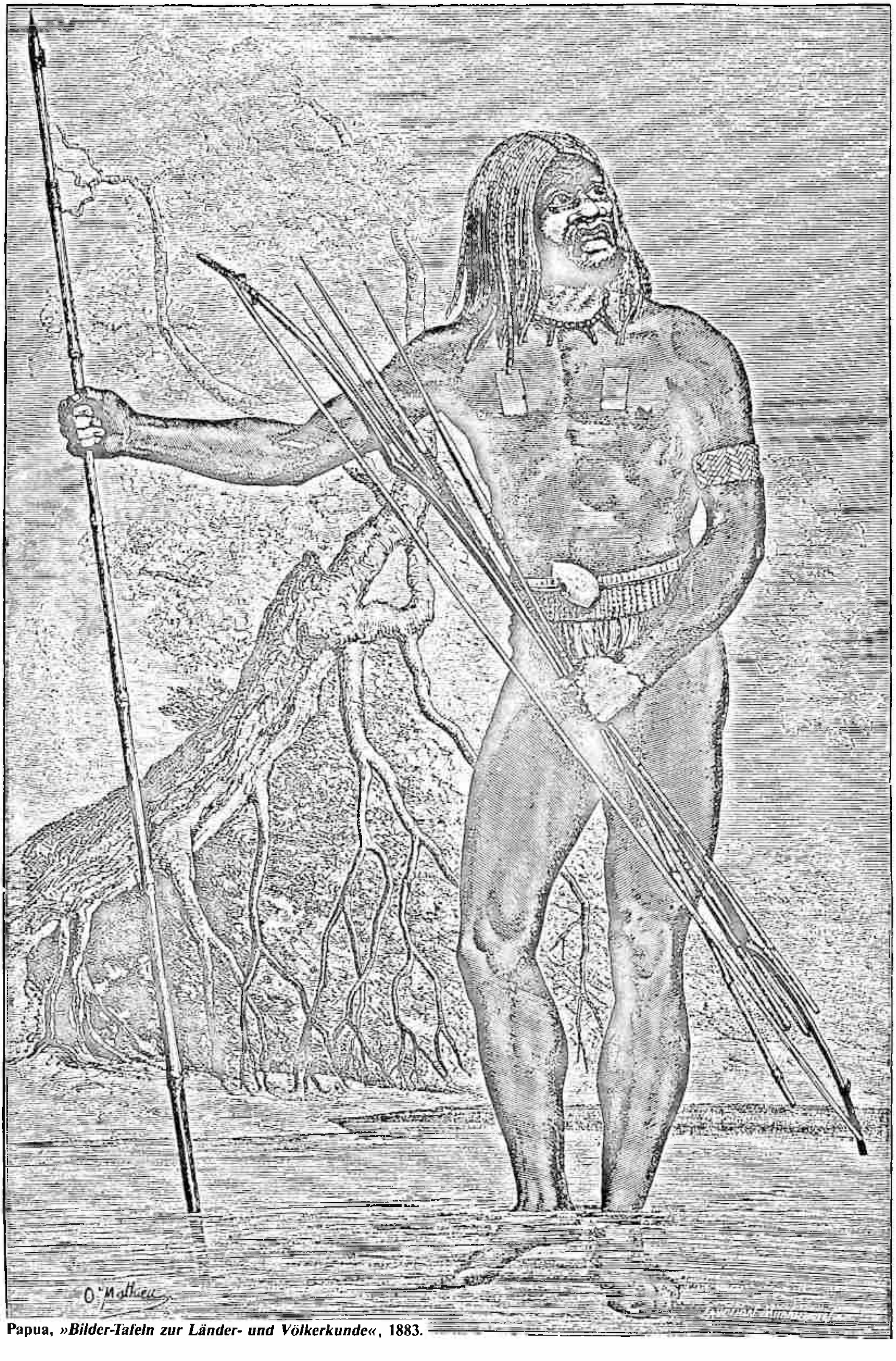
*Hauptbollwerk des Heidentums zu unternehmen. (...)*
*Da schickte die Gesellschaft der Maristen einen Luxemburger in diese Gegend, damit er eine Missionsstation gründe. Es war der jugendliche, im vollen Schwung seines ersten Missionseifers stehende Pater Peter Meyer aus Diekirch, der bis dahin in Poporang auf einer kleinen Shortlandinsel tätig gewesen. Im Juli 1901 landete er mit einem kleinen Dampfer; er hatte etliche*

**Meyers Nachfolger Pater Johann Rausch aus Stolzenburg. Foto aus *Marienkalender*, 1940**

*Schwarze seines früheren Missionsbezirks sowie Proviant mitgebracht. Nach 6 Monaten sollte das Schifflein wiederkommen. Nun stand der mutige Missionar mit einer Handvoll Christen allein auf wildheidnischem Boden. Aber sie vertrauten der göttlichen Vorsehung. Im nächsten Eingeborenendorf traf Pater Meyer einen Häuptling, den er schon frührer gekannt hatte, und der nach dieser Insel ausgewandert war. Dieser verkaufte unserm Missionar ein Stück Land von 50 Ha. in sehr günstiger Lage am Landungsplatze.*
*Jetzt begann die harte Vorbereitungsarbeit. Man rodete den Wald aus und pflanzte, besonders Taros und Bananen. Bis Pater Meyer eine Hütte besaß, wohnte er im Gemeindehaus der Schwarzen, d.h. unter einem auf 4 Kokosstämmen ruhenden Strohdach. Solch eine Fremdenherberge gibt es in allen Eingeborenendörfern der Insel. Nach 2 Wochen harter Arbeit war das provisorische Häuschen soweit fertggestellt, daß Pater Meyer die erste hl. Messe auf heidnischem Boden lesen konnte. (...)*
*Hoffnungsfreudig kehrte Pater Meyer sodann nach Poporang zurück, um dort die letzten Vorbereitungen zur endgültigen Errichtung der neuen Missionsstation zu treffen. Bald darauf kam er wieder mit einem Begleiter, Pater Englert, und einer Ladung Holz zum Bau einer passenden, dauerhaften Wohnung. Nach Fertigstellung derselben ging es resolut an die Bekehrungsarbeit. Die erste Sorge der Missionare war, Kinder zu gewinnen, die zugleich Schüler und — nach dem Maß ihrer Kräfte — Arbeiter sein sollten. Die Mission kam für alles auf, was sie brauchten. Nun pflanzte man Kokosbäume, Süßkartoffeln, Yammwurzeln, Taros und Bananen. Schon gewöhnten sich die kleinen Krausköpfe an eine feste Tagesordnung. Bereits kamen die Einwohner des Dorfes zur hl. Messe. Die süßen Laute und Klänge des Ave Maria und O salutaris erschollen. — Da ging unerwartet ein erster Sturm auf die Mission nieder. Am 7. Juli 1902 stieg eine bewaffnete Bande von den Bergen herunter und überfiel zunächst die auf dem Missionsgebiet arbeitenden Kinder. Im Augenblick waren zwei derselben getötet und gräßlich verstümmelt. Nun folgte eine regelrechte Belagerung der Station. Doch unsere Missionare waren keine Hasenfüße. Dank ihrer tapferen Haltung und der Dazwischenkunft des heimlich herbeigerufenen Dorfvorstehers ließen die Wilden sich einigermaßen besänftigen. Es wurde jedoch beschlossen, die Mission zeitweilig zu verlassen. (...)*

## III. Heidnische Gewalten

*Nach dem Tode des Missionspioniers von Kieta lief die kleine, mit soviel Liebe gegründete Station Gefahr, völlig verwaist zu werden. (...) Im Jahre 1904 erhielt er als Nachfolger Pater Johann Rausch aus Stolzemburg, der sich durch ein langjährigs Apostolat auf Bougainville zum erfahrenen Missionar und tüchtigen Fortsetzer des von Pater Meyer begonnenen Werkes heranbildete. Die Missionsstation von Buin an der Südküste der Insel war seine erste Gründung gewesen. Dort hatte er unter ganz wilden Menschen beinahe sein Leben eingebüßt. Die Eingeborenen vergifteten seinen Gehilfen, einen jungen Pater; ihn selbst knebelten sie und überließen ihn seinem Schicksal. Da legte zum Glück ein Kriegsschiff an, dessen Besatzung die neugegründete Station besuchen wollte. Man fand den Missionar und befreite ihn aus seiner entsetzlichen Lage. (...)*
*Somit begreifen wir, was Pater Rausch in den ersten Jahren seiner Missionstätigkeit in Kieta*



Papua, »*Bilder-Tafeln zur Länder- und Völkerkunde*«, 1883.

schrieb: „Der Missionar auf den Salomonsinseln steht vor einem Heidentum, wie es kaum schlimmer gedacht werden kann... Man kann mit vollem Recht von den Heiden auf Bougainvile sagen, was der hl. Paulus zu seiner Zeit von den Heiden des römischen Reiches sagte: „Sie sind voll jeglicher Ungerechtigkeit, Unzucht, Habsucht, Schalkheit, voll Neid, Mord, Arglist, lieblos, treulos, unbarmherzig." Damals waltete in rohester Form die Willkür des Stärkeren. Die Frau war die Sklavin, die Sache des Mannes. Gebrechliche Kinder wurden gleich nach ihrer Geburt getötet. Alte und schwache Leute wurden vernachlässigt, ja verspottet. (Kreuz und Karitas 16 [1908] S. 162-6).

## IV. Kieta blüht auf. Koromira entsteht

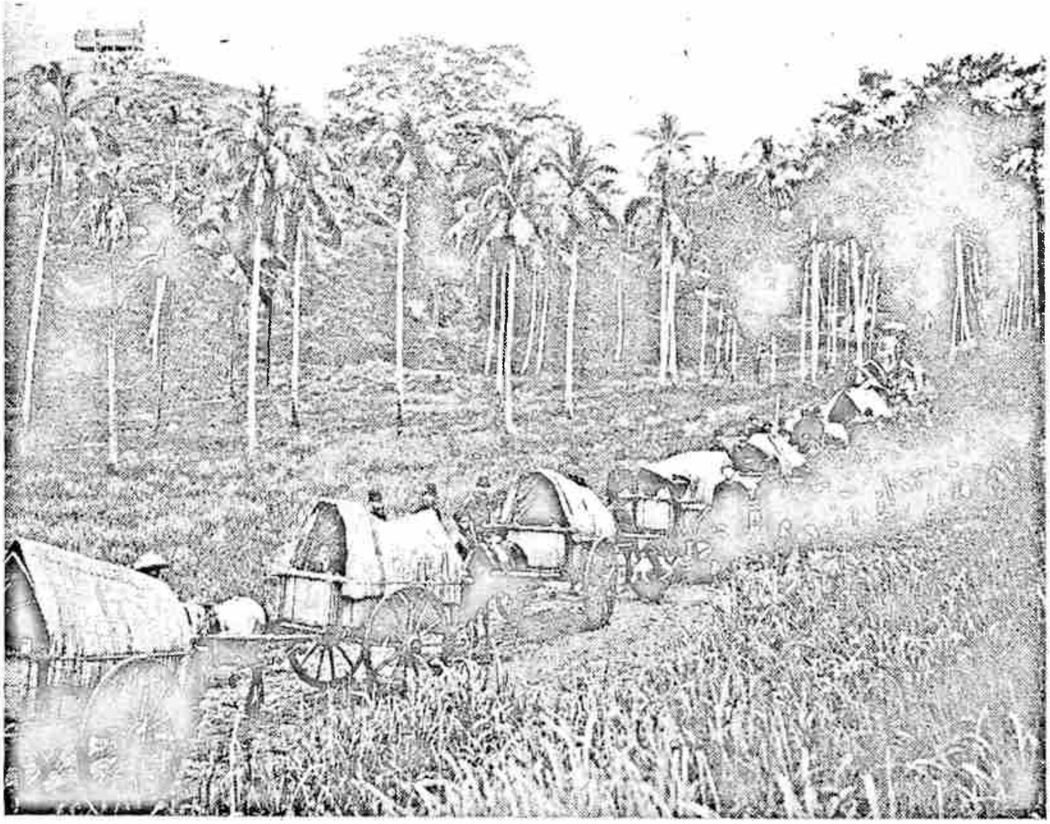
Aus dem Gesagten ist es verständlich, daß die älteren Eingeborenen sich nur selten bekehrten. Ganz im Heidentum versumpft, waren sie der Wahrheit nur schwer zugänglich. (...) Die Jugend war die Hoffnung der Mission. Man sammelte die Kinder in den Schulen der Mission. Die Knabenschule leitete der Pater, die Mädchenschule die Schwestern. Im Jahre 1900 waren die ersten Schwestern auf Bougainville angekommen. 1908 zählte die Schule 60 Knaben, wovon 23 getauft waren. Die Schüler waren im allgemeinen brav, willig und ziemlich begabt. Einige davon konnten in Zeit von 6 Monaten geläufig lesen und nach Diktat schreiben. Bald waren auch die Kinder des Nachbardorfes für die Schule gewonnen. Mehrmals in der Woche machten sie den weiten Weg von 1 1/4 Stunden hin und zurück und bekundeten eine große Lernbegierde. Welche Freude für die Glaubensboten, diese kleinen Schwarzen um sich versammelt zu sehen und in ihre jungen fügsamen Herzen den Samen der göttlichen Lehre streuen zu können! War die Schulzeit vorüber, so gestattete man den Kindern nur ungern, in ihre heidnischen Familien und in entfernte Dörfer zurückzukehren. Sie durften bis zu ihrer Verheiratung auf der Missionsstation bleiben. Dann gab man den jungen Leuten ein Stück Land, auf dem sie sich eine Hütte errichteten und eine Pflanzung anlegten. So entstand nach und nach ein christliches Dorf in der Nähe der Mission.
Im Jahre 1908 erhielt Pater Rausch, der schon soviel in Kieta geleistet hatte, von seinen Obern den Auftrag, etwa 30 Km. südöstlich von Kieta eine neue Station zu gründen. So entstand in herrlicher Lage Koromira, auf einer Anhöhe direkt am Meer. Nach zwei Jahren mühseliger Gründungsarbeit zählte die Schule der Mission bereits 56 eifrige, wißbegierige Schüler, an denen es jedoch noch „viel zu rupfen und zu zupfen" gab. Vormittags war Schule; nachmittags wurde in den Pflanzungen gearbeitet. Die Kinder verblieben mehrere Jahre auf der Station, und der Pater schloß einen christlichen Vertrag mit den Eltern. Die Eingeborenen, des Schreibens unkundig, unterzeichneten mit einem Kreuzchen. Sie überließen ihre Kinder der Sorge des Missionars und erhielten eine Entschädigung: Stoffe, Äxte, Messer, Pfeifen, Tabak u. dgl. Der Missionar hatte für Kost, Wohnung und Kleidung der Kinder zu sorgen. Mit ihrer Hilfe wurde der Boden urbar gemacht und eine große Tarospflanzung angelegt. Eine Wohnung entstand für den Missionar und die Schwestern, welche 1911 in Koromira eintrafen. An Stelle der Kapelle sollte auch eine geräumige Kirche erbaut werden. Pater Rausch bestellte das zum Bau nötige Holz in Sydney. Leider wurde der unermüdliche Missionar krank, und seine Obern riefen ihn 1913 nach Australien zurück, wo er seitdem in mehrfacher Hinsicht seine reichen Erfahrungen in den Dienst der Gesellschaft Marien stellen konnte. Die Kirche in Koromira sollte ebenfalls von luxemburgischem Geld errichtet werden. Schenkgeber war der hochwürdige Herr Dechant Johann Thill von Diekirch, ein Stolzemburger wie Pater Rausch. Auch sollte ein Luxemburger den Bau ausführen: Pater Johann Goedert aus Bastendorf, der im März 1914 nach Koromira berufen wurde. Am erste Sontag im Monat Oktober, als in Europa der Weltkrieg ausgebrochen war, feierte der neue Missionar im neuen Gotteshaus das erste feierliche Meßopfer. Eine zähe, tüchtige Kraft für das aufblühende Koromira, arbeitete Pater Goedert bis zum Jahre 1923 inmiten der Neubekehrten und machte große, beschwerliche und gefährliche Missionsreisen ins Innere der gebirgigen Insel. Eine solche Wanderung schilderte er recht anschaulich in einem Brief an den Luxemburger Missionsverein (s. „Luxemburger Wort" v. 18.1.1935). Dann wurde er zum Missionsprokurator in Kieta ernannt und durch Pater Peter Schank aus Niederfeulen ersetzt.«

**S.: »Kieta-Koromira. Ein Stück Luxemburger Heimat in Ozeanien«. in: Luxemburger Marienkalender 1940, S. 49-55.**

# Zu Batavia mat de Wëllen zerklappt

## Luxemburger Kolonialsoldaten gegen die indonesische Resistenz

Nach dem Ende der napoleonischen Kriege versuchten die Könige und Kaiser Europas, die alten Zustände, wie sie vor der großen französischen Revolution geherrscht hatten, so weit wie möglich wieder herzustellen. Auf dem Wiener Kongreß (1814/1815) teilten sie sich über die Köpfe der Völker hinweg den Kontinent und die außereuropäischen Kolonien auf. Dabei erhielt der niederländische König Wilhelm I. unter anderem das Großherzogtum Luxemburg und die Kolonie Indonesien.
Während die Luxemburger dies hinnahmen, wehrten sich die Indonesier mit aller Kraft gegen die holländische Herrschaft. Um die gigantische Inselwelt wieder militärisch zu besetzten, reichte die niederländische Armee bei weitem nicht aus. So suchte der niederländische König überall in Europa nach Soldaten und Soldnern.
Luxemburg war bis zum Wiener Kongreß französisch



**Holländischer Militärkonvoi auf Surinam**

gewesen. Die Luxemburger Soldaten hatten auf französischer Seite gekämpft. Damit sie in die niederländische Armee aufgenommen wurden und ihren militärischen Rang behalten durften, zwang Wilhelm I. sie, nach Indonesien in den Krieg zu ziehen. Um ihren Beruf nicht zu verlieren, reisten 1816 die ersten Luxemburger Offiziere nach Indonesien und führten ihre Männer in den Krieg durch Dschungel und Reisfelder. Einige kamen nie zurück, wie Unterleutnant Hubert Renard aus Luxemburg, der mit 31 Jahren 1821 auf Java ums Leben kam, oder Leutnant André Nothomb aus Cessingen, der 38-jährig als Kapitän ebenfalls auf Java 1832 das Leben verlor.
1825 hatten die Javaner einen großen Befreiungskrieg gegen die Niederländer begonnen. Arg in Bedrängnis geraten, suchten die Holländer verzweifelt nach Soldaten, um die Javaner zu unterdrücken. Zahlreiche arbeitslose Luxemburger Bauernjungen, die nicht lesen und nicht schreiben konnten, ließen sich von falschen Versprechen nach Indonesien locken, um der Armut zu Hause zu entkommen. Wie konnten sie wissen, wenn sie im Hafen von Harderwijk an der Zuiderzee an Bord gingen, daß sie auf Java an einem unbeschreiblichen Blutbad teilnehmen würden: Während die Holländer 8000 Mann verloren, brachten sie dank ihrer überlegenen Waffentechnik und größter Grausamkeit 200.000 Javaner um. Trotzdem erschütterte der Java-Krieg die niederländische Kolonialherrschaft derart schwer, daß sie zu Friedensverhandlungen gezwungen wurde. Zu diesen Friedensverhandlungen hatte sie dem Anführer der Javaner, Prinz Diponegoro von Jogjakarta freies Geleit versprochen, ein Versprechen, das sie rasch brach, was schließlich zur Niederlage der Javaner beitrug.

## Unabhängigkeitskämpfe auf Java und in Luxemburg

Doch am anderen Ende der Welt revoltierten die Belgier und mit ihnen die Luxemburger gegen die niederländische Herrschaft. Sie wollten mehr Demokratie und wehrten sich gegen die Steuern, die Wilhelm I. ständig erhöht hatte, um den teuren Krieg in Java zu bezahlen. Der Sprecher des 1830 revoltierenden liberalen Bürgertums, Charles Metz, warf dem niederländischen König vor: *»Pendant que le Luxembourg s'épuisait pour vos travaux publics, vos flottes, vos armées, vos colonies... «* (Albert Calmes: *»Naissance et débuts du Grand-Duché 1814-1830«*, Luxemburg 1971, S. 505)
Als die Niederlande nun auch noch einen Krieg begannen, um die belgische Revolution niederzuschlagen, waren die Staatskassen bald leer. Durch diese zweite Front trugen die Javaner vielleicht zur Unabhängigkeit Luxemburgs bei, indem sie den niederländischen König vor den Kosten einer militärischen Rückeroberung des aufständischen Luxemburgs zurückschrecken ließen.

Wilhelm I. schickte sofort einen neuen Generalgouverneur namens Van den Bosch nach Indonesien, mit dem Befehl, 9 Millionen Gulden aus dem Land zu pressen. Van den Bosch begann, den größten Teil Indonesiens in staatliche Plantagen umzuwandeln, die Kolonialwaren wie Kaffee, Zucker, Tee, Tabak, Baumwolle, Pfeffer usw. produzierten. Jedes Dorf wurde gezwungen, Zwangsarbeiter für die Bewirtschaftung dieser Plantagen und den menschenfressenden Bau von Straßen und später Schienenwegen zu stellen. Außerdem mußte jedes Dorf auf dem besten Teil seines Bodens Exportprodukte wie Zucker und Kaffee anbauen. Dadurch konnten nicht mehr genug Lebensmittel produziert werden. *»Hungersnot? Auf dem reichen, fruchtbaren, gesegneten Java Hungersnot? Ja, Leser. Vor wenigen Jahren sind ganze Distrikte ausgestorben durch den Hunger. Mütter boten ihre Kinder als Speise zu Kauf an, Mütter haben ihre Kinder gegessen.«* (Multatuli: *»Max Havelaar of De Koffyveilingen der Nederlandsche Handelsmaatschappij«*, Amsterdam 1860).

Dafür stiegen die Exporte innerhalb eines Jahrzehnts von 12,8 auf 74 Millionen Gulden und finanzierten, nach allen Zwischenhändlern und Aktionären, ein Drittel des niederländischen Staatsbudgets. Das indonesische Geld floß in den Eisenbahnbau, die Baumwollindustrie und den Schiffsbau... in Holland. Bis zum ersten Weltkrieg wehrten sich die Indonesier in 21 großen und ungezählten kleineren Aufständen verzweifelt gegen diesen gigantischen Raubzug. Um ihre Kolonialmacht zu erhalten, brachten die Niederlande Millionen Indonesier um. Und die stolzen Guillaume und Wellem, denen man noch heute in Reiterstatuen und auf Straßennahmen in Luxemburg begegnet, waren allesamt auch menschenverachtende Kolonialherren, die Millionen Tote auf dem Gewissen haben. Für diesen Terror hatten sie einen ständigen Bedarf an Kolonialsoldaten. Nach Schätzungen von Albert Calmes (*»Au fil de l'histoire«*, Luxemburg 1968) kämpften während des letzten Jahrhunderts rund tausend Luxemburger in Indonesien für den Erhalt der Kolonialherrschaft. Joseph Hess schätzte ihre Zahl sogar auf 1500 (*»Bei eis doheem«*, Luxemburg 1984). J.P. Troes veröffentlichte ab 1913 in der *Hemecht* die Namen von weit über einem halben Tausend dieser Soldaten.

Der Kampf Luxemburger Kolonialsoldaten in Indonesien war im 19. Jahrhundert derart bekannt, daß er Eingang in die populäre Literatur fand. Eine der Hauptfiguren von Dicks' (Edmond de la Fontaine) am 22. November 1863 uraufgeführter Lokalposse *»De Ramplassang«* ist der Wirt und pensionierte Sergeant Blexem (Bläaksem), der in Indonesien gekämpft hatte. Dem Bauernjungen Méchel wirft er vor: *»En huet sech nët zu Batavia mat de Wëllen zerklappt!«* Und tischt dann Schauermärchen aus dem Dschungekrieg auf: *»Do huet ee sech missen ze hëllefe wëssen. Dat erënnert*

*mech och, dass ech emol Scheldwuecht stong. Elei koum jo esou eng wëll Kanaaljen heemlech erbei, a steisst mech an de Festongsgruef. Ongléckelecherweis trëllen ech op en Nascht Krokodillen. Eher ech mech ëmsin hat, haten dei zwein Aler mäi Sabel a mäi Gewier zerknat ewei Seemiel, an se koumen op mech lass. — Wat wor elei ze maachen? Een, zwee, dräi, flang! Du hat ech Papp a Mamm erwirecht. Fir dat Jongt huet et mer ze leed gedoen. Ech hun et opgezillt. Ech hat er fënnef Joer. 't wor 27 Schong laang, an 't as mer nogelaaft ewei e klengen Hond.«* Zur Zeit, wo Dicks' »*Ramplassang*« gespielt wurde, war in Indonesien die Zwangsarbeit auf den staatlichen Plantagen und die Kontrolle der dort beschäftigten Sklavenheere unrentabel geworden. Die Niederlande nahmen deshalb 1870 eine Agrarreform vor, die auch die wachsende Kritik über ihre Kolonialgreuel beschwichtigen sollte. Die Privatisierung der Ländereien lief darauf hinaus, daß alles Land beschlagnahmt wurde, für das sein Besitzer keine Eigentumsrechte nachweisen konnte — und wieviele Bauern, durchwegs Analphabeten, konnten das in einem Land mit jahrhundertealtem schriftlosem Gewohnheitsrecht?

## Allen, welche uns in die Hände fallen, hauen wir den Kopf ab

Drei Jahre nach diesem großangelegten Betrugsmanöver begannen die Atjeh einen dreißigjährigen Befreiungskrieg gegen ihre Unterdrücker, dem mehr Menschen zum Opfer fielen, als das gesamte Großherzogtum damals Einwohner zählte — 250.000 Menschen, wieder in der Hauptsache Indonesier. Der Zug Luxemburger Kolonialsoldaten nach Indonesien begann 1890 abzunehmen, als Luxemburg vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland und die niederländische Dynastie von der luxemburgischen getrennt wurde. Trotzdem gab es weiter junge Männer, die in die niederländische Kolonialarmee eintraten. Einer von ihnen war der 22-jährige Echternacher Antoine Rollmann, der 1896 aus dem Krieg gegen die Atjeh folgenden Brief nach Hause schickte:

*»Kota-Radjah (Niederländisch-Indien) 13. Juli — Wie Sie wohl schon wissen, sind wir jetzt immer in Kämpfen. Jetzt sind wir schon 2 1/2 Monate auf Atjeh und sind noch fast jeden Tag im Feuer gewesen, ohne daß eine feindliche Kugel mich getroffen hat. Gott sei Dank! Noch vor einigen Tagen, am 9. und 10. Juni, haben wir in den Urwäldern von Atjeh zwei Tage lang die Häuser und Fruchtbäume abgebrannt, resp. umgehauen. Wir haben viele Mühe gehabt und am zweiten Tag hat der Feind uns des Abends, während wir schliefen, angefallen. Wir mußten uns schnell zurückziehen, anders wäre keiner von uns am Leben geblieben, denn wir waren nur 100 Mann, und der Feind 300 Mann stark und wir haben in einer kleinen Festung gesessen. Wenn wir ausrücken, dann ist es immer des Nachts um zwölf Uhr, so daß wir gegen fünf Uhr in den Urwäldern sind. Wir müssen viel Hunger und Durst leiden und des Nachts in den Urwäldern schlafen, das kann man aber gar nicht, denn die Fliegen und anderen Insekten fressen einen halb auf.*

*Den ganzen Tag sind wir bis an den Leib in stinkendem Wasser, und so müssen wir denn zwei oder vier Tage mit nassen Kleidern umherlaufen; es darf Sie also nicht wundern, wenn Krankheiten unter den Soldaten ausbrechen. Meine Kameraden links und rechts sind gefallen, aber daß die Kugeln mich nicht treffen, das ist der Schutz Gottes, denn jeden Morgen und Abend bete ich besonders. Ich versichere Ihnen, wenn man so dem Tod in's Auge sieht, denkt man vor allem an Gott. In zwei Tagen haben wir 247 Todte und Verwundtete gehabt, die feindlichen Kugeln fallen hier wie die Hagelsteine in Europa.*

*Atjeher sind ein sehr schmutziges Volk, und wer weiß wie lange der Krieg noch dauert. Der Krieg wird geführt unter dem Kommando des Generals Vetter, welcher auch den Krieg auf Lombok geführt hat. Es ist ein sehr tapferer und guter Mann. Toekoe-Omar erster Häuptling von Atjeh, haben wir noch nicht gesehen, seit er weggelaufen ist. Vom 30. März bis heute haben wir ungefähr 600 Todte und Verwundete gehabt. Der Feind hatte so viele Todte und Verwundete, daß es ihnen unmöglich war, sie alle mitzunehmen. Allen, welche uns in die Hände fallen, hauen wir den Kopf ab und lassen sie dann liegen. Ich bin, Gott sei Dank, noch immer gesund und frisch, was eine Hauptsache ist. Grüßet alle Luxemburger tausendmal. Achtungsvoll, Antoine Rollmann.«*

# Ingenieure für die Eisen- und Stahlwerke von Hanyang

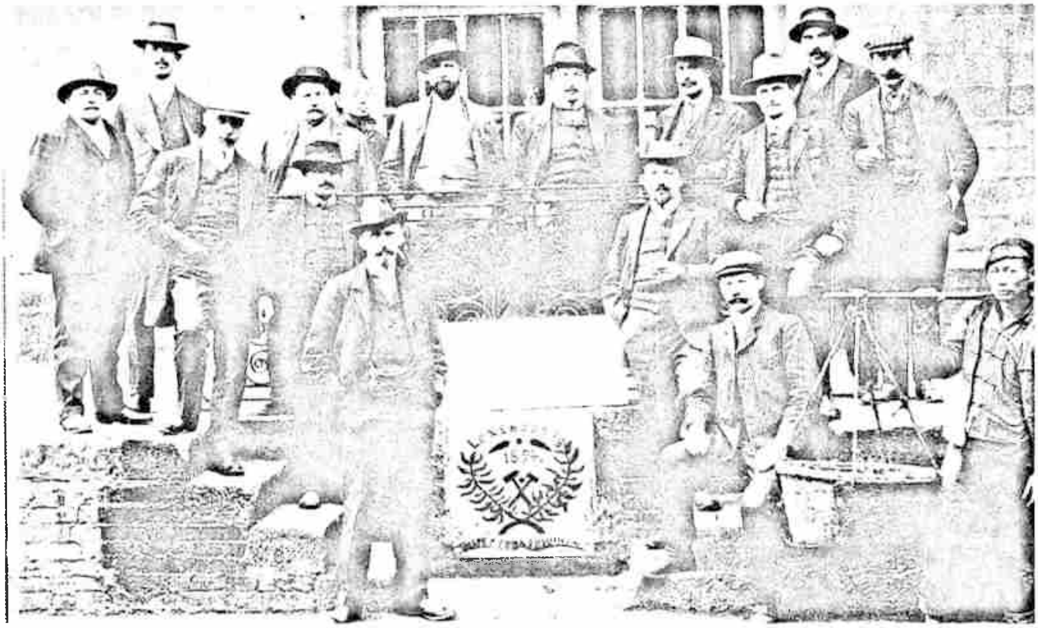
Mit einer Ausdehnung, die der Entfernung zwischen Sibirien und der Sahara entspricht und einer 4000-jährigen Geschichte stellte das chinesische Riesenreich im 19. Jahrhundert eine besondere Verlockung für die europäischen Kolonialmächte dar. Doch von der Überlegenheit der chinesischen Kultur überzeugt und abgeschlossen hinter einer 5000 km langen Großen Mauer lebend, lehnte der sich auf seinen göttlichen Ursprung berufende Kaiser es sogar ab, gleichberechtigte diplomatische Beziehungen zu den europäischen Staaten aufzunehmen.
Die Europäer waren gierig auf chinesischen Tee, Seide, Porzellan und Lack, doch die Wollwaren und Baumwolle, die sie zum Tausch anboten, interessierten die Chinesen nicht. So begannen die Engländer, vor allem Opium aus ihren staatlichen Kolonialplantagen in Indien nach China zu verkaufen. *»England mußte Opium in China verkaufen, um den Dreieckshandel zwischen London, Kanton und Indien im Gleichgewicht zu halten. Kantoner Tee ging nach London, während Londoner Waren und Maschinen nach Indien gingen.«* (John K. Fairbank: *»Geschichte des modernen China 1800-1985«*, München 1989, S. 101) Die Opiumsucht vertiefte die Krise der in ihrer Tradition gefangenen, streng nach Klassen und Geschlechtern hierarchisierten agrarisch-bürokratischen Feudalgesellschaft und schwächte ihre Widerstandsfähigkeit gegen die europäischen Eindringlinge zusätzlich.
Chinesische Versuche, den Rauschgifthandel zu verbieten, beantworteten die Engländer im Jahr der Luxemburger Unabhängigkeit 1839 mit dem Opiumkrieg — im Namen des freien Handels. Um ihren Kaiserthron zu retten, begann die Mandschu-Dynastie, den siegreichen Engländern 1842 das Land für Geschäfte aller Art auf Kosten des Volks zu öffnen. In den folgenden Jahrzehnten geriet China so unter der Drohung britischer, französischer und anderer Kanonenboote immer mehr in eine halbkoloniale Abhängigkeit. Die chinesische Wirtschaft fiel zunehmend in die Hände der technisch überlegenen europäischen Kolonialmächte, die Verwaltung wurde endgültig korrumpiert.
Selbst Belgien unter dem verzweifelt nach Kolonien suchenden König Leopold II. rivalisierte mit den anderen Kolonialmächten in China. Der belgischen Gesellschaft John Cockerill gelang es 1892, die Eisen- und Stahlwerke von Hanyang unter ihre Kontrolle zu bekommen. Und zur Leitung der Werke griff sie auch auf Ingenieurwissen aus dem benachbarten, von einer großen Stahlindustrie dominierten Luxemburg zurück. Zu den Leitern der Hanyang-Werke gehörten die Ingenieure François Cox, Fr. Hoffmann, V. Moyen, Elektroingenieur Ferd Schanen, der beigeordnete Chef der Hochöfen Camille Beissel, der Chef des Stahlwerks und der Walzstraße Jean-Pierre Soisson, Laborchef Jean-Pierre Arendt und Bernard Duchscher. Ihre Gehälter lagen einige tausend Prozent über den Einkommen der bestbezahlten Chinesen, sie kauften in für Europäer reservierten Geschäften ein und ließen sich von zahlreichen chinesischen Hausdienern verwöhnen.

Bis zum technischen Direktor der Werke brachte es der am 20. März 1864 als Sohn eines Schmieds aus Stadtgrund geborene Eugène Ruppert. Angelockt von *»einem sehr hohen Gehalt«* und dem *»Reiz des Unbekannten«*, war er 1894 nach China gereist. In seinem umfangreichen schriftlichen Nachlaß (Robert L. Philippart: *»L'activité industrielle d'Eugène Ruppert en Chine«*, Luxemburg 1987) beschreibt er mit dem gewohnten Kolonialrassismus die Chinesen als in allem das genaue Gegenteil des weißen Mannes, schmutzig, opiumsüchtig und arbeitsscheu, die es mit Terror und größter Hartnäckigkeit zur Arbeit anzutreiben gelte. Aber dann *»ist neben dem erstklassichen (sic) Rohstoffmaterial ein hervorragendes Menschenmaterial vorhanden, welches Letzteres auch unter angemessenen, billigen Lohnverhältnissen zu verwerthen ist.«* (Zitiert nach Philippart S. 28).

Während Ruppert in seinem Reisebericht *»Reise um die Welt mit mehrjährigem Aufenthalt in China und Japan«* (Luxemburg, 1903) über die Preise der Luxusimporte für die Europäer klagt: *»Ein Limburger Käse riecht stets nach 1,50 Dollar«* (S. 91), rechnet er vor, daß ein Kuli 4 bis 7 Dollar nebst Wohnung monatlich verdient, ein Boy 8 bis 12 Dollar,

ein Koch 15 bis 20 Dollar, ein Kindermädchen 10 bis 12 Dollar und *»sonstige niedere dienstbare Geister 3 bis 4 Dollar.«* (S. 92)
Die Kulis sind *»die zweibeinigen Lasttiere des himmlichen Reiches«* und *»leben in schmutzigen Stroh- und Bambushütten, in welchen man bei uns zu Land oft nicht einmal Schweine unterbringen würde; sie haben sozusagen weder Dach noch Fach, weder Hab noch Gut. Mit Weib und Kindern liegen dieselben oft mit Schweinen und räudigen Hunden zusammen auf den Straßen, im Kot und Wust. Das Kuliarbeiterpersonal der Hütte und Gruben rekrutiert sich ungefähr zu zwei Dritteln aus dieser Klasse.«* (S. 74)

Riesenreich in Einflußsphären auf — der Zerfall schien unmittelbar bevorzustehen.
Als Reaktion darauf rief die bäuerliche Geheimgesellschaft der Boxer im Jahr 1900 zur Vertreibung aller Fremden und zur Rückkehr zur altchinesischen Tradition auf. Sie ermordete zahlreiche christliche Missionare und belagerte die ausländischen Botschaften in Peking. Die Kaiserinwitwe kündigte den europäischen Kolonialmächten die für sie ausweglos gewordene Partnerschaft bei der Ausbeutung des chinesischen Volks auf und erklärte ihnen den Krieg. Worauf diese mit einer internationalen Armee intervenierten, den Aufstand niederschlugen und Peking plünderten.



**Zwei chinesische Arbeiter als Dekor für vierzehn luxemburgische Ingenieure von Han Yang, Eugène Ruppert vorne mit Hut und Uhrkette, 1911. Foto aus Robert L. Philippart: *»L'activité industrielle d'Eugène Ruppert en Chine«***

Denn von dieser Not läßt sich profitieren: *»Die Verdienste und die Löhne (...) sind außerordentlich niedrig und müssen demzufolge Fabriken und sonstige geschäftliche Anlagen, die im himmlischen Reiche auf reeller Basis gegründet werden, unbedingt gute Geschäfte machen und reiche Dividenden abwerfen können.«* (S. 75) Und so übersetzt Ruppert gut gelaunt *»O Du douewen, deem séng Hand... «* ins Chinesische: *»Pai Kuê Fôu Tsang Ouâ Pi Yeû O Tsche... «* (S. 12).
Als Ruppert nach China kam, verlor das Land gerade den Krieg gegen Japan. China schien hilflos den ausländischen Mächten ausgeliefert zu sein. 1898 kehrte Ruppert nach Europa zurück, um sich in Deutschland von einer schweren Krankheit zu erholen. Zu dieser Zeit vereitelte die Mandschu-Dynastie eine vor allem von chinesischen Intellektuellen getragene Reformbewegung. Rußland, Deutschland, England und Frankreich teilten sich das

Nach Japan und dann China zurückgekehrt, wurde Ruppert 1903 technischer Generaldirektor in Hanyang. Während mehrerer Jahre modernisierten die luxemburgischen Ingenieure die Fabriken grundlegend.

In seinen Schriften hatte Ruppert Interesse für die rasch erstarkende revolutionäre Bewegung unter Sun Yat-Sen gezeigt, der es schließlich 1912 gelang, die jede geordnete gesellschaftliche Entwicklung in China verhindernde Mandschu-Dynastie zu stürzen. Mit den Mandschus mußten allerdings auch die luxemburgischen Ingenieure China verlassen. Ruppert kehrte nach Luxemburg zurück, gründete ein Ingenieurbüro und vertrat die Hanyang-Werke in Europa. Er bewohnte in der Hauptstadt eine mit Chinoiserien verzierte Villa am heutigen Neuen Theater und erhielt im Volksmund den Namen *»de Chinees«*. Ruppert starb 1950.

# Le nom de Grang était craint dans toute la région

## Nicolas Grang hilft Stanley den Kongo erobern

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als Luxemburg mit den ersten modernen Schmelzen in der Minette-Region und neuen Eisenbahnstrecken durchindustrialisiert wurde, begannen die sich epidemieartig über den Erdball verbreitenden europäischen Kolonialmächte, sich intensiv für Afrika zu interessieren. Denn Nord- und Südamerika waren größtenteils unabhängig geworden, und die

**Henry Morton Stanley**

Transportstrecken nach Afrika waren kürzer und billiger als nach Amerika.
Seit dem 15. Jahrhundert hatten Europäer nur die afrikanischen Küstengebiete besetzt, um mit Sklaven, Gold und Elfenbein zu handeln. Nun wollten sie auch das bis dahin für sie unbekannte Innere des afrikanischen Kontinents nach Rohstoffen und Absatzmärkten für ihre neuen Industrien durchwühlen.
König Leopold II. von Belgien, einer der reichsten Männer seiner Zeit, wollte um jeden Preis wie die Großmächte eigene Kolonien — weniger für Belgien als für seinen Privatgebrauch. 1876 gründete er mit eigenem und internationalem Kapital in Brüssel den Privatkonzern *Association Internationale du Kongo*, um Zentralafrika zu besetzen und auszubeuten.
In einem wilden Wettrennen mit Frankreich, Britannien und Portugal um die Aufteilung Afrikas mittels der neu erfundenen Maxim-Maschinengewehre engagierte der König am 30. Oktober 1878 für fünf Jahre den ehrgeizigen amerikanischen Journalisten und Abenteurer Henry Morton Stanley. Stanley, der 1871 durch seine Suche nach dem viktorianischen Missionar und Kolonialisten David Livingstone bekannt geworden war, hatte 1878 gerade seinen Reisebericht *»Through the Dark Continent«* herausgebracht, der zum Bestseller werden sollte.
Entsprechend seinem Auftrag durchreiste Stanley zwischen 1879 und 1884 die Königreiche Lunda, Luba und andere Regionen im Kongobecken, um ihr Land für den König Belgiens zu stehlen, Vorposten zu gründen und die Möglichkeiten der wirtschaftlichen Ausbeutung zu untersuchen. Mittels modernster Schußwaffen richtete er dabei Blutbäder an und preßte lokalen Clanchefs mit Gewalt, Betrug oder Bestechung über 400 *»Verträge«* ab, nach denen sie ihr Land dem belgischen König und dessen Kolonialgesellschaft überlassen sollten, fein säuberlich nach den Regeln der weißen Rassen- und Klassenjustiz. Doch immer wieder stießen die Eroberer auf den Widerstand der Zentralafrikaner, ermordeten unzählige und verloren auch eigene Leute, die sie durch neue Eroberer aus Europa ersetzen mußten.

### Der Sieg der Winchesters

Am 20. März 1882 landete der 28-jährige Luxemburger Soldat Nicolas Grang aus Buschrodt im von Stanley gegründeten Hafenposten von Vivi an der Congo-Mündung. Er hatte an der Brüsseler

Militärschule studiert, arbeitete dann am karthographischen Institut der Armee und gehörte seit Januar 1882 dem *Comité d'études du Haut-Congo* an.

Über seinen ersten Einsatz bei der Niederschlagung der kongolesischen Resistenz gegen die europäischen Eroberer berichtete voller Bewunderung das Kolonialblatt *Courrier de l'Afrique* vom 2. November 1937: *»Le 21 avril, Grang, montait avec Valcke à Manyanga, en route pour Léopoldville que Valcke, lieutenant du génie, était appelé à commander aux côtés de Braconnier, avec Grang comme second. C'est de Léopoldville qu'en août 1882 Grang eut l'occasion de se distinguer une première fois en se portant au secours de la caravane de Pechuel-Loesche et de Tresch, attaqués, la nuit, par les indigènes de la région de Mova. „Tout à coup", rapporte un historien, contemporain des faits, „un coup de feu retentit, une balle siffla au-dessus des têtes des gens de Mova. Un Européen arrivait au pas de charge, bannière déployée, avec un peloton de Zanzibarites, armés de Winchesters. Les indigènes s'égaillent en hurlant: Pechuel est sauvé. Son sauveur est Grang. Il avait été mis au fait de la situation de Pechuel tandis qu'il était en route de Léopoldville à Manyanga. Il n'avait pas hésité un instant à forcer les étapes, sans prendre le moindre repos, pour se porter au secours des Européens menacés".«*

Am 7. September kommandierte Grang die Niederschlagung eines weiteren Aufstands am Südufer des Congo mit, wo der Militärposten von Lutete gegründet wurde. Unter chaotischen Bedingungen versuchten die europäischen Eindringlinge, darunter Grang als Leiter des Militärpostens von Leopoldville, das weite Land unter Kontrolle zu bringen und seine Ausbeutung zu organisieren. *»Son travail était varié, difficile et dangereux. Un jour il sera occupé à facturer l'ivoire à destination de Vivi, un autre jour il s'occupera à faire marcher le moteur du steamer „En Avant".«* (Christian Calmes: *»Auf fil de l'histoire«*, Bd. VI, S. 159)

1883 war Grang an der Vorbereitung einer Expedition flußaufwärts ins Landesinnere beteiligt. Zu diesem Zweck kommandierte der inzwischen Fieberkranke unter anderem 164 afrikanische Zwangsarbeiter, die den Dampfer *»Royal«* 42 Tage lang über den Landweg von Manyanga zum Stanley-Pool hinaufschleppen mußten. *»C'est un honneur pour notre pays qu'un Luxembourgeois figure, en terre africaine, parmi les pionniers qui ont donné leur vie pour ouvrir les régions équatoriales à la civilisation.«* (Albert Calmes: *»Auf fil de l'histoire«*, Bd. I, S. 275) Mathias Thill erzählt in seinem Beitrag *»Les Luxembourgeois au Kongo et en Extrême-Orient«* für *»Le Luxembourg. Livre du Centenaire«* (1939) voller Bewunderung: *»Le nom de Grang était craint dans toute la région. Dans une lettre du 15 janvier 1883, il écrivait de Léopoldville à Monsieur Jungels, instituteur à Michelau: „Les indigènes ont juré, paraît-il, de faire de ma peau un tambour. Mais ils oublient peut-être qu'il ne faut pas vendre la peau de l'ours avant de l'avoir tué". Grang succomba à un accès de fièvre, et c'est le 11 avril 1883 qu'on creusa sa tombe à Léopoldville. Voici un extrait de la lettre de M. Stanley, adressée à l'Association Internationale du Kongo, dans laquelle il raconte la mort de Grang: „J'envoyai quérir en hâte le Révérend M. Comber*

**Nicolas Grang**

*qui, arrivant, déclara que le malade était dans un état comateux. Je suppliai M. Comber de sauver notre voyageur, l'assurant qu'il aurait droit à notre éternelle reconnaissance. A sept heures du soir, comme M. Comber s'apprêtait à lui donner quelques goutes de champagne, il tomba des mains des serviteurs qui le soutenaient: il était mort. — Tous les Européens et tous les Zanzibarites l'accompagnèrent jusqu'à la tombe. Le Révérend M. Comber, de la Baptist Missionary Society, lut les prières des morts". La perte de Grang fut vivement ressentie par tous les agents du Comités, d'autant plus qu'elle survenait après une suite d'événements tragiques qui, coup sur coup, à Manyanga, les avaient péniblement frappés. Stanley, qui est cependant très ménager de ses éloges, a écrit de Grang ces paroles qu'on peut lire, aujourd'hui, sur sa tombe au cimetière de Léopoldville: „Chacun des ressorts de son âme était mû par un sentiment de droiture, de loyauté sans mélange: de l'or pur en un mot", paroles qui font autant honneur à Stanley qu'à son subordonné.«*
Grangs Porträt in Uniform wurde in der Buschrodter Primärschule aufgehängt. Als CSV-Staatsminister Pierre Dupong im Januar 1953 die belgische Kolonie Kongo besuchte, suchte er auf dem weißen *»Pionierfriedhof«* von Leopoldville Grangs Grab auf. Grang wurde ein kolonialer Ersatzheld für Leute, die zu dumm waren, um stolz darauf zu sein, keine Kolonialgeschichte zu haben.

# Georges Augustin stirbt für König Leopolds Kolonialgeschäft

Neben dem belgischen König waren auch Frankreich, Portugal und Großbritannien am riesigen Kongobecken interessiert, an seinem Kautschuk, Palmöl, Kupfer, Edelmetall und Elfenbein, aber auch an seinem strategisch wichtigen Flußsystem als Transportnetz für die Erschließung und Ausbeutung ganz Zentralafrikas. Doch sie wollten nicht mit den Afrikanern Handel treiben, sondern ihre Länder besetzen und ihnen alles stehlen.

Damit es wenige Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870 nicht zu einem weiteren Konflikt zwischen den Kolonialmächten käme, trafen sie sich 1884/1885 in Berlin mit dem Ziel, während einer *»Afrika-Konferenz«* den gesamten Kontinent am grünen Tisch unter sich aufzuteilen. Afrikaner waren nicht eingeladen. *»Pareille situation est sans précédant dans l'histoire: jamais un groupe d'Etats d'un seul continent n'avait proclamé avec une telle outrecuidance son droit à négocier le partage et l'occupation d'un autre continent.«* (Godfrey N. Uzoigwe in: *»Histoire générale de l'Afrique«*, Bd. VII, S. 39)

Die am 26. Februar 1885 *»im Namen des Allmächtigen Gottes«* abgeschlossene *»General-Akte der Berliner Konferenz«* zählte unter den teilnehmenden Monarchen *»Seine Majestät den König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg«* auf. Um keine der Großmächte zu bevorteiligen, überließ die Konferenz schließlich dem Privatkonzern des belgischen Königs Leopold II. einen großen Teil Afrikas zur gewinnbringenden Ausbeutung. Der Kongo wurde als *»unabhängiger Staat«* keine belgische Kolonie, sondern Leopolds Privatbesitz. Weiter legte die Generalakte fest, wie der restliche Kontinent von Europäern beherrscht und ausgebeutet, europäische Steuern, Zölle und Handelslizenzen eingeführt, die traditionelle afrikanische Wirtschaft zerschlagen, Schiffahrt und Eisenbahn geregelt werden sollten.

Damit konnte die *»friedliche Neuaufteilung«* der Welt unter den imperialistischen Staaten so durchgeführt werden, daß der Friede in Europa gewahrt blieb — wenn auch nur zwanzig Jahre lang, dann stürzten sie die Welt in den Ersten Weltkrieg, um die Erde wieder neu aufzuteilen.

In Zentralafrika verlief die koloniale Aufteilung von Anfang an alles andere denn friedlich. Nach der Zeit der Eroberung kam die Zeit der Besatzung. Und die Afrikaner wehrten sich: *»Pour l'Africain, le véritable enjeu était non pas tel ou tel avantage à court ou à long terme, mais sa terre et sa souveraineté. C'est*

**Georges Augustin**

*précisément pour cette raison que presque toutes les entités politiques africaines — centralisées ou non — choisirent tôt ou tard de maintenir, de défendre ou de recouvrer leur souveraintété.«* (Albert Adu Boahen in: *»Histoire générale de l'Afrique«*, Bd. VII, S. 30)

## Kapitän der öffentlichen Macht aus Vianden

An der militärischen Eroberung und Besetzung des Kongos war auch der am 14. Juni 1860 in Vianden geborene Kapitän der öffentlichen Macht Georges

**Afrikanischer Kautschukarbeit und europäischer Aufseher, 1903. Foto aus Daniel Vangroenweghe: *»Du sang sur les lianes«***

Augustin beteiligt. Er nahm an einem der letzten *»Araberfeldzüge«* teil, wo sich europäische Kolonialisten und arabische Sklavenhändler um die Kontrolle und Ausbeutung Zentralafrikas stritten. In Ostafrika kämpfte er gegen Rumaliza, der die Belgier und Deutschen gleichzeitig bekämpfte, einer jener großen afrikanischen Händler, der gerne mit den Europäern Geschäft gemacht hätte, sich aber dagegen wehrte, daß sie alles stehlen wollten.

Ein alter belgischer Kolonialhaudegen, der Präsident der *Association des Vétérans Coloniaux* und der *Compagnons d'armes des Campagnes Arabe, Madhiste et Batetela*, Josué Henri, widmete Georges Augustin *»un hommage fraternel à un ami, un compagnon d'armes, un héros sans peur et sans reproche de l'oeuvre coloniale de Léopold II«*. In der Festbroschüre *»Société Grand-ducale Cercle Colonial Luxembourgeois 1925-1965«* schilderte er in rassistischen Tönen Augustins Kampf:

*»C'est contre le célèbre Rumaliza que le lieutenant Augustin fait ses débuts à la Campagne arabe. L'expédition aux ordres de Dhanis se trouve dans une situation tragique devant ce chef intelligent autant que puissant et audacieux. Epuisée par des combats sanglants, sans cesse répétés sans succès appréciables ou décisifs; démoralisée par la perte des intrépides Ponthier et de Heusch; manquant de vivres, de munitions et de renforts, menacée d'encerclement dans l'étroit espace compris entre la Lulindi et le Lualaba, elle est vouée à un sort funeste si n'arrivent pas vite les secours réclamés par Dhanis d'une voix véhémente.*

*Au début de décembre 1893, Gillain et Augustin amènent 45 soldats et le capitaine Collignon, 20: des renforts au compte-goutte! Enfin, grâce à un contingent de 164 recrues conduites par Romet Van Lint, il est possible de constituer une force de 180 soldats sous le commandement de Gillain à qui Augustin est adjoint. Mission: contenir l'aile débordante de Rumaliza.*

*Dans les combats sanglants et journaliers qu'il faut soutenir contre les entreprises et les coups de main des Arabes, Augustin apporte le précieux concours d'une intelligence d'élite, d'un courage à toute épreuve; il est beau de dévouement, de patience, et de cran.*

*Cette guerre d'usure est atroce. Pour inspirer, répandre et entretenir la terreur l'ennemi proclame qu'il mettra à mort par la pire des tortures tous ceux des nôtres, blancs comme noirs, qui tomberont en son pouvoir. Chaque pieu de l'enceinte de forteresse est couronné d'un crâne humain. Aussi les Européens font-ils entre eux le pacte d'honneur d'achever un blessé, quel qu'il soit, si de malheureuses circonstances de guerre doivent, autrement, le laisser prendre vivant par les Arabes.*

*Enfin, le 14 janvier 1894, l'heure du châtiment sonne pour ces barbares. Les troupes de Lothaire s'emparent des positions de l'aile gauche de Rumaliza et celles dont fait partie Augustin enlèvent les bomas de l'aile droite.«*

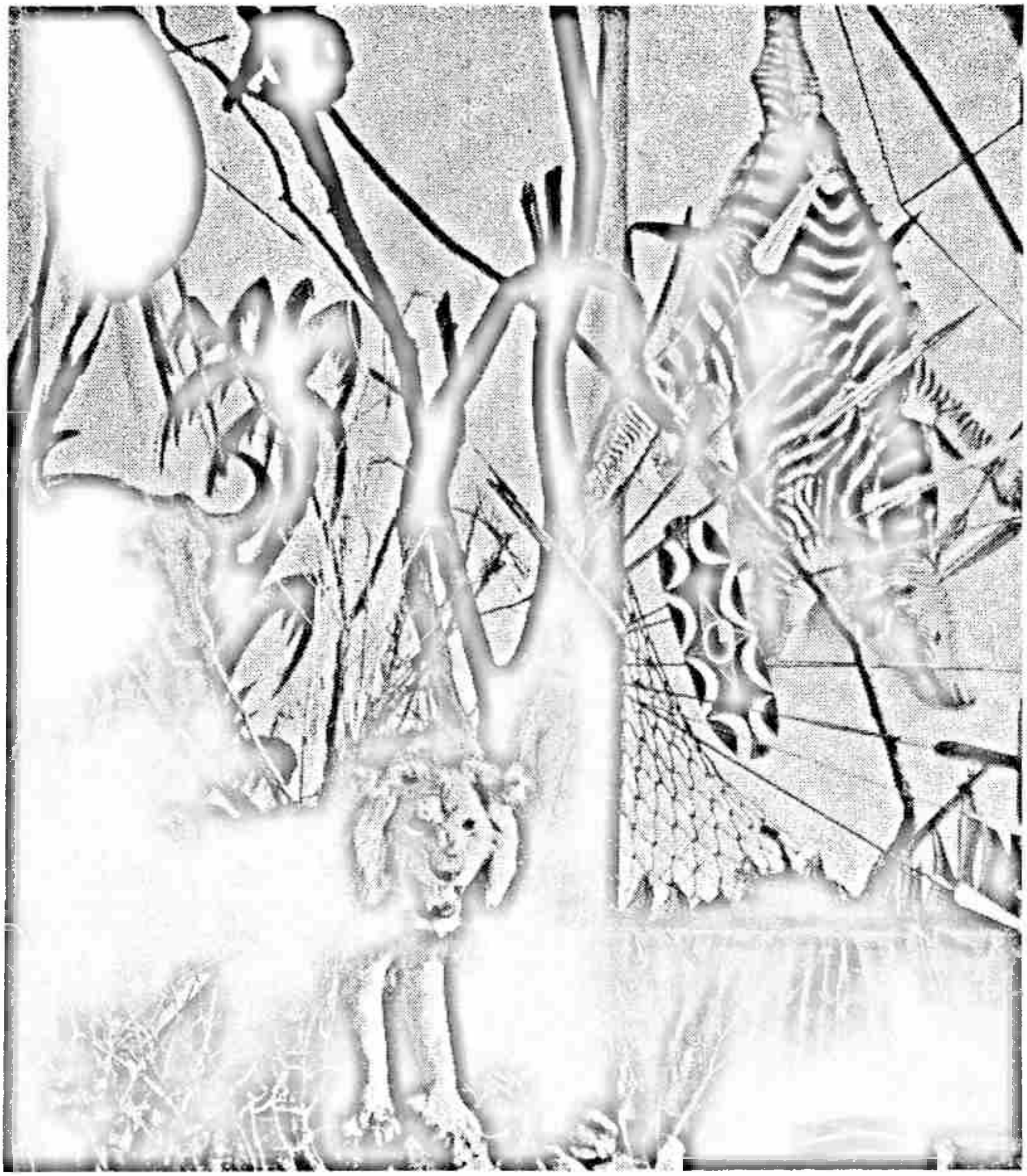
## Dem Aufstand von Luluabourg zum Opfer gefallen

Augustin fiel am 18. Augst 1895. Er wurde eines der Opfer der historische Meuterei afrikanischer Kolonialtruppen in Luluabourg. *»De temps à autre, les éléments africains recrutés pour écraser les dissidents locaux se révoltaient à leur tour pour protester conter les abus des coloniaux dont ils n'étaient pas entièrement à l'abri. Ils s'insurgeaient contre les salaires de misère, les sanctions sévères et le comportement capricieux de leurs officiers européens. C'est dans l'Etat libre du Congo qu'éclatèrent les plus violentes mutineries: en 1895, l'ensemble de la garnison de Luluabourg s'insurgea — sous la conduite de sous-officiers mutins, les soldats massacrèrent le chef de poste pour se venger de son intolérable tyrannie. Pendant plus de six mois, les rebelles contrôlèrent la presque totalité de la province de Kasaï, mais ils finirent par être vaincus par les troupes restées loyales. (...) Des éléments ayant participé à cette mutinerie se sonst battus jusqu'en 1908.«* (Allen Isaacman, Jan Vansina in: *»Histoire générale de l'Afrique«*, Bd. VII, S. 207)
Josué Henri beschrieb Augustins Ende: *»Voilà, les faits, trop succinctement rapportés, qui valirent à notre héros le grade de capitaine et le commandement de la région de Gandu où avait régné Gongo-Lutete. La mort de ce grand chef avait plongé dans une complète anarchie tout le pays situé entre Lusambo et Nyangwe et Gillain, qui s'y connaissait en hommes, choisit Augustin pour y remettre de l'ordre.*
*Afin de ne pas affaiblir la colonne expéditionnaire qui poursuit les Arabes, il ne reçoit, pour assurer son prestige, qu'une douzaine de soldats; mais les circonstances décevantes de la mutinerie de Luluabourg incitent une centaine de soldats douteux à rallier son poste. Les mutins, après avoir assassiné leurs chefs à Luluabourg, accroissent rapidement leurs effectifs et se présentent devant Gandu, le 18 août 1895, au nombre d'environ huit cents, ivres d'orgueil et de carnage.*
*Un petit poste avancé où se trouvent Desaegher et Lallemand est emporté comme fétu de paille par vent de tempête, tandis que les soldats de Francken désertent avec armes et bagages.*
*Augustin, Francken et Langerock ne disposant, contre pareille meute déchaînée, que la douzaine de soldats fidèles à Augustin, jurent de mourir plutôt que de fuir ou de se rendre. Bientôt entourés d'un cercle de fer et de feu, sans aucune chance de recevoir le moindre secours, ces braves tombent un à un sous les rafales de balles et tiennent l'ennemi en respect jusqu'à leur dernière cartouche.*
*Tous furent massacrés, mais l'opinâtreté de leur défense impressiona profondément les révoltés qui subirent des pertes sévères.«*

# Eine Offshore-Missionarschule für Weiße Väter in Marienthal

Marienthal um 1935, aus *»Marienthal. Weiße Väter«*, ca. 1968.

Bei der Aufteilung Afrikas während der Afrikakonferenz in Berlin konnte sich auch Gastgeber Bismarck bedienen. Zu deutschen Kolonien wurden Kamerun, Südwestafrika (Namibia), Togo und Ostafrika (Tansania). Insbesondere in Ostafrika waren zahlreiche französische Missionare des Ordens der Weißen Väter tätig.
Der ehemalige Bischof von Nanzig und Erzbischof der katholischen Kolonie von Algier, Charles Lavigerie, hatte diesen Orden 1866 gegründet, um Afrika zu missionieren. Fünfzehn Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg stand er nun vor der Frage, wie der in erster Linie französische Orden unter plötzlich deutscher Kolonialherrschaft in Ostafrika weiterarbeiten konnte.
Zuerst wollte Lavigerie eine Niederlassung in Deutschland gründen, um deutsche Weiße Väter für die deutschen Afrikakolonien heranzubilden. Aber der Kulturkampf des Bismarck-Staates gegen den politischen Einfluß des Klerus machte das Unternehmen unmöglich. Also tat er das Gleiche wie hundert Jahre später die Eurobanken: Er gründete



**Afrika-Museum der Missionsschule, aus »*Marienthal. Weiße Väter*«, ca. 1968.**

eine Offshore-Missionarsschule im damals neutralen Luxemburg zwischen den Rivalen Deutschland und Frankreich.
Durch Vermittlung des Leiters des hauptstädtischen Priesterseminars bekam der Orden das 1783 geschlossene Dominikanerinnenkloster in Marienthal angeboten, das er schließlich auch kaufte. Die neuen Klosterbrüder setzen nach und nach die heruntergekommenen Gebäude instand, richteten Werkstätten ein und nahmen den landwirtschaftlichen Betrieb wieder auf. Diese Arbeiten dienten nicht nur dem eigenen Unterhalt, sondern versahen die zukünftigen Afrikamissionare auch mit einer Handwerkerlehre.

## Zebrafell, Lanzen und Koran: das Afrikamuseum

1894 wurde das Kloster gespalten. Die Ausbildung der Patres wurde nach Trier ausgelagert, wo sie gleichzeitig das dortige Gymnasium besuchen konnten, während die Ordensbrüder weiterhin in Marienthal ausgebildet wurden. Seine Blütezeit erlebte das Kloster kurz vor dem ersten Weltkrieg, als über 120 Patres und Brüder dort lebten. Im ersten Weltkrieg nahm die Zahl der Klosterbewohner drastisch ab. Doch auch als das Großherzogtum den deutschen Zollverein verlassen hatte, wurden die deutschen Novizen der Weißen Väter in Marienthal vorbereitet. Zwischen den beiden Weltkriegen wohnten im Schnitt etwa 15 Seminaristen, 30 Brüder und ein Dutzend Postulanten an der Eisch. 1932 erreichte die Einwohnerzahl 92, so daß das Kloster vergrößert werden mußte. Die zukünftigen Missionare lernten Theologie, Schlossern, Schreinern oder ein anderes Handwerk und Fremdsprachen.
Doch die Nazi-Besatzer während des zweiten Weltkriegs lösten das Kloster auf. Nach der Befreiung wohnten kurze Zeit belgische Seminaristen in Marienthal, dann nahm es wieder junge Brüder auf, die sich nach ihrem Noviziat drei Jahre auf eine Missionstätigkeit in den afrikanischen Kolonien vorbereiteten.
*»Der Besucher Marienthals findet an der Straße Mersch-Septfontaines einen Hinweis: AFRIKA MUSEUM,«* warb um 1968 die Jubiläumsbroschüre *»Marienthal Weiße Väter«* für das koloniale Raritätenkabinett des Klosters. *»Viele sind überrascht, wenn sie dann beim Eintritt Löwen, Leoparden, Affen und viele andere Dinge sehen. Immer ist ein Missionar, der selbst lange in Afrika weilte, bereit, Auskunft über Zweck und Bedeutung der ausgestellten Dinge zu geben. (...)*
*Ein kleiner Teil der Fauna Afrikas fällt gleich beim Eintritt ins Blicklicht: ein Antilopenkopf, Krokodile. Breit über die Wand hängt ein Netz, mit dem die Leute in Gemeinschaftsarbeit, meistens am Samstag, jagen. Ebenfalls Lanzen, Speere und Bogen dienen demselben Zweck, wenn nicht manchmal gar schlimmerem. An den Wänden sind Stoffe, die aus Baumrinde hergestellt wurden. Auch eine Kunst, die am Verschwinden ist.*
*Im zweiten Raum liegt der Koran, die Bibel der Mohammedaner, auf. Musikinstrumente, die meistens beim Tanze gebraucht werden und aus den verschiedensten Gegenden Afrikas kommen. An den Tontöpfen, die Handarbeit sind und ohne eine Drehscheibe hergestellt wurden, kann man ganz feine Verzierungen bewundern. Auch eigenartige, oft sehr primitive Schnitzereien vermögen uns ein Bild alter afrikanischer Kunst zu geben. Figuren, Ziergegenstände und Schmuck aus Elfenbein erregen in uns Bewunderung. Dazu viele Bilder aus Nord-, Mittel-, Ost- und Westafrika zeigen uns Menschen, Schulen, Kirchen, Krankenhäuser und geben uns so ein kleines Bild des Fortschritts, den diese Länder in den letzten 100 Jahren gemacht haben.«*
Für Marienthal wurde der Fortschritt jedoch zum Verhängnis: Die Entkolonisierung Afrikas Anfang der sechziger Jahre, der wachsende Priestermangel in Europa und die Verlegung handwerklicher Ausbildung in technische Spezialschulen brachten das Aus für die Missionarsschule. Anfang der siebziger Jahre lebten noch drei Patres und vier Brüder auf dem 25 Hektar großen Anwesen. Am 31. August 1974 wurde das Kloster nach 84 Jahren geschlossen. Die letzten Weißen Väter zogen nach Bonneweg um, der Staat kaufte das Anwesen.

# Luxemburger Handlanger des grausamsten Kolonialregimes Afrikas

Nach der Berliner Afrikakonferenz konnte der belgische König Leopold II. 1885 den *État indépendant du Congo* gründen, der bis 1908 sein Privatbesitz war. Er wollte soviel Geld daran verdienen, wie möglich, und ließ dazu das grausamste Kolonialregime Afrikas errichten. Eine Anzahl Luxemburger machten als Kolonialoffiziere die Drecksarbeit für ihn, wie N. Demuth (1875-1899) aus Esch-Sauer, Michel Jacoby (* 1871) aus Ettelbrück und J.-O. Schaack (1867-1891) aus Stolzemburg.
Sie und einige andere Luxemburger waren Exekutanten eines laut Daniel Vangroenweghe gnadenlosen *»mécanisme de la terreur. Il s'agit de l'abus des coups de chicotte* (Nilpferdpeitsche; rh.), *de la prise d'otages, hommes, femmes et enfants — sans aucune base légale d'ailleurs — des milliers d'otages mourant de faim, de l'exécution sans pitié de milliers d'Africains, dont la main droite était coupée à la machette, séchée et rapportée à l'officier blanc et même au commissaire de district, en justification de la consommation de munitions.«* (Daniel Vangroenweghe: *»Du sang sur les lianes. Léopold II et son Congo«*, Bruxelles 1986, S. 20)
Das Terrorregime und die Profite im Unabhängigen Kongostaat stellten die anderen afrikanischen Kolonien in den Schatten: *»Malheureusement, des faits vécus au Congo français, au Gabon et en Oubangui (l'enfer de Lobaye) se comparent aux atrocités du district de l'Équateur. Mais jamais, autant que nous le sachions, une exploitation par un État ou un chef d'État n'a provoqué ailleurs des cruautés aussi monstrueuses que celles enregistrées au Congo de Léopold II, sous la direction de concessionaires contrôlés totalement par le roi. Dans les concessions, le roi détenait d'ailleurs la majorité des actions. Nous ne connaissons pas de colonie qui, en une dizaine d'années et au cours du XIXe siècle, ait produit des bénéfices aussi énormes, alors que les investissements administratifs, dont les indigènes auraient pu bénéficier, furent si maigres.«* (Daniel Vangroenweghe: *»Du sang sur les lianes. Léopold II et son Congo«*, Bruxelles 1986, S. 22)
Auf der anderen Seite: *»La découverte du pneu Dunlop, ou l'apparition de la byciclette font évidemment monter la valeur de la petite boule de latex. En 1892, l'EIC vendit à Anvers de l'ivoir pour une valeur de 3,5 milliards de FB de l'époque, et pour un million de caoutchouc... «* (*Le Soir*, 03.04.1989)
J. Vansina zieht die erschütternde Bilanz der Gier und Grausamkeit: *»Des destructions considérables et leur cortège de famine, de travail forcé et d'expulsions, ainsi que l'introduction involontaire de la variole et de la maladie du sommeil parmi d'autres nouvelles maladies ont, de 1880 à 1920, réduit la population d'au moins la moitié.«* (J. Vansina, in: Daniel Vangroenweghe: *»Du sang sur les lianes. Léopold II et son Congo«*, Bruxelles 1986, S. 10)
Der Profit war auf der Höhe der Unmenschlichkeit: *»Dans cette région, l'exploitation du caoutchouc et du copal est assuré par des fonctionnaires payés par l'État du Congo, alors que le rendement total profitait au seul Léopold II. Ce n'était pas rien, puisque le souverain en tira l'équivalent de six milliards de francs belges actuels, une somme que le roi consacra à des „travaux d'utilité publique", notamment l'achèvement du palais du Cinquantenaire, l'embellissment du palais de Laeken (1,8 milliard) et l'achat d'édifices en Belgique. (...) après sept ans d'exploitation, certaines tribus du domaine avaient perdu les quatre cinquièmes de leur population.«* (Daniel Vangroenweghe: *»Du sang sur les lianes. Léopold II et son Congo«*, Bruxelles 1986, S. 19)

## Eisenbahner und Sklaventreiber

Die meisten Luxemburger, die unter diesen Umständen im Unabhängigen Kongostaat lebten, waren Eisenbahner. Da das ausgedehnte Flußnetz des Kongos längst nicht überall von Schiffen befahrbar war, ließ sich König Leopold von seinem Mann vor Ort, Stanley, überzeugen, daß der Kongo ohne Eisenbahn keinen Franken wert sei, denn nur so könnten Kautschuk, Elfenbein und andere Reichtümer außer Landes geschafft werden.
1889 wurde eine Gesellschaft gegründet, die bis 1898 von afrikanischen Zwangsarbeitern die erste Eisenbahn bauen ließ. Jeder Kilometer des

**Kautschukarbeiter, denen wegen ungenügender Leistung zur Strafe die Hände abgehackt wurden, Kongo 1907**

Schienenstrangs wurde zum Massengrab für ungezählte überstrapazierte, unterernährte und krankheitsanfällige Arbeitssklaven. Für den Bau verantwortlicher Ingenieur und Direktor in Afrika der Compagnie du Chemin de fer du Congo war 1902 Nicolas Cito (1866-1949) aus Bascharage, der 1892 in den Dienst der Gesellschaft getreten war. Er fuhr am 16. März 1898 die erste Lokomotive aus Matardi, die in Leopoldville einlief. Cito stand erst am Anfang einer großen Kolonialaufbahn, die ihn nach

**Reklame, 1940**

Lateinamerika, Asien, Afrika, in die Leitung belgischer Kolonialgesellschaften, in die Verwaltungsräte von ARBED und Eisenbahn und auf den Luxemburger Konsularposten in Brüssel führen sollte.

Aber welchen Preis hatte er für seine Triumpffahrt nach Leopoldville zahlen lassen? »*Le chemin de fer reliant Matadi à Léopoldville, où A.J. Wauters écrit que 900 hommes étaient morts sur un tronçon de neuf kilomètres, tandis que l'écrivain Joseph Conrad décrit, sur les chantiers du chemin de fer des cataractes de longues files de Noirs squelettiques, qui travaillaient enchaînés les uns aux autres, un collier de fer au cou...* « (*Le Soir*, 03.04.1989). Zu den Sklaventreibern gehörten Jean-Pierre Biewesch (1879-1903) aus Oberkorn, Ernest-Nicolas Hilger (1867-1892) aus Luxemburg, Jean-Pierre Mangen (1877-1902) aus Schrassig und Auguste Roderes (1863-1892) aus Lamadeleine. Eisenbahnangestellte waren auch Frans Beissel (1871-1929) aus Petingen, Gustave de Schaffer (1861-1905) aus Luxemburg, Camille Deutsch (1878-1905) aus Ulflingen, Emile Jacques (* 1877) aus Arsdorf, Constant Kirchen (* 1876) aus Esch-Alzette, Alphonse Laurent (1883-1906) aus Luxemburg, Pierre Malinger (1873-1902) aus Fentingen und Dominique Schneider (1892-1906) aus Kehlen.

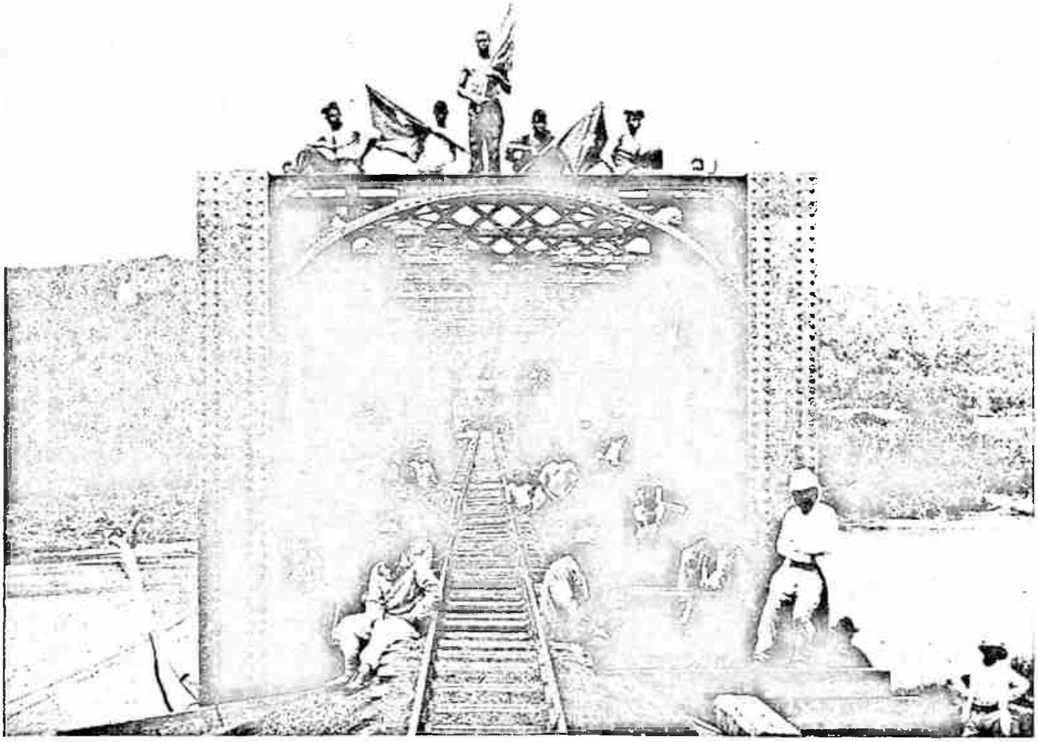
Andere Luxemburger in Leopolds Kongostaat, von denen in der Gedenkschrift »*Société Grand-ducale Cercle Colonial Luxembourgeois 1925-1965*« berichtet wird, waren Ingenieure, Angestellte kolonialer Handelsgesellschaften oder Missionare. Fast alle waren Anfang zwanzig, als sie nach Afrika reisten, und viele starben dort mit knapp dreißig. Die meisten überlebten nicht den kurzlebigen Unabhängigen Kongostaat, den Leopold 1908 in finanziellen Schwierigkeiten und unter der weltweiten Empörung über die Grausamkeit seines Regimes aufgeben mußte.

# Der Traum von der heimlichen Kolonie Kongo

Die militärische Unterdrückung und Verwaltung seines riesigen Kongostaats bereiteten dem belgischen König Leopold II. steigende Kosten. Außerdem wuchs im Ausland die Kritik an seinem Terrorregime. Deshalb vermachte er 1908 den keineswegs begeisterten Belgiern den Kongo. Durch die Kolonialcharta wurde der Kongo am 15. November 1908 nach europäischem Recht eine belgische Kolonie. Belgien wurde als einer der letzten Staaten zur Kolonialmacht. Durch die besonderen Beziehungen zwischen Belgien und Luxemburg versuchten verschiedene Kreise in Luxemburg, nach Kräften von der belgischen Kolonie Kongo mitzuprofitieren.

## Zollfreiheit und Beamtenlaufbahn für Luxemburger

Als der Kongo belgische Kolonie wurde, lebten 29 Luxemburger dort. Ihre Zahl sollte bis zur Unabhängigkeit 1960 ständig ansteigen und fast 600 erreichen. Sie begann besonders nach Abschluß der



**Erinnerungsfoto vom Bau der Eisenbahnlinie von Matadi zum Stanley-Pool, 1889 bis 1898.**

belgisch-luxemburgischen Wirtschafts- und Währungsunion UEBL rasch zuzunehmen.
1924 beschloß auf Antrag der belgischen Regierung der aus drei Belgiern und zwei Luxemburgern zusammengesetzte UEBL-Rat, daß Belgien und Luxemburg keinen Zoll auf den wichtigsten Importwaren aus dem Kongo erhoben. Gleichzeitig erlaubte die belgische Regierung, daß Luxemburger gleichberechtigt mit belgischen Staatsangehörigen Beamte der Kolonialverwaltung und Kolonialgesellschaften werden konnten. Nur Gouverneure durften sie nicht werden. Nach dem Krieg bekräftigte Artikel 6 des neuen Statuts der belgischen Kolonialverwaltung in Afrika 1948: *»Nul ne peut être nommé agent de l'Administration d'Afrique s'il ne remplit les conditions suivantes: 1) Posséder la nationalité belge ou luxembourgeoise... «*
1958 und 1962 schlossen Belgien und Luxemburg schließlich zwei bilaterale Abkommen, damit die Luxemburger Kolonialbeamten in Afrika die gleichen Leistungen der belgischen Sozialversicherung erhielten wie die belgischen.
Zumindest beim Zoll und in der Kolonialverwaltung begann der Kongo 1924, etwas wie die heimliche Kolonie Luxemburgs zu werden, die Belgien mit dem Großherzogtum teilte. 1958, das letzte Jahr vor der Unabhängigkeitsbewegung, waren von den fast 600 Luxemburgern im Kongo 75 Staatsbeamte und 111 Angestellte von Kolonialfirmen, andere hatten die belgische Nationalität angenommen, um ihre Karriereaussichten zusätzlich zu verbessern.
1925 wurde der Cercle Colonial Luxembourgeois gegründet, der vom belgischen Kolonialministerium anerkannte Schulungskurse für Kolonisten veranstaltete und junge Luxemburger nach Kongo vermittelte.

## Aktien und Exportförderung

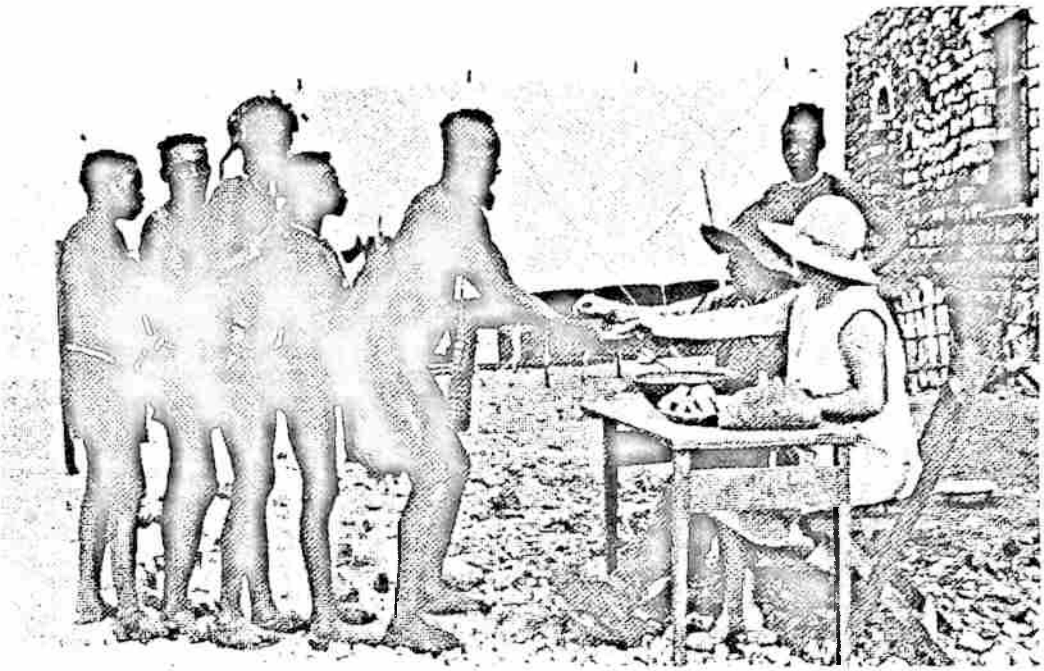
Zeitweilig beliebt bei Luxemburger Bürgern waren Aktien von belgischen Kolonialgesellschaften, die im Kongo Bergwerke und Eisenbahnen ausbeuteten. Denn die Hungerlöhne der afrikanischen Arbeiter sorgten für hohe Renditen, und die belgischen Staatsgarantien für Kapital und Zinsen der Kolonialgesellschaften befreiten sie von jedem Investitionsrisiko. Auf diese Weise zogen auch Luxemburger Anleger Profite aus der kolonialen Ausbeutung der zentralafrikanischen Menschen und ihrer Naturschätze.
Doch in seinem Vortrag *»L'apport du Grand-Duché de Luxembourg à l'oeuvre coloniale belge«* 1951 in Brüssel mußte Lambert Schaus bedauern: *»Jusqu'ici l'industrie luxembourgeoise a pénétré dans une très faible mesure seulement sur le marché congolais.«* Dies läßt sich wohl teilweise mit der Eigenart der Luxemburger Industrie — Stahlindustrie plus Klein- und Mittelbetriebe — erklären. 1937 exportierte die ARBED 3,88 Prozent ihrer Produktion nach Afrika, gegenüber 11,23 Prozent nach Asien. 1952 waren es 4,23 Prozent, immerhin noch doppelt soviel wie der Konzern in Luxemburg verkaufte. Eine wichtige Ursache war aber auch, daß die anderen europäischen Länder auf der Berliner Afrikakonferenz 1885 König Leopold den Kongo nur unter der Bedingung überlassen hatten, daß der Kongo ihre Waren mit den gleichen Einfuhrzöllen belegte wie belgische (und luxemburgische).
Um dennoch ins Kolonialgeschäft einzusteigen, beschlossen die Industriellenföderation und das Wirtschaftsministerium Anfang der fünfziger Jahre, ähnlich wie in Paris und London, in Leopoldville ein Büro zu eröffnen, das den kongolesischen Kolonialmarkt für die ARBED und andere luxemburgische Firmen erschließen sollte. Im Staatsbudget wurden ab 1955 jährlich 1,5 Millionen Kredite bewilligt als *»Subside destiné à favoriser la vente des produits industriels luxembourgeois au Congo Belge et autres pays étrangers au moyen du système de vente en consignation: facilités de crédit à accorder aux exportateurs luxembourgeois et particicipation à l'assurance crédit«*. Nach der Unabhängigkeit wurde 1961 *»Congo Belge«* aus dem Budgetartikel gestrichen.

## Exilregierung lebte auf Kosten des Kongos

Nach dem Nazi-Überfall 1940 lebte die luxemburgische Regierung bis 1944 recht bequem im Exil — auf Kosten der belgischen Kolonie Kongo. Am 6. August 1940 hatte Außenminister Joseph Bech in Portugal ein Abkommen mit dem belgischen Kolonialminister De Vleeschauwer unterzeichnet, in der es hieß: *»Attendu que le Grand-Duché n'est pas en mesure, en ce moment, de disposer de l'or qu'il a confié à la Banque Nationale de Belgique, le Congo ferait l'avance au Luxembourg de 4000 livres, puis 3000 livres de trois mois en trois mois, à concurrence de 31.000 livres, remboursables avec un intérêt de 4 % dès que le Grand-Duché aurait retrouvé la disposition de son or et au plus tard le 1er août 1945.«* Jacques Willequet, der diesen Vertrag in *»Le resserrement des liens belgo-luxembourgeois 1940-1945«* (in: Poidevin, Trausch: *»Les relations franco-luxembourgeoises de Louis XIV à Robert Schuman«*, Metz 1978) zitiert, ergänzt: *»Le 10 avril 1940, une convention Pierlot-Bech porta ces prêts, aux mêmes conditions, à 2000 dollars mensuels payables à New-York, 600 livres trimestrielles payables à Londres et 4.400 livres trimestrielles payables à Montréal. En 1942 et 1943, deux avenants allaient encore modifier ces chiffres.«* Ingesamt schuldeten die Luxemburger Steuerzahler bei Kriegsende der Kolonie 32 Millionen, die die Regierung verbraucht hatte; auf die genaue Abrechnung der Regierungsausgaben wartet das Parlament bis heute.

## Bevorzugtes Missionsgebiet

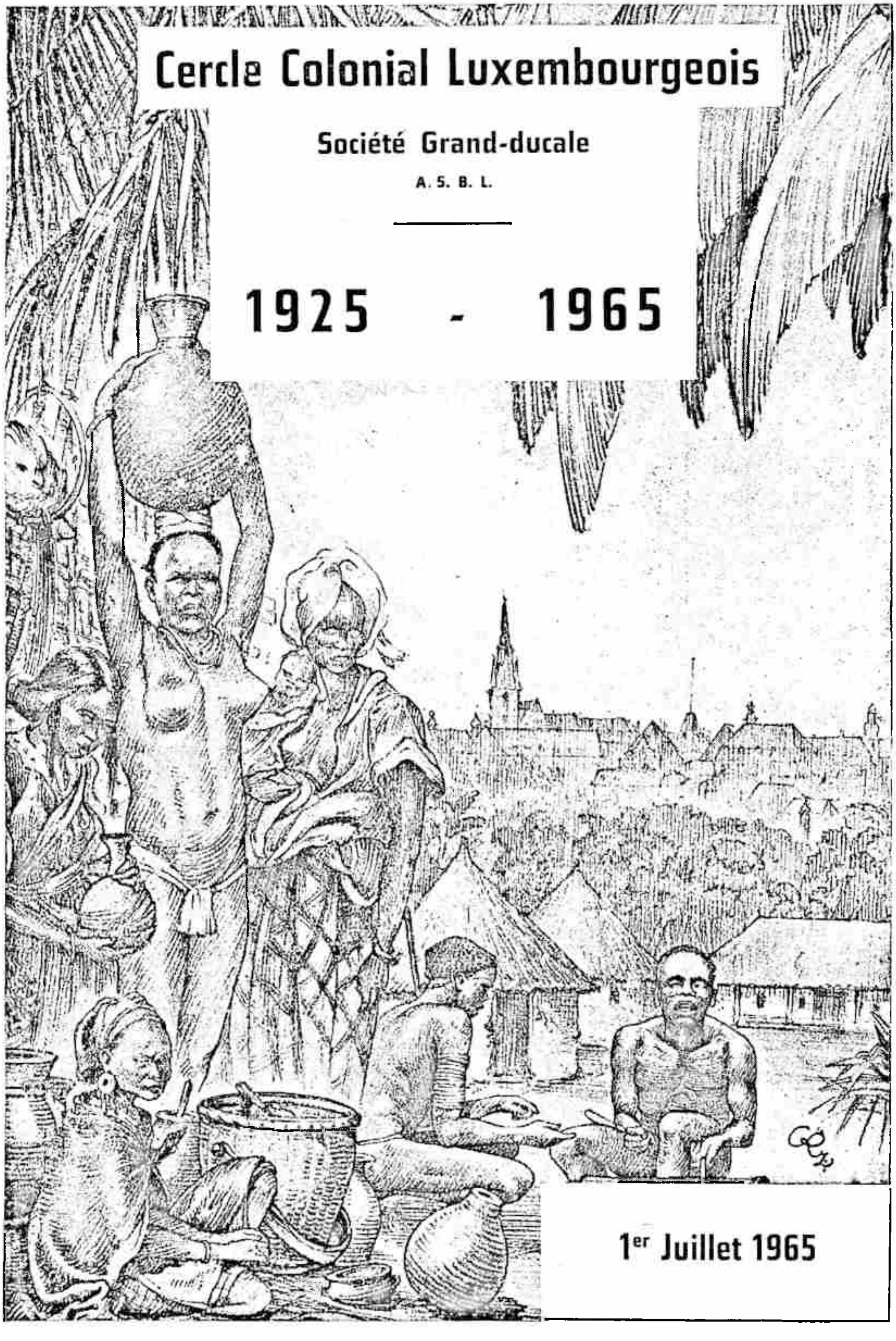
Der belgische Kongo war auch eine *»heimliche Kolonie«* für Luxemburger Missionare. Als einer der



*»Lohnauszahlung in Uvira«*. Lohnarbeit als Höhepunkt der Zivilisation, gestellt für das belgische *Bulletin de l'Union des Femmes coloniales«*, Juli 1955

Pioniere wird der 1870 in Schengen geborene Pater Kayser gefeiert, der 1902 in Stanleyville als erster Luxemburger Missionar im Kongo starb. Bisher wurde von keinem Luxemburger bekannt, daß er zu jenen Missionaren zählte, die das Terrorregime in Leopolds Unabhängigem Kongostaat kritisierten, mit dem sie Tag für Tag leben mußten.
Beim Ausbruch des zweiten Weltkriegs hielten sich 17 Missionare und 12 Missionarinnen aus Luxemburg im Kongo auf. Unmittelbar vor der Unabhängigkeit waren es insgeamt 62. Die Mehrheit waren Herz-Jesu-Pater, deren Orden in Clairefontaine mit ihrer noch heute erscheinenden aber inzwischen eher auf den Denkmalschutz von Kirchen umgeschwenkten Zeitschrift *»Heimat und Mission«* für die Missionen warben. Die Kongo-Missionarinnen gehörten vor allem dem Elisabethanerinnen-Orden an.
Ab 1956 mehrten sich im Kongo, wie überall in Afrika, Stimmen, die die Unabhängigkeit von der belgischen Kolonialmacht verlangten. 1957 erzielte die für Unabhängigkeit eintretende Kulturvereinigung der Bakongo unter Joseph Kasa-Vubu einen überwältigenden Erfolg bei den Gemeindewahlen. 1958 traten die ersten politischen Organisationen aus der Illegalität. Am 4. Januar 1959 kam es mit dem Ruf nach *»Dependa!«* (Unabhängigkeit) zu einem spontanen Aufstand in Leopoldville, bei dem die belgischen Kolonialtruppen mehere hundert Kongolesen umbrachten. Die Bevölkerung begann, die Kolonialverwaltung zu boykottieren. Bei Manifestationen im Oktober brachte die Polizei erneut Dutzende Menschen um. Weil das kleine Belgien nicht die Möglichkeit besaß, den riesigen Kongo militärisch zu unterdrücken, eröffnete es Angang 1960 in Brüssel Verhandlungen mit den kongolesischen Parteien, wo beschlossen wurde, den Kongo am 30. Juni 1960 in die Unabhängigkeit zu entlassen.

Aber die Unabhängigkeit mißriet. Durch politische Meinungsverschiedenheiten, wirtschaftliche und administrative Schwierigkeiten begann der Staat zu zerfallen. Belgien unterstützte die bewaffnete Sezession der an Erz und Diamanten reichen Provinz Katanga, UNO-Truppen griffen ein. 1964 begannen revolutionäre Aufständische, den Osten und Westen des Landes unter ihre bewaffnete Kontrolle zu bekommen. Am 15. Mai 1964 eroberten die *»Simbas«* (Löwen) Stanleyville, die drittgrößte Stadt. Als belgische Fallschirmjäger und Legionäre am 24. November Stanleyville angriffen, ermordeten die *»Rebellen«* ihre europäischen Geiseln, darunter acht Luxemburger Missionare: die Patres Joseph Conrad aus Ulflingen und Joseph Trausch aus Hosingen und die Schwestern Emilie Roob aus Born, M. Loyola Kraus aus Nommern, Ludovica Bauer aus Remich, Virginie Bach aus Nommern, Norbert-Marie Kaufmann aus Goetzingen und François-Xavier Berens aus Bilsdorf. Die Luxemburger Kirche feiert sie noch heute als Missionsmärtyrer, ohne die Bedingungen des Kolonialismus und der Entkolonisierung zu erwähnen.




**Jubiläumsbroschüre des Cercle colonial, 1965**

Ein Jahr nachdem Belgien 1924 die Verwaltung des Kongos für luxemburgische Kolonialbeamte geöffnet hatte und so der Traum von der *»heimlichen Kolonie«* des Großherzogtums aufgekommen war, trafen sich knapp zwei Dutzend Kolonisten am 20. November 1925 im hauptstädtischen Café de France und gründeten den Cercle colonial luxembourgeois. Erster Präsident wurde Léopold Conter, Vizepräsident Carl Warker, Sekretär Emile Jaaques. Vollmitglied konnte jede Person werden, die sich in den Kolonien aufhielt oder dort aufgehalten hatte. Artikel 2 der Statuten listete die Zwecke des Vereins auf:

*»a) le groupement de tous les coloniaux et anciens coloniaux;*
*b) entretenir entre les anciens l'esprit de camaraderie et de fraternité, qualités qui caractérisent spécialement les Luxembourgeois à l'étranger;*
*c) crétaion d'une maison coloniale, dans le but de créer un foyer d'attache aux résidants des colonies, lors de leur retour au pays;*
*d) création d'un office d'information et de documentation économique en vue de fournir à tous les intéressés des renseignement d'ordre économique sur les colonies et les autres pays d'outre-mer;*
*e) création de cours coloniaux;*
*f) le placement aux colonies de jeunes compatriotes;*
*g) la création d'une mutuelle coloniale luxembourgoise.«*

Haupttätigkeit des Vereins war es, über sein *»Office colonial«* sovielen jungen Luxemburgern Stellungen in den Kolonien, das heißt hauptsächlich im belgischen Kongo, zu vermitteln wie möglich, wofür besonders in der Weltwirtschaftskrise der dreißiger jahre Nachfrage bestand. Er schickte aber auch Interessenten an belgische Kolonialschulen oder die Antwerpener Kolonialuniversität.

Daneben wurde mit monatlichen Versammlungen, Diavorträgen, Kolonialkursen nach dem Vorbild der *Ecole coloniale de Bruxelles* und Kolonialausstellungen als *»Höhepunkte des Koloniallebens in Luxemburg«* für die Auswanderung in die Kolonien geworben. Das vereinseigene Bulletin veröffentlichte neben praktischen Tips zahlreiche Beiträge über die Exotik afrikanischer Folklore und Fauna.

## Fahne, internationale Föderation und Spaltung

Bis 1937 war die Mitgliederzahl auf 314 Vollmitglieder angestiegen. Bald hatte der Verein alles, was zu einem ordentlichen Luxemburger Verein gehörte: eine Fahne, eine internationale Föderation und eine Spaltung.

Die Vereinsfahne zeigte auf rot-weiß-blauem Untergrund mit Eichenlaub-Rahmen eine Erdkugel mit breiten Äquatorstreifen und die Aufschrift *»Cercle Colonial Luxembourgeois 1925«*.

Nach einem harten Kampf wurde der Verein in der Fédération internationale des coloniaux et anciens coloniaux (FICAC) aufgenommen, obwohl dessen Statuten vorgeschrieben hatten, daß nur Nationalverbände von Ländern aufgenommen werden durften, die eigene Kolonien besaßen. Die nationale Ehre war gerettet.

Alle zehn Jahre feierte der Verein den Tag, wo sein Ehrenpräsident Nicolas Cito mit der ersten Lokomotive in Leopoldville eingefahren war. Zum 50. Jahrestag dieses Ereignisses hatte Außenminister Joseph Bech sogar an den Gedenkfeierlichkeiten in Leopoldville teilgenommen, worüber er dem Kolonialverein im großen Saal der ARBED einen selbstgedrehten Schmalfilm zeigte.

SON EXCELLENCE
MONSIEUR PIERRE WERNER
Ministre d'Etat
Haut Patron du Cercle Colonial

**aus Jubiläumsbroschüre des Cercle colonial, 1965**

Dann kam der Spaltpilz. Unzufriedene Mitglieder, die gespürt hatten, daß das Wort *»Kolonial«* aus der Mode kam, gründeten einen Konkurrenzverein. Im anschließenden Grabenkampf trat der langjährige Präsident, der Industrielle Mathias Thill, 1952 zurück.

Doch die Befreiungsbewegung in der Dritten Welt, die die Unabhängigkeit der ehemaligen Kolonien durchsetzen konnte, gab dem Cercle colonial den Todesstoß. Als letzten großen öffentlichen Auftritt feierte er 1965 den vierzigsten Jahrestag seiner Gründung unter der Schirmherrschaft von Prinz Felix und Staatsminister Pierre Werner.

# Dieser kostbare Rohstoff um die halbe Welt in unser Ländchen Gummi und Goodyear

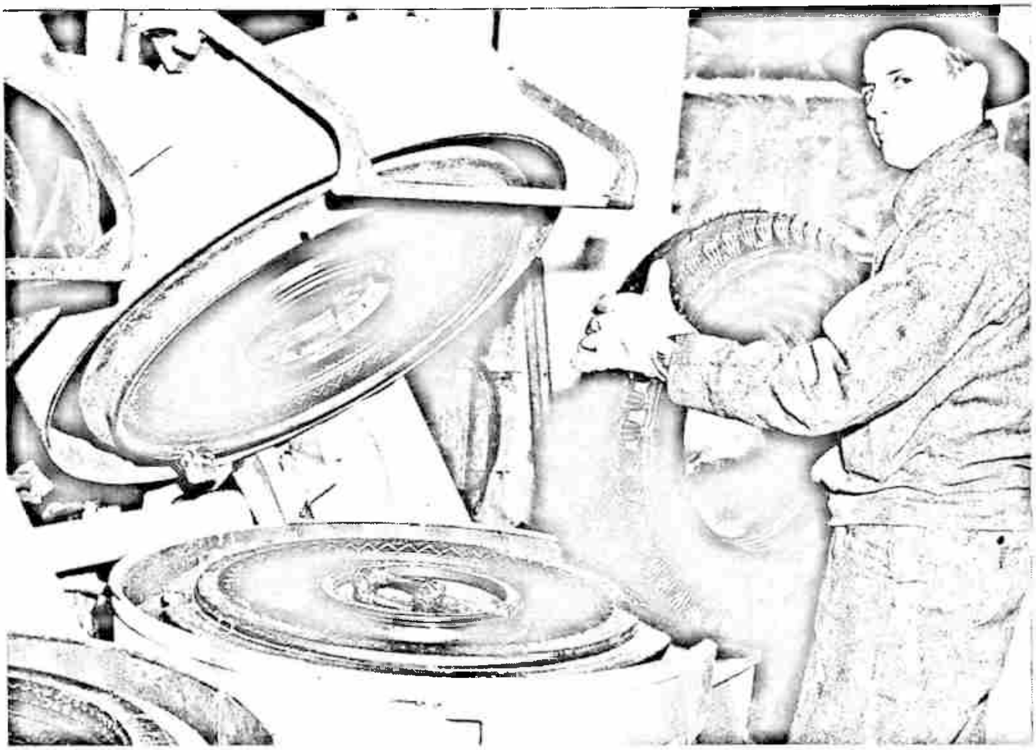
Es gibt nicht viele billige Rohstoffe aus der Dritten Welt, die direkt in Luxemburg teuer industriell verarbeitet werden. Neben Tabak ist Gummi einer von ihnen.
Der klebrige Saft des südamerikanischen Gummibaums gelangte bereits im 16. Jahrhundert nach Europa. Doch erst im 19. Jahrhundert begann man, nach Entdeckung der Vulkanisierung durch

**Kautschukarbeiter, aus: *»Fight For the Forest. Chico Mendes in His Own Words«*, London 1989**

Charles Nelson Goodyear, Verwendungen für ihn zu finden: von Radiergummis über Regenmäntel bis zu wasserdichten Gummischuhen.

Die neuen Verwendungszwecke des Gummis lösten in Brasilien einen Kautschukboom aus. Zwischen 1822 und 1850 stieg der jährliche Export von 31 Tonnen auf 1450 Tonnen. Kautschuksammler drangen in den Amazonasurwald vor, um die Bäume anzuzapfen, ganze Indiodörfer wurden zum Kautschuksammeln versklavt, Überfälle, Morde, Kriege wurden wegen des Gummis angezettelt. An den Börsen fielen die Spekulanten in den Gummirausch, mitten im Amazonas ließen die Kautschukbarone Städte von verschwenderischem Luxus errichten.
*»Ech mouch mer eng Scholastik,«* faßt Michel Rodanges *»Renert«* 1872 seine opportunistische Philosophie zusammen, *»eng Seibar vu Gomm'lastik«* (ein Sieb aus Gummi elasticum; X.101, 103).

Bis Ende des Jahrhunderts die Engländer das brasilianische Kautschukmonopol brachen und in ihren asiatischen Kolonien riesige Plantagen anzulegen begannen. Der belgische König Leopold II. machte sich im Kongo laut *»Sherlock Holmes«*-Autor Sir Arthur Conan Doyle damit schuldig, *»daß ein so winziger Staat so unmenschliche Verbrechen ungestraft verüben konnte (...), damit ein kleiner Kreis reicher, gewissenloser Gummihändler den Vorteil daraus ziehen konnte.«*
1913 wurde bereits mehr Gummi in den asiatischen Plantagen als im südamerikanischen Urwald gewonnen. Die Verbreitung des Fahrrads, die Erfindung des Automobils, die beiden Weltkriege trieben die Gumminachfrage steil in die Höhe. Es entstanden große Reifenkonzerne, Firestone, Pirelli, Michelin, Goodyear, die in den Kolonien auf Kosten der einheimischen Lebensmittelproduktion und der Tropenwälder riesige Gummiplantagen ausbeuteten. Auch nach der Erfindung des für die Kriegsführung wichtigen synthetischen Gummis im faschistischen Deutschland bestand weiter ein, wenn auch gesunkener industrieller Bedarf an Naturgummi. In Südosasien arbeiten noch immer Millionen



**Divion Foreman Dick Thomas nahm am 31. Januar 1951 den ersten Reifen aus der Vulkanisationspresse von Goodyear in Colmar-Berg. Werkfoto Goodyear.**

Menschen, heute vor allem Frauen, auf den Gummiplantagen.
Kurz nach dem zweiten Weltkrieg wurde in Mersch eine Gummifabrik eröffnet, sie scheiterte aber nach wenigen Jahren: »*Une manufacture de caoutchouc, specialisée en tuyaux, tapis, nattes et bottes, s'était établie en 1947 à Mersch. Elle a eu longtemps à lutter contre des infortunes diverses. Grâce à des mesures de rationalisation, la production vient d'augmenter, mais sans atteindre le tiers de la capacité. L'établissement occupe une trentaine d'ouvriers.*« (Paul Weber: »*Histoire de l'économie luxembourgeoise*«, 1950)

## Jährlich 9 Tonnen Kautschuk verarbeitet

Fast zur gleichen Zeit hatte der größte Reifenkonzern der Welt, Goodyear in den USA, beschlossen, das langsam aber sicher in die Autogesellschaft fahrende Nachkriegs-Europa mit Reifen zu versorgen. Die USA waren als die großen Sieger aus dem Krieg hervorgegangen, der Dollar begann zur Weltwährung zu werden. Für die großen US-Konzerne, die kräftig an Kriegslieferungen verdient hatten, wurde es günstiger, ihre Produkte nicht nur in alle Welt zu verkaufen, sondern auch in aller Welt produzieren zu lassen. US-Kapital begann, die westeuropäischen Länder zu durchdringen, die sich im kalten Krieg und mit Unterzeichnung des Marshall-Plans politisch und wirtschaftlich den USA untergeordnet hatten.
Goodyear wählte sich als neuen Produktionsstandort die neu geschaffene Benelux, wo es keine nationale Reifenindustrie gab, aus und in der Benelux das kleinste Land, Luxemburg. Vielleicht weil sich der riesige Konzern dort am leichtesten gegenüber den winzigen staatlichen Organen durchsetzen konnte.
Am 31. Januar 1951 schälte im ländlichen Colmar-Berg, fern des an gewerkschaftlicher Tradition reichen industriellen Südens, Vorarbeiter Dick Thomas den ersten »*Luxemburger*« Reifen aus der Vulkanisationspresse. Luxemburgisch war im Grund nur die Form, das Material war Kolonialware aus Indonesien. Die *Letzeburger illustre'ert Revue* schwärmte am 12.05.1951: »*Aber das Rohgummi in Colmar kommt nicht aus Brasilien, sondern aus den eigenen Pflanzungen der Goodyeargesellschaft auf Niederländisch-Indien. Dieses Rohgummi liegt in gewaltigen meterlangen und meterdicken Stücken in Form von zusammengepreßten honiggelben Blättern vor uns in hohen Förderbuggies. Wie ein Haufen dämonischer Riesenschlangen liegen die grau bepuderten Rollen des sheet-Rubber, der Blattgummi, schon parat, lange ehe der Fabrikationsweg durch die*

**Anzeige aus der Gewerkschaftszeitung *Signal*, 1932**

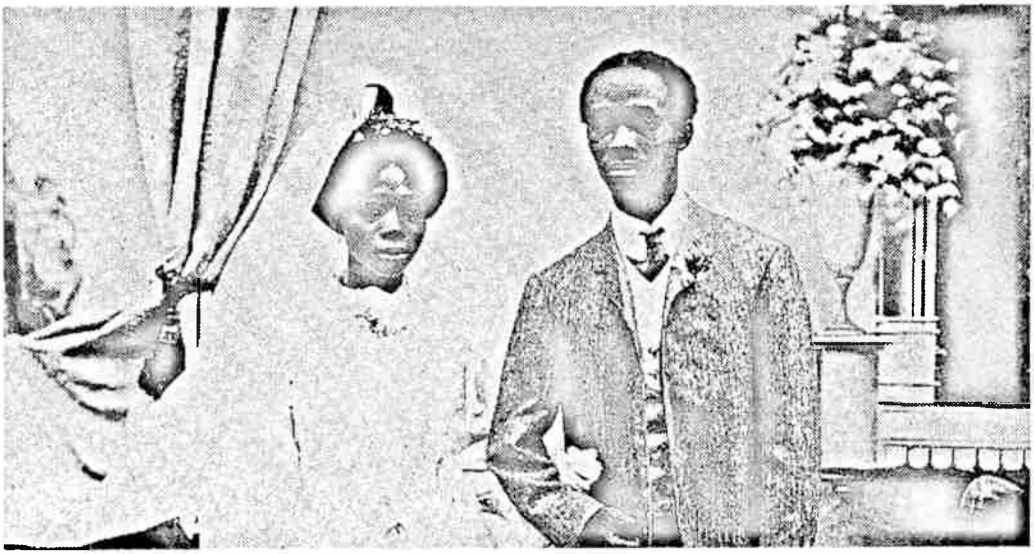
*vielen komplizierten Maschinen angetreten wird. Wer hätte das nur für möglich gehalten, daß dieser kostbare Rohstoff um die halbe Welt verschickt, schließlich über Antwerpen den Weg in unser Ländchen findet um hier zu Pneus verwandelt zu werden. (...)*
*Die dunklen Knäueln des geräucherten Rohgummi in Blättern sehen verheißungsvoll genug aus. Wie Modelle geologischer Schichtung der Erdrinde sehen sie aus, wie Faltengebirge en miniature, und sie wußten manche Geschichte zu erzählen von Urwald und fernem Osten.«*

Laut 1990er Bilanz besitzt der Goodyear-Konzern heute Kautschukplantagen in Brasilien, Guatemala, Indonesien und auf den Philippinen. Auch wenn der Naturkautschuk zu einem großen Teil durch Kunststoff ersetzt wurde, so verarbeitet Goodyear in einem durchschnittlichen Pkw-Radialreifen von 8,5 Kilo etwa 1,2 Kilo Naturkautschuk. Das macht bei einer Jahresproduktion von rund 65.000 Tonnen heute etwa 9 Tonnen Gummi jährlich aus.

Die 1898 gegründete Goodyear Tire & Rubber Company war mit über hundert Fabriken zeitweilig der größte Reifenkonzern der Welt; ihre Einnahmen sind höher als die Einnahmen aus allen Waren und Dienstleistungen im Luxemburger Land, wo sie rasch die zweitgrößte Industrie wurde. Nur die Kautschukarbeiterinnen und -arbeiter sowie die Länder, in denen Goodyear Plantagen unterhält, sahen nie etwas von diesem Reichtum. Die internationale Rezession der Bau- und Automobilindustrie ließ Anfang der 90er Jahre die Kautschukpreise fallen. Doch im Gegensatz zu anderen Rohstoffen der Dritten Welt profitierte der Kautschuk von einem internationalen Preisabkommen. Der zweitgrößte Produzent der Welt, Malaysia, ersetzte zudem viele Gummiplantagen durch rentablere Ölpalmplantagen.

# Die Weißen äßen Negerfleisch

## Kolonialidylle 1958 in Ruanda



**Europäische Hochzeit als Sieg des Missionsarbeit, aus: Hinz, Patemann, Meier: *»Weiß auf Schwarz«*, Berlin 1986.**

Der erste Weltkrieg um die Neuaufteilung der Erde fand auch in Afrika statt. Großbritannien ließ 60.000 Afrikaner gegen die deutschen Kolonien Kamerun und Ostafrika kämpfen, Frankreich zwang fast eine halbe Million Afrikaner aufs europäische Schlachtfeld. Allein für die Kolonie Deutsch-Ostafrika sollen 750.000 Afrikaner direkt oder indirekt durch den ersten Weltkrieg umgekommen sein. Oft liefen die afrikanischen Soldaten massenweise zu den Gegnern ihrer verhaßten Kolonialherren über. Doch das Ende des Kriegs brachte ihnen keine Freiheit.

Als Deutschland den Krieg verloren hatte, verlor es auch seine Kolonien. Ostafrika wurde britisch bis auf Ruanda-Burundi, das der Völkerbund Belgien zuteilte. Belgien betrachtete das kleine Ruanda-Burundi immer als östliches Anhängsel seiner riesigen Kongo-Kolinie. Auch Luxemburger Kolonisten interessierten sich kaum für das Land. Es waren nie mehr als einige Dutzend Luxemburger, meist Missionare, die dort lebten.

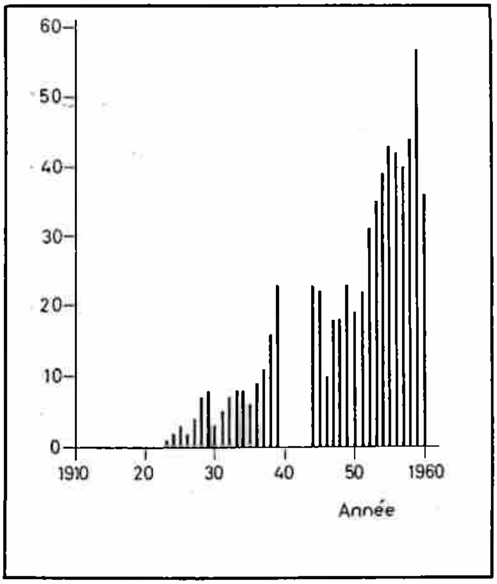
1957-1958 war die Zahl der Luxemburger von 40 auf 44 und dann 47 angestiegen. Einer der Neuankömmlinge war der Geistliche Jean-Pierre Kirsch. Acht Monate nach seiner Ankunft in Ruanda notierte er entgeistert unter dem Titel *»Probleme in und um Ruanda«* erste Eindrücke aus seinem Missionsgebiet.

Statt der gewohnten Missionspropaganda von den frommen und fleißigen Europäern und den durch Gottes Wort zur europäischen Zivilisation aufsteigenden kindischen Afrikanern zeichnete Kirsch das Bild einer durch koloniale Gewalt verformten Gesellschaft und ihrer Folgen: Rassismus, Geldgier, Alkoholismus, Verbrechen. So wurde das Schreiben auch nicht in einer der volkstümlichen Missionszeitschriften mit Spendenkonto veröffentlicht, sondern in dem nur für Geistliche

verfaßten Missionsjahrbuch *»Unio Cleri pro Missionibus«*.

## Getrunken und gestohlen

Der Bericht zeigt, wie wenig sich, entgegen aller Propaganda, 1958, vier Jahre vor der Unabhängigkeit Ruandas, an dem menschenverachtenden Kolonialwesen geändert hatte: Die europäischen Eindringliche ließen die Afrikaner ständig ihre Verachtung spüren, die Afrikaner wehrten sich, indem sie die weißen Herren bestahlen.
Besonderes Interesse widmete der mit rassistischen Vorurteilen angereiste Briefeschreiber den Lieblingsthemen der europäischen Kolonisten: der angeblich ungezügelten Sexualität und dem traditionellen Arbeitsrhythmus der Afrikaner. So wie die Kolonisatoren ihren Opfern jedes Recht auf menschliche Behandlung unter dem Vorwand absprachen, sie seien Kanibalen, so stand laut Kirsch fest, *»daß die meisten Schwarzen überzeugt sind, die Weißen äßen Negerfleisch. Sogar gebildete Zeitgenossen haben sich noch nicht zur gegenteiligen Überzeugung durchgerungen. (...)*
*Ein boy* (= „Junge", afrikanischer Angestellter; rh.) *in einer Familie. Bekommt jeden Tag das übrig gebliebene Brot, um es mit heim zu nehmen. Er bekommt eine andere Stelle. Am ersten Abend gibt ihm die Dame auch das restliche Brot, tritt es aber vorher noch mit Füßen. Da sagt der boy: „Das Brot will ich nicht." Die 2 Methoden gibt es noch! (...)*
*So ist z.B. die Kirche von Kisenyi eine Doppelkirche, 2 Abteilungen, die in einem rechten Winkel aneinander stoßen. In der Abteilung der Schwarzen ist die Luft schwer und stickig. Viele waschen sich jahrein jahraus nicht, auch nicht ihre Kleider. Dann*




**Luxemburger in der belgischen Kolonie Ruanda-Burundi, aus *Cercle Colonial Luxembourgeois*, 01.07.1965**

*noch die ranzige Butter, womit sie sich einreiben. Da wäre es für die Weißen schon eine Zumutung, unter sie sitzen zu gehen (...).*
*Auch sonst geben die Weißen der Mission ihre Probleme. Mit ihrer Kleidung findet man sich ab, nachdem man daheim im Sommer sich schon an so manche weibliche Extravaganz gewöhnen mußte.*
*Aber bei vielen ist das religiöse Bedürfnis weithin verschwunden. Über der unbändigen Sucht, schwer Geld zu verdienen. Sonntags ist man müde, von der Arbeit, sagt man. Aber man war auch bis 2 Uhr nachts „heraus". Die 3 Luxemburger in meiner Pfarrei sehe ich z.B. kaum einmal in der Messe. Sie fahren nach Goma in die Abendmesse, sagen sie. Die boys sehen sie nicht zur Kirche gehen und machen es ihnen nach. Auch ein typisch Luxemburger Problem gibt es hier. Die Männer tun, wie es im Ländchen Brauch ist: Gehen abends aus, meist ohne ihre Frauen. Das mag daheim angehen. Aber hier ist es vom Bösen. Ihre belgischen Frauen sitzen dann daheim und leiden schwer darunter. Und sind großen Gefahren ausgesetzt. (...)*
*Da ist fast nichts von Muskel. Womit sollen diese Leute arbeiten, schwer arbeiten? Das kommt natürlich daher, weil sie jahrhundertelang nicht gearbeitet haben. Um sich an die Arbeit zu geben, müßten sie zuerst ihre ganze Lebensweise ändern. Nur einmal, höchstens zweimal am Tag essen und dann schwer arbeiten, undenkbar. Die Arbeit ist in diesem Lande regelrecht verachtet(...)*
*Und es wird unheimlich viel getrunken in Ruanda. Jede Familie hat ihren Bananenhain. Die Frauen und Kinder essen die Bananen, die Männer, so heißt der Spruch, trinken sie. D.h. der größte Teil der Bananen geht in den Bierzuber. Im Gefolge der Trunksucht ein häufiges Verbrechertum. (...) Und es wird viel gestohlen in Ruanda. Die meiste Insassen unseres Gefängnisses in Kisenyi sind bestimmt Diebe. Oft sind es organisierte Banden, die auch vor Gewalt nicht zurückschrecken. (...)*
*Was die Weißen ihren schwarzen Angestellten oft mit Recht verübeln: eine manchmal ungenierte Unredlicheit. Der schwarze Chauffeur eines Lastwagens verklopft unterwegs die neue Ersatzbatterie und setzt eine alte an die Stelle. Verschachert, mit Draufgeld, die guten Autoreifen gegen alte. (...)*
*Schließlich gibt es noch 2 Dinge, die man heute schon eher für unmöglich halten würde. Da werden, allein im Spital von Kisenyi, jede Woche 30-40 Aussätzige behandelt. Das kommt von einem erschreckenden Mangel an Hygiene. Zum Teil begreiflich, weil es hier Gegenden gibt, wo fast kein Wasser zu finden ist. — Und Tausende von Mädchen aus Ruanda werden jedes Jahr in arabische Länder verschleppt, um dort in den Harems zu verschwinden. Handlanger sind die Mohammedaner, die sich hier als Geschäftsleute aufgeschlagen haben. Und in allem viel billiger sind. (...)*
*Indes die größte Schwierigkeit der Mission ist wahrscheinlich die Priesternot.«*

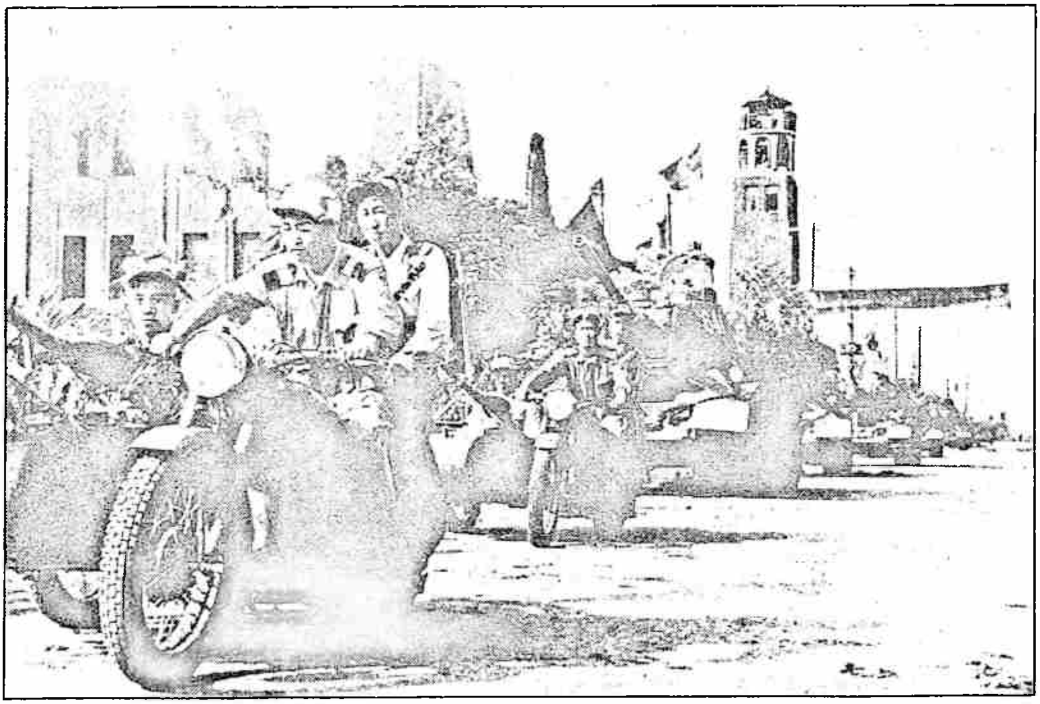
# Bannannen

Die *»Bannann«*, deren Name vom arabischen *»Finger«* kommt, begann im späten 19. Jahrhundert in größerem Umfang in Zentralamerika und der Karibik für den Export angebaut zu werden. Bei uns wurden Bananen vor allem nach dem ersten Weltkrieg bekannt, aber sie blieben für die Mehrheit der Bevökerung ein exotischer Luxus für seltene Gelegenheiten, so wie es auch Orangen oft nur zu Sankt Nikolaus gab. Das Wort *»Bannann«* wurde erst in den 1977 erschienenen Nachtragsband zum Luxemburger Wörterbuch aufgenommen. Doch nach dem zweiten Weltkrieg sorgten der Siegeszug des US-Kapitals und das Konsumwunder bei uns dafür, daß Bananen alltägliches und billiges Obst wurden. Als exotisch gelten heute bestenfalls noch frischer Ananas, Kiwis, Mangos, Avocados und Papayas.
Laut Statec-Umfragen über die Familienbudgets gab ein durchschnittlicher Luxemburger Haushalt 1964: 391 Franken oder 0,3 Prozent seines Einkommens für Bananen aus, 1977: 1122 Franken oder 0,3 Prozent seines Einkommens und 1987: 1820 oder 0,2 Prozent seines Einkommens.
Weil Bananen schnell und weit bis zu den nordamerikanischen und europäischen Verbrauchern transportiert werden müssen, verlangen Rentabilitätskriterien ihren Anbau in großem Umfang. Nordamerikanische Konzerne begannen Ende des vorigen Jahrhunderts, in ihrem *»Hinterhof«* Zentralamerika riesige Plantagen mit noch größeren Brachlandreserven anzulegen, Zugverbindungen, Lager und Häfen einzurichten. So wurden sie rasch zum Staat im Staat, und mit Bestechung und Erpressung machten sie die unterentwickelten Kleinstaaten Zentralamerikas und der Karibik bald zu *»Bananenrepubliken«*, deren Armeen die Bauern unterdrückten, die dagegen protestierten, daß sie ihr Land an die Bananenplantagen verloren, und die Bananenarbeiter terrorisierten, damit sie keine Forderungen nach menschenwürdigen Löhnen stellten.
Die Folge ist, daß noch heute ein Kilo zentralamerikanische Bananen in Luxemburger Kaufhäusern oft nur halb so viel kosten wie ein Kilo Äpfel. An einem Kilo Bananen, das 30 Franken kostet, verdient der nicht selten Hunger leidende Bananenarbeiter in Zentralamerika einen halben Franken. Drei Viertel des Welthandels mit Bananen werden von den drei Firmen Chiquita, Dole und Del Monte kontrolliert. Sie verhinderten auch, daß die Produzentenländer sich zusammentaten, um einen größeren Anteil am Bananengeschäft zu erhalten. Als die EG 1992 beschloß, die Bananenlieferungen aus den ehemaligen Kolonien Europas weiterhin zu bevorzugen, drohte den von den USA kontrollierten Plantagen in Lateinamerika eine Krise, weil sie sich für die Expansion auf den europäischen Binnenmarkt vorbereitet hatten.

**Bananenstauden, aus Mrtius, 1840-1869**

# Ein Torpedobootzerstörer und 85 Soldaten für die Investitionsfreiheit von TrefilARBED in Südkorea

Mitten im zweiten Weltkrieg konnte die von Kim Il Sung angeführte und von der Sowjetunion unterstützte koreanische Befreiungsbewegung nach fünfzehnjährigem Kampf die japanischen Kolonialherren vertreiben. Spontan organisierten sich die Bauern vielerorts in Volkskomitees, um ihre feudale Unterdrückung abzuschütteln und das von Japan verwüstete Land wiederaufzubauen. Doch Stalin und der beginnende kalte Krieg sollten ihnen kaum Spielraum für den selbstbestimmten Aufbau einer neuen Gesellschaft lassen.
Der Süden der koreanischen Halbinsel war dagegen von den USA besetzt worden. Sie unterdrückten die Volkskomitees und halfen, als *»Bollwerk gegen den Kommunismus«*, die Diktatur Syngman Rhee zu etablieren.
Nach schier endlosen Grenzzwischenfällen begann am 25. Juni 1950 von nordkoreanischem Territorium aus eine *»gut vorbereitete Aktion der Streitkräfte der Koreanischen Volksdemokratischen Republik«* gegen Südkorea, so der damalige stellvertretende Generalstabschef der nordkoreanischen Armee, Li San Tschos, vierzig Jahre später in den *Moskowskije Nowosti* (Juli 1990). Kim Il Sung hatte zuvor mit seinem Protektor Joseph Stalin über den Angriff beraten, der im Süden einen Volksaufstand gegen die Diktatur auslösen und die Halbinsel wiedervereinigen sollte.



**Nordkoreanische Truppen besetzen Taejon, aus *Neue Zeit* 23/1990**

**Das zweite Freiwilligenkontingent vor der Abreise in den Koreakrieg, aus *Luxemburger Wort* vom 21.01.1978**

Die Sowjetunion boykottierte zu der Zeit die UNO, weil diese die Volksrepublik China nicht anerkannte. Deshalb war es für die USA ein Leichtes, zwei Tage nach dem Angriff eine Resolution mit der Empfehlung stimmen zu lassen, *»daß die Mitglieder der Organisation der Vereinten Nationen der Republik Korea die erforderliche Hilfe erweisen, um den bewaffneten Angriff zurückzuschlagen und in dieser Region den internationalen Frieden und die Sicherheit wiederherzustellen.«* Eine solche Resolution brachten die USA in jener Zeit weder ein, wenn sie selbst einen bewaffneten Angriff gegen ihren zentralamerikanischen *»Hinterhof«* starteten, noch wenn ein europäischer Kolonialstaat einen bewaffneten Angriff auf ein Land Afrikas oder Asiens führte. Kaum war die Resolution gestimmt, setzte US-Präsident Truman die US-Armee zu Wasser und in der Luft in Richtung Korea in Bewegung. Aus dem mit Stalins Komplizität entfachten regionalen Bruderkrieg zwischen den beiden Koreas wurde so ein internationaler Konflikt, der in den dritten Weltkrieg zu führen drohte.

Die Zeit schien gekommen, daß aus dem kalten Krieg ein heißer wurde. Es ging nicht um Demokratie, Freiheit oder um das Selbstbestimmungsrecht des koreanischen Volkes. Es ging um die Neuaufteilung der Erde nach dem zweiten Weltkrieg. Sollten die USA die wirtschaftlichen und politischen Gewinner des zweiten Weltkriegs werden, die neuen Herren über einen Weltmarkt, der ihnen billig Rohstoffe lieferte und ihre Exportprodukte teuer abkaufte? Oder sollte, nach der Sowjetisierung Osteuropas und der Revolution 1949 in China, die UdSSR zum großen Gewinner werden?

In Korea sollte der Kampf zwischen Kapitalismus und Kommunismus, um den Zugang zu offenen Absatzmärkten und billigen Rohstoffen ausgetragen werden, und kostete es den letzten Koreaner.

In Luxemburg, wie in anderen, fünf Jahre nach Kriegsende erst halbwegs wiederaufgebauten Ländern, ergriff Angst vor einem neuen Weltkrieg die Menschen. In Hamsterkäufen leerten sie die Geschäftsregale, um Kriegsvorräte anzulegen. Alleine im August 1950 stiegen die Preise um 1,43 Prozent. Anfang 1951 sollte sich die Inflation noch beschleunigen.

Aber es gab, wie immer, auch Kriegsgewinner, die Rüstungsindustrie: *»Auf wirtschaftlichem Gebiet war die Lage gekennzeichnet durch die in Auswirkung des Koreakonflikts steigende Produktion unserer Eisen- und Stahlindustrie.«* bilanzierte 1952 stolz der *»Marienkalender«* (S. 91). Die Luxemburger Stahlproduktion stieg 1951 um satte 25 Prozent, während selbst die US-amerikanische nur um 10 Prozent zunahm.

Am 7. Juli 1950 ließen sich die USA eine weitere Resolution in der UNO stimmen, die alle Länder aufforderte, den USA Soldaten und Kriegsmaterial zur Verfügung zu stellen, über die die USA dann im Namen der Vereinten Nationen befehlen könnten. Es war ein Blankoscheck, um die UNO-Flagge und einige geringe Kontingente anderer Länder als

Tarnung einer Militärexpedition der USA zu gebrauchen. Von den 53 Staaten, die die Resolution stimmten, kamen nur 13 der Aufforderung nach. Am gleichen Tag schickten Belgien, die Niederlande und Luxemburg den USA ein Kriegsschiff zur Hilfe. Es war der niederländische Torpedobootzerstörer *»Evertsem«*. Er war in Indonesien stationiert, um dort die 1949 bereits zum Teil erfolgreiche Befreiung Indonesiens aus der niederländischen Kolonialherrschaft mit Militärgewalt zu verhindern. Nach Absprache mit der belgischen und der luxemburgischen Regierung gab ihm die niederländische Regierung den Einsatzbefehl. Unter dem Eindruck des rezenten Zweiten Weltkriegs, der Hysterie des kalten Kriegs und wohl auch unter dem Druck der USA beschloß die CSV/GP( = DP)-Regierung mit Unterstützung der oppositionellen LSAP und gegen den Protest der KPL, das Großherzogtum auch militärisch in den Kampf gegen den *»Weltkommunismus«* zu engagieren. Und sei es, mangels eigener Kriegsschiffe, nur als Trittbrettfahrer bei einer symbolischen Aktion der Niederländer.

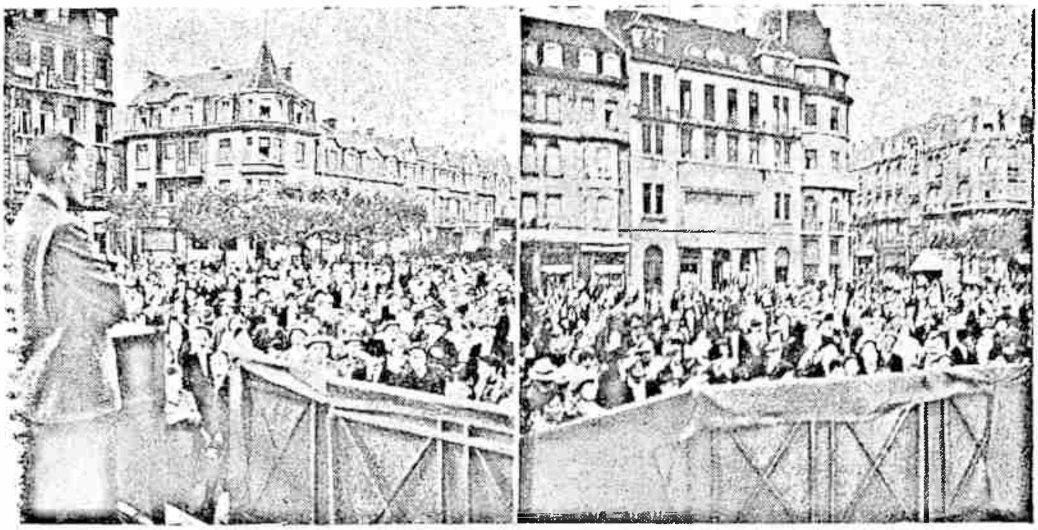
Noch am 4. Juli hatte Außenminister Bech vor dem Parlament erklärt: *»Il est évident que dans les circonstances données le Grand-Duché ne pourra pas fournir une aide militaire aux Nations Unies,«* und eine Parlamentsdiskussion mit dem einzigartigen Argument abgelehnt: *»Je m'oppose à toute discussion qui pourrait avoir des conséquences imprévisibles.«* Doch auf Beschluß der NATO des *»Atlantikpakt(s) und de(s) Brüsseler Pakt(s)«* beschloß der Ministerrat am 29. August, *»wegen der angespannten internationalen Lage«* und um dem *»Beispiel seiner Alliierten«* zu folgen, den obligatorischen Militärdienst von sechs auf zwölf Monate zu verdoppeln, und kündigte für das Staatsbüdget 1951 *»eine spührbare Erhöhung«* der Militärausgaben an. Tags zuvor hatte, nach Großbritannien, Frankreich und den Niederlanden, Belgien begonnen, ein Freiwilligenkorps für den Krieg in Korea aufzustellen. Zwei Wochen später fing auch die Luxemburger Regierung an, Soldaten zu rekrutieren, die am anderen Ende der Welt in den Krieg ziehen sollten. In einem Land ohne jede militaristische Tradition schien diese Entscheidung politisch nur durchsetzbar, weil der Kampfgeist des zweiten Weltkriegs in frischer Erinnerung war und die Propaganda des kalten Kriegs drei Jahre lang ununterbrochen getobt hatte. Es hatte längerer Verhandlungen mit Belgien bedurft, bis von rund hundert Kandidaten die ersten 43 Luxemburger Freiwilligen am 1. Oktober ins Militärlager von Beverlo geschickt werden konnten, um, zusammen mit belgischen Freiwilligen, eine Schnellausbildung zu erhalten.

Im *»Hei elei kuck elei«* am 14.12.1990 erinnerte sich Adjutant-Major Raymond Beringer: *»Mir kruten esouvill versprach, datt jidderee gemengt huet, e géif Direkter vun der ARBED gin, wann en erëm kéim.«* Colonel Rudy Lutti hatte *»eng Sprëtz Aventure«* gespürt, Colonel Jos Wagener wollte nach Abschluß der Militärschule *»eng Trupp am Asaz leden«*. Adjutant-Major Robert Muller wollte nach drei Jahren Krieg und Fremdenlegion *»nach eng Kéier probéieren«*. Adjutant-Major Roger Feiereisen sah *»e klengt Land vum Kommunismus ënnerdréckt«*. *»Dat huet mech gereizt,«* bekannte Adjutant-Major Théo Mainz, *»ech hu mech schon virum Opruff gemellt.«* Zolleinnehmer Gilbert Hauffels bekam *»zu Bitburg bei der Arméi gesot: „Du traus der net!„«* Und der Privatbeamte Emile Conrardy wollte *»d'Welt gesin«* und nutzte *»d'Geleenheet, fir hannescht bei d'Arméi ze goen.«*

Als sie alle am 18. Dezember in Antwerpen an Bord der *»Kamina«* gingen, um unter Leutnant Jhos *»Tunn«* Wagener an den Kriegsschauplatz gebracht zu werden, hatten die USA durch den Kriegseintritt Chinas empfindliche Niederlagen erlitten. Als Reaktion erwogen die USA, Atombomben auf China zu werfen, in China einzumarschieren oder einen großen *»Präventivschlag«* gegen China und die Sowjetunion zu führen — die Welt stand am Rande eines Atomkriegs.

Die Entsendung von Soldaten schien nicht gerade auf Begeisterung in der Luxemburger Öffentlichkeit gestoßen zu sein, stellt Paul Cerf (*»Le Luxembourg et son armée«*) fest: *»Il n'y a cependant pas trace d'actions publiques en faveur de la poignée de soldats luxembourgeois engagés à des milliers de kilomètres du sol natal, alors que l'on aurait pu imaginer que des collectes, des envois de collis ou de lettres ou toute action de soutiens moral auraient pu être organisés.«* Die Luxemburger kehrten am 25. August 1951 zurück. Ihre Nachfolge traten 46 neue und einige alte Freiwillige an, die seit dem 4. Februar 1952 in Namur und Marche-les-Dames ausgebildet worden waren. Sie flogen am 14. März 1952 unter Leutnant Rudy Lutti nach Korea.

*»Le 4 juillet, montée en ligne dans le secteur de Chong Dong;«* erinnert sich Koreakämpfer Gilbert H. Hauffels (*Luxemburger Wort*, 21.1.1978). *»nous relayons une unité de l'armée coréenne. Nous y déplorons deux blessés: Alfred Mattern, dit „Rex" et Mathias Morgiel. Le 26 juillet nous sommes relevés par les Grecs et nous sommes transférés, vers Mu Dung Ni. La saison des pluies commence. Le 19 août nous retournons au front, dans le secteur de San Kol, au nord-ouest de Yon Chon. Le 22 août, première perte pour le peloton luxembourgeois: le caporal Roger Stutz, chauffeur du Colonel Vivario, Commandant du Bataillon belgo-luxembourgeois. Le 6 septembre Gilbert Buchholtz est blessé par des éclats de mortiers, et le 11 septembre le sergent Erny Goldschmit, au cours d'une opération de nuit. Le 14 septembre nous prenons le relais d'un peloton belge de la Cie „B", sur une position très avancée en pointe du bataillon. Le 26 septembre, journée noire dans les annales du détachement. Un feu nourri de mortiers et de canons ennemi, causa la mort du sgt. Robert Mores, dit „Stupp", venu secourir Jean Drauden, Jean Simon, Roger Feinen et Roger*



**Protestkundgebung der Kommunistischen Partei gegen den Koreakrieg am 8. Juli 1950 in Esch/Alzette, aus *Zeitung vum Letzebuerger Vollek* vom 25.07.1950**

*Feierstein. Ceux-ci furent plus ou moins gravement blessés, ainsi que le Lt. Lutty, venu également à leur aide.«*
Das zweite Kontingent kehrte am 20. Januar 1953 zurück. Am 27. Juli 1953 wurde das Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet. Die Luxemburger Stahlproduktion ging wieder um 11 Prozent zurück. Bis dahin hatten fast zehn Millionen Menschen ihr Leben verloren. Von den insgesamt 85 Luxemburger Koreakämpfern kamen zwei ums Leben, sechzehn wurden verletzt. Zum Dank wurden sie am Legionärsdenkmal der *Gëlle Fra* erwähnt, aber blieben laut Hauffels (*Luxemburger Wort*, 20.1.1983) »*damnés et malcompris*«.
Robert Muller im »*Hei elei kuck elei*«: »*D'Oppositioun gëint déi, déi am Krich waren, war eemol esou grouss wéi d'aner Mol. (...) Et wousst een nët, wou de Feind soutz. Bei de Chinesen, do wousst een, hei do sin se.*« Und Raymond Beringer: »*Mir si quasi gestrooft gin. (...) Et kënnt een als Enneroffizéier erëm an et gët een einfach — carément gët gesot: Deen as Kaperol, da fänkt en erëm bei Vir un. En as Volontär. (...) Da kënnt een no iwwer zwee Joer aus engem Krich erëm, wou ee Volontär wor, da seet hei een: Majo, Dir sid nët Volontär, da musst Dir emol Volontär gin. Also dat war e Witz.*«

Seit 1975 bei Dong Du Chon ein Denkmal für die belgisch-luxemburgischen Koreakämpfer errichtet wurde, pilgert ihr eigens gegründeter Veteranenverein jährlich nach Südkorea.
Die Steuerzahler kam die Verwicklung in den Koreakrieg 8,3 Millionen zu stehen, nach heutiger Kaufkraft etwa 32 Millionen. Die Rendite davon strich die ARBED 1951 und 1952 mittels gestiegener Aufträge und ab 1979 regelmäßig ein. Denn die luxemburgischen Koreakämpfer hatten auch ihr Leben aufs Spiel gesetzt, damit der südkoreanische Markt offen blieb für den Kapitalexport nicht nur westlicher Konzerne im allgemeinen, sondern auch der ARBED im besonderen.
In dem Billiglohnland ohne gewerkschaftliche Freiheiten gründete die ARBED zusammen mit den Korean Iron & Steel Works die TrefilARBED Korea Co. Ltd. Am 10. Oktober 1979 wurde eine erste Fabrik in Yangsan eingeweiht, die messingbeschichteten, geflochtenen Stahldraht zur Verstärkung von Radialreifen herstellt. Der Boom der südkoreanischen Automobilindustrie und das prompte Einschreiten der südkoreanischen Polizei gegen gewerkschaftliche Lohnforderungen machten dies derart profitabel, daß TrefilARBED 1987 eine zweite »*Steelcord*«-Fabrik in Changwon in Betrieb nahm.

# Suezkrise und autofreie Sonntage 1956

## Wie England und Frankreich sich den Weg zum Öl der Araber freischießen wollten

1952 hatte Gamel Abdel Nasser (1918-1970) an der Spitze *»Freier Offiziere«* den ägyptischen König Farouk gestürzt. 1954 wurde er Präsident und leitete eine Landreform ein, die erstmals die Lage der *»Felahin«*, der Masse der ärmsten Bauern, zu verbessern begann. Mit der Nationalisierung wichtiger Industrien und Banken sowie Plänen zum Stau des Nils versuchte er, sein Land aus der Unterentwicklung herauszuführen. Aber auch sein Bestreben, Ägypten von britischer Vormundschaft zu befreien, machte ihn zu einem Volkshelden in allen arabischen und vielen anderen Ländern der Dritten Welt, die damals noch zum großen Teil Kolonien europäischer Staaten waren. Auf der Konferenz von Bandung in Indonesien half er 1955, den Anstoß zur späteren Gründung der Bewegung der blockfreien Staaten zu geben.
Als die USA und Großbritannien ihr Versprechen brachen, sich am Bau des Assuan-Staudamms zur Bewässerung und Elektrifizierung Ägyptens zu beteiligen, kündigte Nasser am 26. Juli 1956 die Nationalisierung des von englischen und französischen Aktionären ausgebeuteten Suez-Kanals an, dem wichtigsten Transportweg für Erdöl zwischen dem Nahen Osten und Europa: *»Dann bezahlt der Kanal den Staudamm. (...) Heute abend wir der Kanal ägyptisch sein, von Ägyptern geleitet.«* Die konservative britische und die bereits in Algerien einen Kolonialkrieg führende sozialistisch-liberale Regierung Frankreichs drohten darauf hin, den Kanal mit Gewalt zurückzuerobern. In Frankreich stellte der sozialistische Premierminister Guy Mollet Nasser mit Hitler gleich.

## *Luxemburger Wort* rief zum Kolonialkrieg gegen Ägypten auf

Auch in Luxemburg sahen verschiedene Kreise den Zeitpunkt für gekommen, um eine Entscheidungsschlacht gegen die Dritte Welt zu führen, damit diese sich nicht weiter aus der kolonialen Abhängigkeit löste. Wie sechzehn Jahre zuvor bei dem Überfall der Nazis sah der CSV-Deputierte Marcel Fischbach im Leitartikel des *Luxemburger Worts* ein *»neues Morgendämmern«*, denn *»am Suez wird die Sonne nicht untergehen, wenn die Europäer es anders wollen.«* (13.10.1956). Das 6000-jährige Ägypten rangierte das *Wort* mit rassistischer Kolonialherren-Ignoranz unter die *»voreilig geschaffenen selbständigen asiatisch-arabischen Staatsgebilde«* und rief offen zum Kriegszug auf: *»Europa hat ein Recht, einem Mann wie Nasser seine Präsenz zu beweisen,«* denn *»die Amerikaner und die Russen werden gewiß nicht unruhiger schlafen, wenn die Franzosen und Engländer, unterstützt von allen europäischen Staaten, Nasser sagen: „Bis dahin und nicht weiter".«* Mit der Ansicht, *»die Europäischen Völker kommen nicht daran vorbei, aus der Suezkrise eine gemeinsame Sache zu machen«*, verlangte es offensichtlich auch Luxemburgs Verwicklung in den kriegerischen Überfall. (West-)Europa und damit auch Luxemburg müßten gemeinsam kämpfen, weil *»am Suezkanal fällt indirekt die Entscheidung über die französischen, die britischen, die holländischen und auch die belgischen Überseeländer«* (14.10.1956) — die indirekt das Bistumsblatt wohl auch als die luxemburgischen betrachtete.

Nach einer geheimen Absprache vom 24. Oktober griffen isrealische Truppen am 29. Oktober Ägypten an, wonach Frankreich und Großbritannien, wie verabredet, Ägypten ein Ultimatum stellten und dann selbst angriffen. Sie hatten diesen Krieg gegen den Willen der USA begonnen, die befürchteten, daß sämtliche arabischen Länder, wenn nicht die gesamte Dritte Welt ins sowjetische Lager überwechselten. Der britische Außenminister Anthony Eden warnte dagegen, daß man es nicht dem russischen *»Bären erlauben würde, die Förderung oder den Transport des Öls, das für die Verteidigung und die Wirtschaft des Westens so lebenswichtig ist, in die Klauen zu bekommen.«* Gemeint war das arabische Öl, aber die Araber wurden nicht um ihre Meinung gefragt.
Als die USA in der Vollversammlung der Vereinten Nationen eine Resolution zur Verurteilung des britisch-französischen Überfalls und zur Erklärung eines Waffenstillstands einbrachten, stimmte der Luxemburger Vertreter für einmal nicht mit den

ehemaligen Befreiern. Er drückte sich, wohl auf Anordnung der CSV/LSAP-Regierung, an der Abstimmung und damit an der Verurteilung der Invasion vorbei. Die Zurückhaltung geschah wohl auch aus Rücksicht auf Frankreich, mit dem über die Finanzierung eines anderen Kanals, nämlich des Mosel-Kanals, verhandelt wurde.

Zehn Jahre nach Kriegsende und fünf Jahre nach dem Koreakrieg, geprägt von der Hysterie des kalten Kriegs, befürchteten viele Luxemburger durch den Überfall auf Ägypten, aber auch durch die sowjetische Invasion in Ungarn, durch Aufstände in Polen und die Verschärfung des französischen Kolonialkriegs gegen Algerien, einen neuen Krieg.

## Kriegsangst trieb zu Hamsterkäufen

Vor manchen Geschäften mußte Polizei die Schlangen von Menschen zurückdrängen, die zum Teil ihre Sparkonten aufgelöst hatten, um Kriegsvorräte zu

**Französische und britische Flugzeuge bombardierten die Umgebung des Suezkanals**

kaufen. Hamsterkäufe von Öl, Seife, Salz, Konserven, Nylonstrümpfen usw. fegten die Regale leer. Die einen bemühten sich um die Eigenversorgung, die anderen um schnelle Geschäfte auf dem erwarteten Schwarzmarkt. Die Geschäfte leerten sich, den Großhändlern gingen die zu geringen Vorräte aus. Geschäftsleute hielten ihre Waren zurück, bis die Regierung am 13. November begann, Preiserhöhungen zu gestatten. Die *Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek* meldete am 23. November: »*Das Steigen der Preise für wichtige Lebensmittel geht mit Riesenschritten vor sich. So ist Kalbfleisch ohne Knochen von 40 Fr. auf 50 Fr. das Pfund gestiegen; Mandarinen kosten 17 Fr. das Pfund, Nüsse sind um 9 Fr. pro Pfd. teurer geworden. Die Verknappung von Treibstoffen und Heizöl macht ein Rückgreifen auf Kohle notwendig. Aber auch Kohleknappheit besteht.*«
Am 7. November trat endlich der von der UNO geforderte Waffenstillstand in Kraft. Großbritannien und Frankreich hatten ihren Kolonialkrieg gegen Ägypten schändlich verloren. Der Kampf der Dritten Welt für ihre Befreiung von kolonialer Unterdrückung hatte einen historischen Sieg errungen.

## Ausnahme nur für Kirchgänger, nicht für Angler und Großherzogin

Doch der Suezkanal, durch den drei Viertel des Öls für Westeuropa transportiert wurden, war von 46 versenkten Schiffen verstopft, Pipelines waren zerstört, die arabischen Staaten weigerten sich, Erdöl an Firmen mit Verbindungen zu den Aggressoren Großbritannien oder Frankreich zu liefern. Frankreich und Großbritannien hatten ihre Invasion in der Überzeugung begonnen, daß die USA ersatzweise Europa mit Öl versorgen würde. Aber die USA weigerten sich, um ihre Alliierten für den Alleingang zu bestrafen. Bestraft wurden aber auch unweigerlich die anderen europäischen Strafen, denn binnen kurzer Zeit wurde in Europa das Erdöl knapp.
Am 20. November beschloß die Luxemburger Regierung, nach dem Vorbild anderer Länder, den Autoverkehr an Sonn- und Feiertagen zu verbieten und die Zuteilungen von Heizöl an die Haushalte um 20 Prozent, von Schweröl an die Industriebetriebe um 10 Prozent und von Benzin an die Tankstellen um 10 Prozent zu kürzen. Wenig später ging eine Anweisung an »*les différentes administrations utilisant du gasoil pour le chauffage, de limiter le fonctionnement de ces installations aux heures de travail normal.*« Weil den Leuten nach ihren Hamsterkäufen nicht mehr viel Geld blieb, war der Umsatz der Geschäfte zu Nikolaustag niedriger als in den Vorjahren. Am Nikolaustag veröffentlichte der Wirtschaftsminister folgende »*Warnung*« an Tankstellen, die seiner Meinung nach Etwas wie Landesverrat in Kriegszeiten begingen: »*Es ist dem Wirtschaftsministerium bekannt geworden, daß in luxemburgischen, an der französischen Grenze gelegenen Ortschaften, besonders in der Stadt Esch-Alz., vereinzelte Tankstellen oder Garagen kein Benzin mehr an Luxemburger Autofahrer abgeben zu können erklärten, aber dennoch in den späten Abend- und Nachtstunden Benzin, auch in Kannen, an*

**Autoreklame 1956/57**

*französische Grenz-Autofahrer zu überhöhten Preisen verkauft haben. Das Wirtschaftsministerium macht hierbei darauf aufmerksam, daß in derartigen Fällen: 1) die Tankstelle geschlossen und 2) die Handelsermächtigungen zurückgezogen und 3) der Name der betreffenden Firma veröffentlicht wird, dies unbeschadet der vorgesehenen Penal-Bestimmungen.*«
Am 25. November erlebte Luxemburg seinen ersten autofreien Sonntag seit Kriegsende. Wirtschaftsminister Michel Rasquin (LSAP) entschuldigte sich am 5. Dezember vor dem Parlament: »*Ne croyez pas que c'est d'un coeur léger que nous empêchons les commerçants, les artisans et les ouvriers d'aller pêcher à la ligne à la Moselle le dimanche.*« Andererseits »*pour les habitations isolées se trouvant à une distance très forte de l'église p.ex., nous avons donné à ces habitants-là l'occasion de se rendre à la messe le dimanche.*« Und »*je tiens à remercier la Cour grand-ducale qui a donné l'exemple et qui a déclaré renoncer à ses privilèges.*« Er kündigte an, daß die Benzinvorräte noch für drei Wochen reichten.

An Schweröl für die Industrie und an Diesel gäbe es überhaupt keine Vorräte. Doch bei der rationalisierten Zuteilung an die Industrie sei es nicht mit rechten Dingen zugegangen, denn vergleiche man *»zwëschen dene Stocken, déi eis vun den Industrien ugi sin, an denen, déi verkaaft si gin, da musse mer leider den Androck kréien, entweder, wéi wann déi Deklaratiounen vun de Stocken e wéineg interesséiert gewiescht wiren, oder awer, wéi wann der do gewiescht wiren, déi Stocke kritt hätten, déi se nët esou onbedéngt noutwendeg gehat hätten.«*
Allerdings verlor der Minister kein Wort darüber, daß er gegen die betrügerischen Industrieunternehmer mit der gleichen Härte vorzugehen gedächte wie gegen die Escher Tankstellenpächter.
Über die Erdölversorgung des Landes bestimmten 1956 weniger die Regierung als die sechs Firmen B.P. (Luxembourg) S.A., Caltex Petroleum Company S.A., Esso Standard (Luxembourg) S.A., Gulf Oil (Luxembourg) S.A., Purfina S.A. und Shell Luxembourgeoise S.A. Es waren Tochterfirmen meist in den USA beheimateter, transnationaler Konzerne, die den Nahen Osten und ihre Bohrkonzessionen unter sich aufgeteilt hatten und den größten Teil des Erdölgeschäftes in der Welt von der Quelle bis zur Tankstelle kontrollierten. Die Preise, Marktanteile und Fördermengen legten sie seit Jahrzehnten in mehr oder weniger geheimen Absprachen fest, um in jeder Konjunktur die höchsten Profite zu erzielen. Die Verbraucherländer, darunter auch Luxemburg, versuchten sich zwar 1956 in der Organisation für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit (OEEC, ab 1960: OECD) und die drei Benelux-Staaten noch einmal unter sich abzusprechen. Sie stellten jedoch nie das Erdölmonopol dieser Privatkonzerne in Frage. Vielmehr berieten sie darüber, wie diese Konzerne die Kontrolle über die Erdölförderung im Nahen Osten behalten konnten.

## Benzinpreiserhöhungen und Brikettmangel

Am 3. Dezember genehmigte die Regierung den Erdölfirmen eine zwanzigprozentige Verteuerung des Heizöls von 1,94 Franken auf 2,32 Franken je Liter. Eine weitere Verteuerung — auf 2,43 Franken — sollte am 14. Januar 1957 erlaubt werden, zusammen mit der Erhöhung des Benzinpreises von 6,70 Franken auf 6,91 Franken.
So spektakulär das sonntägliche Fahrverbot und die Verteuerung des Heizöls auch waren, so trafen nicht sie die Bevölkerung am härtesten. Denn der Anteil des Erdöls an der Luxemburger Energieversorgung machte damals schätzungsweise 5 Prozent aus gegenüber heute über 40 Prozent. 1956 fuhren rund 21.500 Pkws, heute sind es 177.000. Die wichtigsten Heizmittel waren nicht Erdöl sondern Briketts und Anthrazit. Und auch die Industrie hatte sich noch nicht im heutigen Umfang auf Erdöl umgestellt.
So daß die Haushalte zu Winterbeginn am meisten vom Brikettmangel getroffen wurden. 1956 sanken die Brikettimporte von 148.012 Tonnen im Vorjahr auf 135.103 Tonnen. *»Les briquettes sont irremplaçables. Je peux même vous dire que nous avions délégué du personnel jusque derrière le rideau de fer, il n'a pas réussi,«* bedauerte Wirtschaftsminister Rasquin vor dem Parlament.
Wie dann bei jeder folgenden Energiekrise startete in der Ölkrise von 1956 die Atomindustrie ihren ersten Reklamefeldzug, um Atomreaktoren als Alternative zum Erdöl zu verkaufen. Ganz auf der Höhe der Zeit hatte die Regierung bereits am 9. April 1956 einen *Conseil National de l'Energie Nucléaire* gegründet, der die Möglichkeiten der *»friedlichen Nutzung der Atomenergie«* in Luxemburg studieren sollte. Diesem *Conseil National de l'Energie Nucléaire* übergab US-Botschafter W.T. Buchanan am 8. September reklameträchtig eine Sammlung mit tausenden von US-amerikanischen Berichten und Artikeln über die Nutzung der Atomenergie. Aber ihre Verheizung hätte den Öl- und Brikettmangel offensichtlich nicht wettmachen können. Denn die USA, die damals nur 12 Prozent ihres eigenen Ölverbrauchs importierten, nahmen schließlich Hilfslieferungen nach Europa auf, als Großbritannien und Frankreich Ende November nachgaben und zum Abzug aus Ägypten bliesen. Am 14. Dezember hob der Wirtschaftsminister nach drei autofreien Sonntagen das Fahrverbot wieder auf — bis 1973.

# Mitleid mit den Heiden

Nach dem zweiten Weltkrieg geriet das Missionswesen in eine Krise, als die Kolonien in aller Welt begannen, für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen und sie schließlich auch zu erringen. Weil die neuen Staaten in Afrika und Asien die Missionen während Jahrzehnten zu Recht als kulturelle Vertreter der kolonialen Unterdrücker angesehen hatten, hatten die Missionen es vielorts schwer, ihre Tätigkeit fortzusetzen.
Während sich die Missionen an die neuen Bedingungen anzupassen versuchten, änderten sie gleichzeitig ihre politische Rolle. Statt wie in der Vergangenheit Partei für die europäische Kolonialpolitik zu ergreifen, ließen sie sich nun zu Werkzeugen im kalten Krieg machen.

## 1000 Moskauer Neger gegen 5 Missionare

1961 verkündete US-Präsident John F. Kennedy eine veränderte außenpolitische Strategie der USA. Die große Auseinandersetzung des kalten Kriegs zwischen Kapitalismus und Sozialismus finde nicht mehr in Europa statt. Der Kampf zwischen Ost und West werde nun in der Dritten Welt ausgetragen, meinte er und begann die US-amerikanische Einmischung in Vietnam.
Zuvor hatte das Missionsjahrbuch für die Luxemburger Geistlichen *»Unio Cleri pro Missionibus«* schon 1957 einen Beitrag mit *»Die farbigen Völker zwischen Christentum und Kommunismus«* überschrieben (S. 22). Und der Nationaldirektor der Päpstlichen Missionswerke, A. Mille, wies im gleichen Jahrbuch (S. 62) auf die neue Bedeutung des Missionswesens hin, *»nach dem Krieg aber, seitdem sich alle Völker nähergerückt sind, und die unterentwickelten Völker neue Wege suchen, und in großer Gefahr sind, auf Abwege zu geraten.«* Diese *»Gefahr«* war eindeutig die nationale Befreiung aus der kolonialen Unterdrückung und eine national unabhängige Entwicklung, hinter der gleich der Anfang vom Kommunismus vermutet wurde.
Wieder wurden die Gläubigen in alarmistischen Tönen zum Spenden, Basteln und Beten mobilisiert.

Das Päpstliche Kinder-Missionswerk Luxemburg mahnte zum *»Kinder Missionstag 1965«* zur Eile, damit die Völker der Dritten Welt nicht an den Kommunismus oder Islam verloren gingen:
*»Moskau greift nach der Welt. Sein Missionsbefehl: „Gehet hin und lehret alle Völker und machet sie kommunistisch!" — Moskau sendet z.B. in das Negerviertel von Johannesburg jährlich 1000 Neger als Propagandisten. Dagegen sind dort unter 120.000 Negern nur 1 Missionar und 4 Dominikanerinnen tätig.*
*Der Islam greift nach der Welt. — Im Jahr 1952/53 sind in Belgisch-Kongo die Mohammedaner um 18 %,... die Katholiken nur um 6,1 % gewachsen. (...) Wer wird siegen? — Christus gibt uns den Befehl:*

**Vorderseite einer Karte, mit der Schulkinder für 100 Franken *»Hädekanner kafen«* konnten. Ausgestellt 1971.**

*„Gehet hinaus in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie!" Das ist auch dir und mir gesagt. Wir dürfen die Missionare und ihre Helfer nicht allein lassen... «*

Die lieben Kleinen wurden aber nicht bloß dagegen geimpft, beim Erlangen des Wahlrechts kommunistisch zu stimmen. Sie bekamen auch weiterhin das Bild des dummen und hilfsbedürftigen »*Heidenkindes*« in der Dritten Welt und des überlegenen, paternalistischen weißen Kindes eingetrichtert, wie vom Päpstlichen Kinder-Missionswerk Luxemburg zum »*Kinder Missionstag 1966*«:

»*...die Chinesen, die mich rufen!*

*Einem kleinen wird von den Chinesen erzählt, die auf der anderen Erdhälfte leben und noch Heiden sind. Da gräbt er im Garten ein Loch. In der kindlichen Hoffnung, mit diesen Heiden Verbindung zu bekommen, legt er seinen Kopf in das Loch und horcht. Die Mutter, die eben des Weges kommt, fragt erstaunt, was er da mache. „Still, Mutter, ich höre die Chinesen, die mich rufen!" Und sie haben nicht umsonst gerufen, diese Chinesen. Der Bub ist Missionar geworden und in China als Märtyrer gestorben.*

*Ob nicht auch euch die Heiden rufen; ob nicht auch zu dir der Herrgott sagt: Geh in das Land, das ich dir zeigen werde, und hilf mit, daß alle Menschen dieser Erde meine guten Kinder werden; hilf mit als Pater oder Schwester, als Arzt oder Lehrerin, als Ingenieur oder Handwerker oder Bauer.«*

KINDER
HELFEN
KINDERN

Durch Deine Taufgabe hilfst Du den Missionaren für den Taufunterricht und die christliche Erziehung Deiner Brüder und Schwestern in den Missionsländern sorgen.

Suzy (Name)

Wir danken
für Deine Spende und Dein Gebet

**Missionswerk der Kinder**
LUXEMBURG, Eicherstraße 105a
Tel. 43 18 47 C. C. P. 171-23

Luxemburg, den 2. 2. 19 71

**Rückseite der gleichen Karte. Das Schulkind konnte einen europäischen Namen eintragen, in der Meinung, das abgebildete afrikanische Kind würde auf ihn getauft werden.**

Nicht im 19. Jahrhundert, sondern 1967 empfahl das Päpstliche Kinder-Missionswerks Luxemburg Lehrern und Pfarrern folgendes Unterrichtsmaterial, um die moralische Verkommenheit der Menschen in der Dritten Welt zu illustrieren, die einen anderen als den katholischen Glauben hatten: »*„Der Rikschamann", eine Filmgeschichte, siehe „Zack" Seite 152, soll zeigen den Mangel an Respekt und die Undankbarkeit des Menschen, der nichts von Christus weiß. „Das Wagnis" zeigt die Grausamkeit des Heidentums. „Aus Dchuän Djin wird Mailia" zeigt die Macht des Aberglaubens.«*

## Mat 100 Frang en Hädekand kafen

Im Geist des Sklavenhandels des 17. Jahrhunderts können Schulkinder noch heute »*Hädekanner kafen*«. Dabei verkaufen Religionslehrer oder Katechetinnen ihnen Porträtfotos von Kindern aus der Dritten Welt für 100 Franken, denen sie dann einen Taufnahmen aussuchen dürfen. Die Freude der Schulkinder hält meist so lange, bis sie merken, daß die Kameraden in den Nachbarklassen die Porträtfotos der gleichen »*Heidenkinder*« verkauft bekommen haben. Doch das Päpstliche Kinder-Missionswerk Luxemburg konnte zum »*Kinder Missionstag 1967*« melden: »*Pfarrei B. hat zirka 480 Seelen. Die Kinder dieser Pfarrei stifteten im Jahr 1966 123 Taufgaben.*« Ganz im Sinn des ungleichen Tauschs und der relativen Entwertung der Exporte des Südens in den Norden stieg der Preis eines »*Hädekand*« während Jahrzehnten nicht mit der Inflation. »*Kanner hëllefe Kanner,*» hieß es am Kindermissionssonntag 1990. »*Mat der Aktioun „Taufgabe" hëllefs du mat, dass Kanner vun der ganzer Welt de Jesus kenneléiren an duerch d'Daf séng Frënn gin. Mat 100 Frang bas du bei der Aktioun „Taufgaben" dobäi.«*

Trotz des entschlossenen Einsatzes im kalten Krieg ging die Bedeutung der religiösen Bekehrung nicht nur in den neu unabhängigen Staaten der Dritten Welt, sondern auch bei uns weiter zurück. Schuld daran trugen das allgemein nachlassende Interesse an religiösen Dingen, aber auch erste Kritiken an der Art und Weise, mit der Leuten anderer Kontinente unsere eigene Kultur und Religion aufgezwungen wurde. Unter diesen Umständen begann die Missionspropaganda »*weltlicher*« zu werden. Als oberstes Ziel gab sie nicht mehr die religiöse Bekehrung sondern die materielle Verbesserung aus. Sie sammelte vermehrt Geld für den Bau von Schulen und Krankenhäusern sowie für den Kampf gegen Hungersnöte, vergaß aber selten, die materielle Not mit einer angeblichen religiösen Not gleichzustellen. Trotzdem mußte der Bischof in seinem Aufruf zum Welt-Missionssonntag 1970 zugeben: »*Gewiß mag es stimmen, daß die Missionen in eine Krise gekommen sind, wie so vieles heute in der Welt und Kirche.*« Als Reaktion auf diese Krise konnte 1976 der spätere

Erzbischof Fernand Franck mitteilen, daß die Kirche ihre Missionswesen reorganisiert und mit dem griffigen Sammelnamen *»Missio«* versehen hatte. Bischof Jean Hengen formulierte die koloniale *»Bekehrung«* von einst um in das Bestreben, *»den jungen Missionskirchen in partnerschaftlicher Zusammenarbeit* (zu) *helfen, auf dem Boden des gemeinsamen Glaubens ihr eigenständiges Leben zu führen.«*

# Zurück zur Heidenbekehrung

Erst mit den autoritären Restaurationsversuchen des durch die Dritte Welt fliegenden Papstes Johannes Paul II. bekam das Missionswesen wieder neues Selbstvertrauen. In den Erklärungen zum Weltmissionstag des Bischofs geht seither keine Rede mehr von Krise. Statt dessen knüpfte er 1980 an die verlogene Kolonialpropaganda des 19. Jahrhunderts an: *»So zogen denn die Missionare und Missionsschwestern in fremde Kontinente, in unterentwickelte Länder und wurden von einer ausgehungerten, auf allen Gebieten rückständigen Bevölkerung in Afrika, Asien, Ozeanien und Südamerika empfangen als die weißen Retter in jeglicher Not, anerkannt als neue Herren, denen man Dankbarkeit, Gehorsam und Ehrfurcht schuldete.«* Auch wenn die Kirche *»in den letzten 20 Jahren (...) als helfender Freund«* nun *»echte Partnerschaft«* suche.
Und am 20. Oktober 1984 konnte die Sonderseite des *Luxemburger Wort* zum Weltmissionstag stolz melden: *»Luxemburg auf Platz 1. Im Jahre 1983 hat Luxemburg 16.730.000 Franken zu den Päpstlichen Missionswerken beigetragen. Erstmals haben wir die USA überholt, was den offiziellen Beitrag zu den Päpstlichen Missionswerken pro Kop der katholischen Bevölkerung betrifft (47,80 Franken). Bravo und Dank allen Freunden von Missio.«*

Mit Beginn der Schuldenkrise Anfang der achtziger Jahre hörte insbesondere die westliche Führungsmacht USA auf, von wirtschaftlicher Entwicklung der Dritten Welt zu sprechen, weil ihr Austeritätspolitik zum Abzahlen der Zinsen wichtiger war. Langsam entfernte sich auch die Luxemburger Missionspropaganda vom Entwicklungsgedanken. 1988 war der Missionstag voll auf die Menschenrechte konzentriert, für die Bischof Hengen in seinem *»Bischofswort«* eifrig warb. Nachdem übrigens der Großteil der Luxemburger Missionsspenden in den Jahren zuvor völlig kritiklos in die zentralafrikanische Diktatur von *»Kaiser«* Bokassa überwiesen worden war...
Mit Beginn der neunziger Jahre hatte die Luxemburger Missionspropaganda die Entwicklungshilfe ganz an die größtenteils kirchennahen Drittweltvereine abgetreten und kehrte zur *»Bekehrung der Heiden«* zurück. Schließlich wurde im Februar 1991 mit Fernand Franck ein Erzbischof geweiht, der dreizehn Jahre lang im Vatikan das Werk zur Glaubensverbreitung unter Restaurationspapst Johannes Paul II. geleitet und zahlreiche *»Missionsländer«* bereist hatte. Aufgabe des 1822 gegründeten Werks ist nicht mehr und nicht weniger, als die ganze Welt zu *»bekehren«*. 1980 hatte er neue Statuten durchgesetzt, *»le caractère „pastoral" d'animation missionaire du peuple de Dieu y est clairement souligné et constitue un stimulant pour le développement de ces Oeuvres et de l'esprit missionaire dans le monde entier.«* (*Luxemburger Wort*, 02.02.1991)
Anfang 1991 veröffentlichte der Papst zudem auf dem Höhepunkt des Golfkriegs die Enzyklika *»Redemtoris Missio«*, die wieder zur energischen Missionierung der Welt aufruft, denn *»die Armen haben Hunger nach Gott und nicht bloß nach Brot und Freiheit.«*

# Rebellion in »unseren Erdölkolonien« und Wirtschaftskrise

**Anzeige des Wirtschaftsministeriums, *Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek* 22.11.1973**

Am 6. Oktober 1973 begann der Yom-Kippur-Krieg. Ägypten und Syrien versuchten, ihre 1967 im Sechstagekrieg von Isreal eroberten Gebiete Sinai-Halbinsel, Westjordanland, Golan-Höhen, Gaza-Streifen und Ostjerusalem zurückzuerobern. Zehn Tage später beschlossen sechs Golfstaaten, den Listenpreis für Rohöl auf 5,12 US-Dollar zu verdoppeln. Es war das erste Mal, daß die Länder der am 14. September 1960 in Bagdad gegründeten OPEC die Preise für ihr Öl selbst festlegten — und nicht ESSO, Texaco, BP, Shell & Co. Erst 1970 hatte das nach langem Kolonialkrieg von Frankreich unabhängige Algerien den Preis für sein Rohöl einseitig auf 2,85 Dollar festgesetzt. Das war das erste Mal überhaupt, daß ein Produzentenland sich souverän über sein Produkt machte.

Gleichzeitig begannen die Ölproduzenten, ihre Lieferungen zu verringern, um den Westen und seinen Schützling Israel zu einer Regelung des Nahostkonflikts zu bewegen. Gegen die USA, die den Expansionismus Isreals ohne Rücksicht auf arabische Interessen mit Milliardenbeträgen und modernsten Waffen unterstützten, verhängte Saudiarabien ein Lieferembargo. Algerien erklärte am 21. Oktober ein Embargo gegen die Niederlande.

Die Golfstaaten hatten das gelernt, was die Erdölkonzerne seit Beginn des Jahrhunderts auf ihre Kosten praktiziert hatten: wie man mit Erdöl nicht nur Profit sondern auch Politik macht. 1967 im Sechstagekrieg war das noch nicht möglich gewesen. Denn damals wurde noch mehr Öl gefördert als gebraucht, so daß der Westen leicht hätte Ersatz

finden können. Doch nun hatten die westlichen Staaten zum größten Teil selbst die Voraussetzungen zu einer Ölkrise geschaffen. Zwischen 1960 und 1970 hatte sich der europäische Erdölverbrauch von 199 auf 620 Millionen Tonnen verdreifacht. Der luxemburgische Verbrauch hatte sich in der gleichen Zeit von 225.966 auf 1.381.492 Tonnen verfünffacht. In Japan hatte der Ölverbrauch jährlich um 20 Prozent zugenommen. Das arabische und persische Erdöl war so billig, daß immer mehr traditionelle Energiequellen, besonders Kohle, durch Erdöl ersetzt wurden.

Die nordafrikanischen und Nahost-Staaten finanzierten durch spottbillige Energiekosten zum Teil die hohen Industrieprofite und damit auch kontinuierliche Kollektivverträge bei uns, unsere Autozivilisation, unser Kunststoffzeitalter und unseren Siegeszug der *»Masuttsheizung«*. Sie taten dies größtenteils ungewollt, denn die Preise für ihr Öl wurden von ESSO, Texaco, BP, Shell & Co. festgelegt. Seit die Ölzufuhr in der Suezkrise 1956 unterbrochen worden war, hatte sich in den sechziger Jahren die Zahl der Autos in Luxemburg verdoppelt, 1964 waren die letzten Straßenbahnen durch Busse ersetzt worden. Machte Erdöl 1960 noch 7 Prozent unseres Energieverbrauchs aus, waren es 1970 bereits 33 Prozent. Der Preis für ein Liter Benzin war in dem ganzen Jahrzehnt gerade von 7 auf 8 Franken gestiegen, während die Inflation um 29 Prozent zugenommen hatte. Die Energie aus der Dritten Welt wurde relativ immer billiger. Unser Wirtschaftswunder nach dem zweiten Weltkrieg wäre nicht möglich gewesen, wenn es nicht massenweise mit Billig-Öl geschmiert worden wäre. Erdöl wurde die einzige für Luxemburg lebenswichtige Ware aus der Dritten Welt, der Nahe Osten eine lebenswichtige Region.

Denn der Westen war durch die niedrigen Ölpreise immer abhängiger von Energieimporten geworden. Die USA, die lange versucht hatten, Erdölimporte zugunsten der einheimischen Erdölindustrie zu begrenzen und sich auf Einfuhren aus Kanada und Venezuela zu beschränken, hatten ebenfalls begonnen, arabisches Öl zu importieren und waren so zu Konkurrenten ihrer Verbündeten, Westeuropas und Japans, geworden.

## Autofreier Sonntag und Atomreaktor

Doch nun drohte das Erdöl knapp zu werden. In Europa begannen die einzelnen Staaten, Sparmaßnahmen zu verfügen. Nachdem Regierung und staatstragende Presse noch wenige Tage zuvor die üblichen irreführenden Beschwichtigungen verbreitet hatten, kündigte Wirtschaftsminister Marcel Mart (DP) am 7. November die Schließung der Tankstellen an den Wochenenden, verstärkte Grenzkontrollen ausländischer Fahrzeuge und intensivere *»Studien«* zum Bau eines Atomreaktors in Remerschen an.

Eine Woche später wurden die Preise um einen halben Franken erhöht: Superbenzin kostete 9,49 F, Normalbenzin 9,08, Heizöl 3,045 F das Liter. Ein Monat nach dem Streik vom 9. Oktober und sieben Monate vor den Parlamentswahlen schlug *»tageblatt«*-Direktor Jacques F.Poos radikal antikapitalistische Töne an und kritisierte: *»So sehr wir für die notwendigen Sparmaßnahmen Verständnis haben, desto heftiger müssen wir gegen die geplanten Preissteigerungen Protest erheben: Die ganze Erdölkrise ist nämlich nur ein allzu durchsichtiges Manöver der großen Erdöltrusts, ihre Preise in die Höhe zu schrauben und ihre Superprofite aufzurunden. Hat sich der Erdölpreis einmal auf ein höheres Niveau eingependelt, so wird das „schwarze Gold" wieder reichlich fließen. Um dieses Ziel zu erreichen(,) ziehen Araberscheichs und US-Erdölgiganten an einem Strang. Indem sie, wie Herr Mart dies beabsichtigt, kampflos vor den Konzernen in die Knie sinken, machen die Regierungen dieses Spielchen mit.«* (12.11.1973)

Die politischen Standpunkte zum Nahostkonflikt als Ursache der Preiserhöhung waren dagegen weitestgehend gleichgeschaltet. Von CSV bis LSAP, von *Luxemburger Wort* bis *tageblatt* wurde einseitig Partei für Israel ergriffen. Die arabischen Staaten wurden dagegen als Erdölkolonien des Westens angesehen. Ihnen legitime Eigeninteressen zu bescheinigen, wurde als Kapitulation vor dem scheinbar selbstverständlichen Feind, vor der *»Erpressung der Ölscheichs«* diffamiert. Nur die Kommunisten scherten in Anlehnung an die sowjetische Haltung aus dem nationalen Propagandakrieg an der Seite Isreals aus, weshalb sie auch prompt im *Luxemburger Wort* (1.12.1973) als *»Die Freunde der Ölscheichs«* an den Pranger gestellt wurden.

Am 17. November wurde die Geschwindigkeit auf zweispurigen Straßen auf 80 und auf drei- und vierspurigen Straßen auf 100 Stundenkilometer begrenzt. Die belgische Regierung versprach der luxemburgischen, daß beide Länder bei der Erdölversorgung gleich behandelt würden, wenn sie die gleichen Sparmaßnahmen ergriffen. Deshalb verhing die Regierung nach einigem Zögern ein Fahrverbot für Sonntag, den 25. November. Es war der erste autofreie Sonntag seit 1956. *»Viele Spaziergänger, zahlreiche Radfahrer, hie und da eine von Pferden gezogene Kutsche oder ein Leichtfuhrwerk, in denen frohe, beinahe ausgelassene Menschen saßen. Es war der Anfang zu einem „Zurück zu der Natur",«* schwärmte das *Luxemburger Wort* tags darauf fast dankbar gegenüber den sonst verhaßten *»Ölscheichs«*.

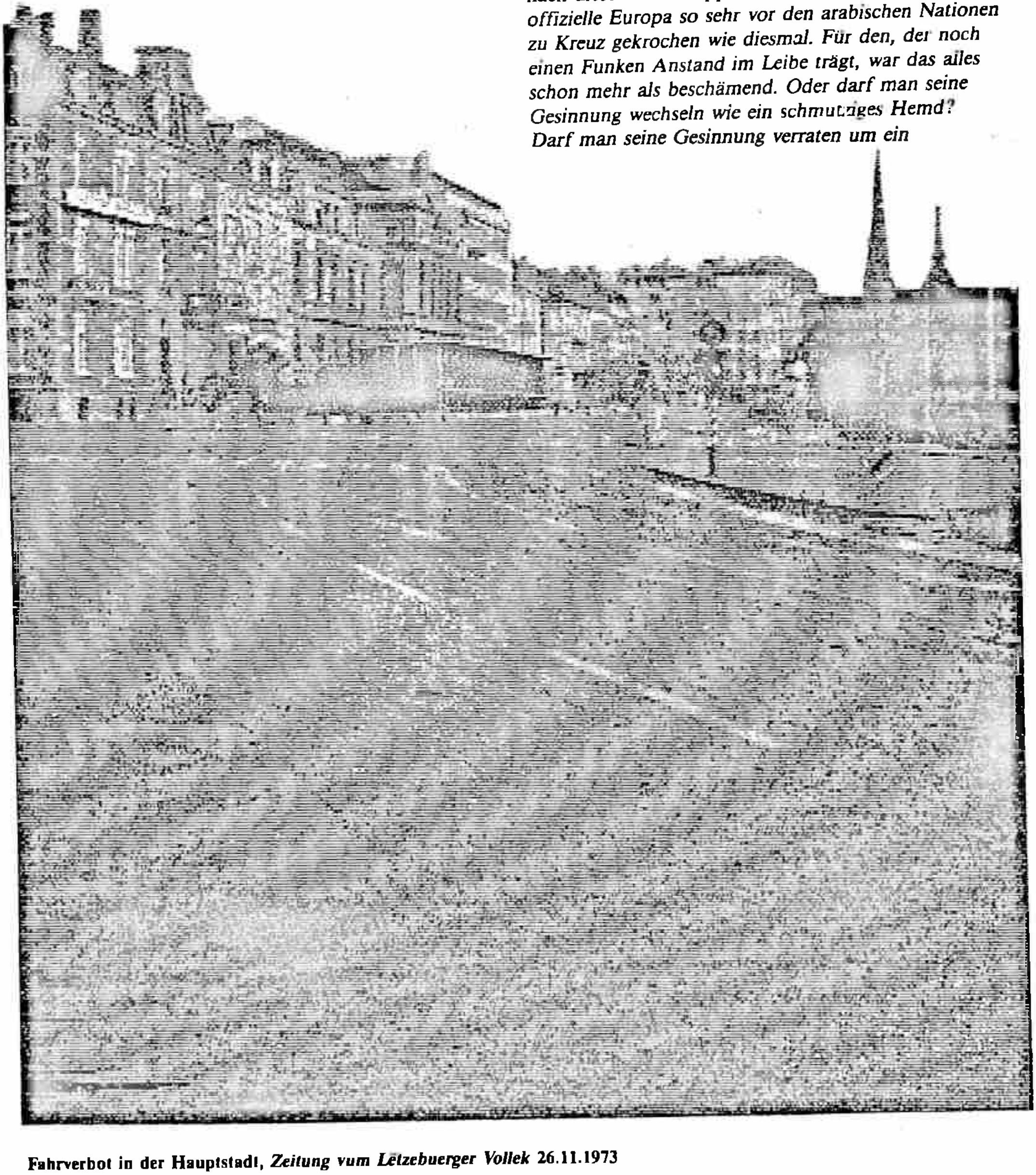
Nach einem zweiten autofreien und diesmal tiefwinterlichen Sonntag am 3. Dezember erließ die Regierung für die Samstage und Sonntage Fahrverbot abwechselnd für Autos mit geraden und ungeraden Zulassungsnummern. Am Vorabend des Nikolaustags gab der Unterrichtsminister bekannt, daß die

Weihnachtsferien um sechs Tage verlängert würden, um Heizöl in den Schulen zu sparen.

## Von *Wort* bis *tageblatt* auf Konfrontation

Entsprechend der kurz zuvor verkündeten»*Nixon-Doktrin*« war es für die USA wichtiger, ihre Stellvertreterregime wie Isreal und Iran militärisch aufzurüsten, als zu einem Interessenausgleich im Nahen Osten beizutragen. Diese Regime sollten als Hilfssherrifs im Nahen Osten dafür sorgen, daß kein Land auf die »*extremistische*« Idee käme, über die Verwendung seines Öls selbst zu entscheiden. Die Europäische Gemeinschaft war aber dringlicher auf Nahost-Öl angewiesen als die USA. Deshalb machte sie einige weitgehend symbolische Zugeständnisse, indem sie von der »*Anerkennung der legitimen Rechte der Palästinenser*« redete und sich bei der Aufrüstung Isreals zurückhielt.

Direktor Andre Heiderscheid fand dafür in den Leitartikeln des *Luxemburger Worts* (19.12.1973) kaum Kraftausdrücke genug: »*Noch nie hat das offizielle Europa sich so sehr von Israel losgesagt wie nach diesem Yom-Kippurkrieg. Noch nie ist das offizielle Europa so sehr vor den arabischen Nationen zu Kreuz gekrochen wie diesmal. Für den, der noch einen Funken Anstand im Leibe trägt, war das alles schon mehr als beschämend. Oder darf man seine Gesinnung wechseln wie ein schmutziges Hemd? Darf man seine Gesinnung verraten um ein*



**Fahrverbot in der Hauptstadt, *Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek* 26.11.1973**

*Linsenmus, das nach Petroleum schmeckt? Der Fußtritt, der den feigen Gesinnungslumpen normalerweise beschieden ist, ließ übrigens nicht auf sich warten: trotz aller schamlosen Anbiederungsversuche fließt kein Tropfen mehr aus den Ölhähnen.«*
Und der spätere EGB-Generalsekretär Mathias Hinterscheid pflichtete ihm am gleichen Tag im oppositionellen *tageblatt* bei: *»Wenn jedoch Außenstehende mit wirtschaftlichen Druckmitteln zum Verleugnen ihrer politischen Meinung gezwungen werden sollen, so ist dies Erpressung übelster Art, und es wäre bedauerlich, wenn diese Methoden allzu schnellen und sichtbaren Erfolg hätten.«* Ihn bewegte eine ideologische Verwandtschaft mit Israel, weil *»die Isrealis mit ihrer Politik des demokratischen Sozialismus aus dem Nichts einen Staat geschaffen haben und eine Wirtschaft errichtet haben, die den Bürgern sehr ausgedehnte und ausgeglichene Entfaltungsmöglichkeiten bieten.«* Daß sie sich in erster Linie auf Kosten der Palästinenser und ihrer Nachbarn mit Milliarden Dollar aus den USA entfalteten, war ihm nicht weiter wichtig.
Ende des Jahres lockerten verschiedene Ölexporteure das Embargo, und die Regierung hob am 27. Dezember die sonntäglichen Fahrverbote auf.
Am 5. Fabruar 1974 planten die EG-Außenminister, durch bilaterale Abkommen mit den Öllieferländern die Energieversorgung ihrer Länder zu sichern. Doch bereits am 11. Februar gab die EG dem Druck von US-Außenminister Henry Kissinger nach, der unbedingt ein gemeinsames *»Gegenkartell«* der Verbraucherländer gegen die OPEC schaffen wollte. Denn nur so konnten die USA hoffen, eine entscheidende Kontrolle über die Energieversorgung ihrer militärischen Verbündeten und wirtschaftlichen Konkurrenten zu behalten. So beteiligte sich Luxemburg am 15. November 1974 an der Gründung der Internationalen Energieagentur, der Frankreich bis 1990 fernblieb, weil es in ihr nichts als eine von den USA gesteuerte *»Kriegsmaschine«* gegen die OPEC erkannte.

## Der *»Ölscheich«*-Rassismus

Damals wurden die plumpen und rassistischen Propagandalügen in Umlauf gebracht, die bis heute nachwirken: Daß der Nahe Osten im Grunde unsere Erdölkolonie und die OPEC-Staaten deshalb keine Handelspartner sondern hinterlistige Feinde seien, denen man ihr Erdöl abringen müßte; daß wer mit den OPEC-Staaten verhandelt statt sie zu bekämpfen, ein Verräter sei. Und um davon abzulenken, daß allein im Nahen Osten weit über hundert Millionen Menschen auf einen gerechten Erdölpreis angewiesen sind, um aus der wirtschaftlichen Unterentwicklung herauszukommen, wurde die rassistische Lüge verbreitet, daß alle Araber stinkreiche *»Ölscheichs«* seien. So wie wenige Jahrzehnte zuvor der Kolonialismus damit gerechtfertigt wurde, daß in den Kolonien keine Menschen sondern nur *»Eingeborene«* lebten.
Politiker und Presse waren sich nicht zu schade, in aller Öffentlichkeit ihren Haß und ihre Verachtung gegenüber den Arabern zu zeigen. Die paar reichen Länder der Erde, darunter Luxemburg, verbrauchten und verschwendeten mehr Energie als der Rest der Menschheit. Dafür waren sie von den arabischen Staaten abhängig. Und weil sie von ihnen abhängig waren, haßten viele sie.
Abkommen über eine gesicherte Erdölversorgung für Europa zu gerechten Preisen für die OPEC durften nie zur Debatte stehen. Auch eine 1974 von Saudiarabien vorgeschlagene Konferenz zwischen Ölproduzenten- und Ölkonsumentenländern, bei der ebenfalls über Finanzfragen und verbesserte Chancen für die kein Öl produzierenden Entwicklungsländer diskutiert werden sollte, lehnte der Westen schroff ab. In diesem Zusammenhang trugen auch die zweifellos unverzichtbaren Kampagnen zum Benzin- und Heizölsparen dazu bei, bei den Verbrauchern den Eindruck zu erwecken, daß allein ihr persönlicher Fahrstil auf der Straße und nicht eine ungerechte Weltwirtschaftsordnung und deren militärstrategische Absicherung für die Ölkrise verantwortlich seien.
Gleichzeitig gelang es den USA, in Kissingerscher Geheimdiplomatie mit dem ägyptischen Präsidenten Anwar-el-Sadat und dem saudischen König Feisal die OPEC zu spalten: Am 19. März hoben die OPEC-Minister das Ölembargo auf. Politisch war es eine Niederlage, denn die meisten von Isreal besetzten Gebiete wurden bis heute nicht zurückgegeben. Wirtschaftlich war es jedoch ein Erfolg für die Öl exportierenden Staaten, denn der Rohölpreis war zwischen dem 1. Oktober 1973 und dem 1. Januar 1974 von 3 auf 11,6 US-Dollar angestiegen, der Anteil, den die Erdölkonzerne davon an ihre Staatskassen abführen mußten, stieg von 1,7 auf 7 US-Dollar. Die sieben wichtigsten Erdölkonzerne machten mit der Energiekrise einen Profit von 9 Milliarden US-Dollar.

## »Ab 1981 Kernkraftwerk in Remerschen«

Angesichts solcher Profite gab es natürlich auch Neider. Wie in der Versorgungskrise 1956 war die Atomindustrie prompt zur Stelle, um sich als Ersatzenergielieferantin anzudienen. Am 16. Juli 1973 hatte die Regierung bereits ein Abkommen mit dem Essener Stromkonzern RWE unterschrieben, um den Bau einer 1200 MW-Atomzentrale in Remerschen vorzubereiten. Und die *Societé luxembourgeoise d'énergie nucléaire* veranstaltete fünf Tage vor dem ersten autofreien Sonntag im Festsaal der Gemeinde Remerschen eine Pressekonferenz, die das *tageblatt* (21.12.1973) zu der vierspaltigen Ankündigung verleitete: *»Ab 1981 Kernkraftwerk in Remerschen«*. Nach zweijährigen Vorarbeiten sollte 1976 mit dem fünf Jahre dauernden Bau des Atomkraftwerks

begonnen werden, das im Herbst 1981 mit 200 neuen Arbeitsplätzen die Produktion aufnehmen sollte.
Die Energieverteuerung trug mit dazu bei, eine tiefe Wirtschaftskrise in den kapitalistischen Staaten auszulösen, deren Schuld flugs auf die *»Ölscheichs«* abgewälzt wurde. Aber diese Krise hatte sich schon Jahre zuvor angekündigt: Mit den traditionellen Mitteln der Arbeitsorganisation in den Fabriken ließen sich die Produktivität und damit die Profite kaum noch erhöhen. Im Vergleich zum investierten Kapital wuchsen die Profite immer langsamer. Die Massenproduktion überstieg die Nachfrage. Die Jugendrevolten Ende der sechziger Jahre, der Streik vom 9. Oktober 1973 für mehr Mitbestimmung in allen Bereichen zeigten auch das Ausmaß der gesellschaftlichen Krise. Die Verteuerung des Erdöls war einer der Auslöser für die Krise einer Produktionsweise, die nur so lange funktioniert, wie sie fast unbegrenzt und fast kostenlos Rohstoffe, Umwelt und eben auch Energie zur Ausbeutung zur Verfügung hat.

Die luxemburgische Stahlindustrie wurde besonders hart getroffen. Doch gleichzeitig brachte die Verteuerung des Erdöls den Produzentenländern Milliarden Dollar Mehreinnahmen ein, die sie gar nicht alle konsumieren konnten. Deshalb nahmen sich, von allen gesetzlichen Auflagen freie Finanplätze wie Luxemburg dieser Petrodollars an und verliehen sie als Eurodollars an westliche Konzerne und Entwicklungsländer weiter. Zwischen 1970 und 1980 verdreifachte sich die Zahl der Banken; sie glichen volkswirtschaftlich den Abbau der Stahlindustrie größtenteils aus. Auch wenn das *Luxemburger Wort* noch am 10.12.1973 in einem langen Artikel

<u>Vertragsziel und Voraussetzungen</u>

1.1 Die Vertragspartner kommen überein, die Planung eines Kernkraftwerkes mit einem erprobten Reaktortyp von etwa 1 200 $MW_{netto}$ in Luxemburg mit Standort Remerschen an der Mosel weiterhin zu fördern und unter der Voraussetzung, daß im Großherzogtum Luxemburg wie auch in der Bundesrepublik Deutschland alle erforderlichen Genehmigungen und Bescheide erteilt werden, den Bau dieses Kraftwerkes zu verwirklichen und dessen Betrieb zu gewährleisten.

1.2 Das zu erstellende Kernkraftwerk wird in Anlehnung an die deutschen Sicherheitsbestimmungen für Kernenergieanlagen errichtet und betrieben. Damit ist die erforderliche Vorsorge gegen Schäden durch den Bau und Betrieb der geplanten Anlage sichergestellt.

1.3 Weitere Voraussetzungen für die Errichtung des Kernkraftwerkes sind insbesondere die folgenden:

1.31 - Eignung des Standortes Remerschen;

1.32 - Erwerb des erforderlichen Kraftwerksgeländes;

1.33 - Vorliegen der für den Baubeginn erforderlichen Genehmigungen, Bescheide und Erlaubnisse;

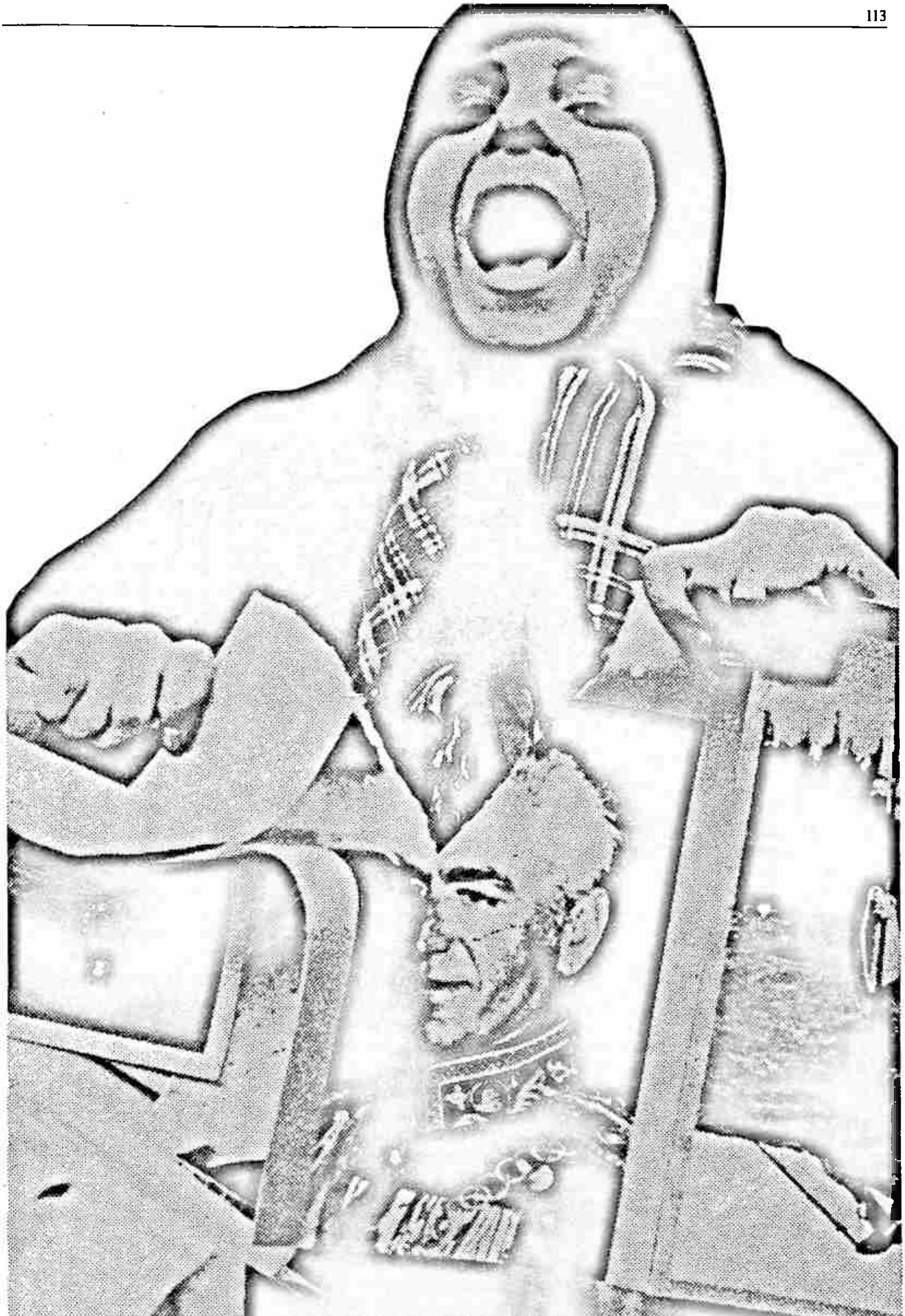
1.34 - Eine innerstaatliche Gesetzgebung LUXEMBURG's über die Haftung gegenüber Dritten auf dem Gebiet der Kernenergie nach Maßgabe des Pariser Atomhaftungsübereinkommens vom 29. Juli 1960 und des Brüsseler Zusatzübereinkommens vom 31. Januar 1963, beide in der Fassung des Zusatzprotokolls vom 28. Januar 1964, die die Haftung des Inhabers des Kraftwerkes - in diesem Fall der SENU - angemessen begrenzt und auf die Schadensfälle beschränkt, für die er Deckung

**Seite 2 des Grundvertrags zwischen der Luxemburger Regierung und der RWE über den Bau des Remerschener Atomreaktors, 1977**

dramatisch vor einem neuen semitischen Komplott warnte: *»Milliarden der Ölscheichs werden zur Weltbedrohung«*.

# Marineexpedition als Rache für den zweiten Ölschock

Nach der Niederlage in Vietnam konnte sich die US-Regierung eine Weile kaum militärische Überfälle in der Dritten Welt leisten, mit denen sie sonst sich und ihren mitprofitierenden Teilhabern einschließlich Luxemburgs den Zugang zu ungeschützten Absatzmärkten und billigen Rohstoffen freischoß. Deshalb zog die *»Nixon-Doktrin«* es vor, lokale Stellvertreterregime aufzurüsten, die vor Ort als Hilfssherrifs die Interessen der USA und sonstigen handelsfreien Welt durchsetzen sollten. Diese Stellvertreterregime erkannte man daran, daß die staatserhaltende Presse in Luxemburg sie als *»gemäßigt«* bezeichnete und Menschenrechtsverstöße bei ihnen verschwieg oder herunterspielte.
Der für den regelmäßigen und möglichst billigen Erdölfluß in Richtung Erste Welt verantwortliche Hilfssherrif am arabisch-persischen Golf war der iranische Schah Resah Pahlevi, deshalb auch der Liebling von *Frau mit Herz* und *Paris Match*. Damit er seine Rolle überzeugend erfüllen konnte, hatten die USA seine Folter-Diktatur zu einer der zehn größten Waffenkammern der Erde aufgerüstet.
Doch 1978 steigerten die Iraner unerwartet ihren Widerstand gegen den 1953 von der CIA zurück an die Macht geputschten Schah, gegen seine *»Verwestlichung«* und seine mörderische Geheimpolizei Savak. An die Spitze der Massendemonstrationen und Streiks stellte sich im Pariser Exil der schiitische Geistliche Ayatollah Khomeini. Die Erdölproduktion des Landes fiel in dem Volksaufstand von täglich 5,2 Millionen Faß auf null. Am 22. Oktober reiste der Schah zur medizinischen Behandlung in die USA. Am 4. November besetzten iranische *»Studenten«* die US-Botschaft und nahmen 50 US-Amerikaner als Geiseln. Daraufhin verhängten die USA ein Embargo gegen jegliche Ölimporte aus dem Iran. Die Nachfrage nach Öl aus anderen Ländern und die Preise für Erdölprodukte begannen zu steigen.
Am 21. November, gerade zu Beginn der kalten Jahreszeit, wurde der Heizölpreis in Luxemburg auf 5,19 Franken erhöht. Es war der Beginn des zweiten Ölschocks, der einer sich seit 1975 in der Krise befindenden Wirtschaft einen schweren Rückschlag versetzen sollte. Dabei verhandelte die Tripartite gerade über den Abbau von Tausenden von Arbeitsplätzen in der Stahlindustrie, Cerabati setzte in Wasserbillig ihre Massenentlassungen fort, General Motors schloß in Niederkerschen, und in Echternach kündigte Monsanto den 800 Beschäftigten die Schließung an.
Im Januar 1979 stürzte das iranische Volk das Schah-Regime und damit den Hilfssherrif der USA am Golf. Seine Milliarden teure, topmoderne Bewaffnung *made in USA* fiel in die Hände der iranischen Revolutionäre. Für sie war der Schah der Mann der USA, und so erklärten sie die USA zum satanischen Erzfeind.
Zwar erhöhten verschiedene Länder ihre Erdölproduktion, um den Ausfall des iranischen Öls auszugleichen. Trotzdem mußten Erdölkonzerne auf ihre Reserven zurückgreifen, um ihre Lieferverträge zu erfüllen. In Rotterdam trieb die Spekulation den Rohölpreis mehr als 5 Dollar über den offiziellen OPEC-Preis von 13,34 Dollar. Zum Entsetzen der europäischen Verbündeten begann die Carter-Regierung, Hamsterkäufe der US-Konzerne an Heizöl und Diesel mit 5 Dollar je Barrel zu subventionieren, um große Vorräte anzulegen. Durch diese erhöhte Nachfrage stiegen die Preise nur noch weiter. Um eine schwere Finanzkrise durch den Abzug des vom Schah in den USA angelegten Kapitals zu verhindern, froren die USA alle iranischen Guthaben ein. Im Dezember 1978 beschloß die OPEC, ihre offiziellen Richtpreise zu erhöhen. Zwischen Dezember 1978 und Juni 1979 wurde das Erdöl 60 Prozent teurer.
Am 19. März 1979 unterzeichnete die Stahltripartite ein Abkommen, laut dem die Zahl der Arbeitsplätze in der Stahlindustrie mittels Antikrisendivision, *Préretraite* und Notstandsarbeiten sowie Milliardenzuschüssen aus der Staatskasse bis auf 16.500 gesenkt werden sollte.
Anfang 1980 versuchte Saudiarabien noch immer mit einer Rekordproduktion von täglich 9,5 Millionen Barrel die Preise zu drücken, aber fünf andere OPEC-Staaten drosselten ihre Förderung, um das Absinken der Preise zu verhindern. In nur fünfzehn Monaten hatte die OPEC ihre Preise verdoppelt, der



Die Revolution gegen das Schah-Regime erschütterte die Erdölmärkte

Ausfall eines geringen Teils des Weltbedarfs hatte genügt, die Ölmärkte durcheinander zu bringen.
Die Kaufkraft der Luxemburger Verbraucher traf dieser zweite Ölschock nachhaltiger als der erste von 1973. Der Benzinpreis war zwischen Mitte 1978 und Januar 1980 von 12,08 Franken auf 17,42 Franken um die Hälfte gestiegen. Der Heizölpreis hatte sich von 4,89 Franken auf 9,00 Franken verdoppelt. Der Index der Lebenshaltungskosten stieg alleine durch die Verteuerung der Erdölprodukte zwischen November 1978 und Juni 1980 um 2,9 Prozent, so daß eine Indextranche nur erfiel, um die Erdölverteuerung auszugleichen.

## Der erste Golfkrieg

Dann begann der Irak im Sepember 1980 eine breitangelegte Offensive gegen den Iran. Ursache waren jahrhundertealte Rivalitäten, Steitigkeiten um den Grenzverlauf im Schatt-al-Arab-Kanal und der Versuch des Irans, die irakischen Schiiten zu einem Aufstand gegen die irakische Führung anzustacheln. Irak fand rasch Unterstützung durch Saudiarabien, wo 1978 eine islamische Revolution nur mit Hilfe US-amerikanischer und französischer *»Berater«* blutig unterdrückt werden konnte. Mit umfangreichen Waffenlieferungen unterstützten die USA, Frankreich und Großbritannien ebenfalls den Irak. Sie erhofften sich, daß der Irak die verhaßte iranische Revolution vernichten würde. Im *»Idealfall«* sollte der Irak dabei selbst verbluten, weshalb die USA insgeheim auch den Iran mit Waffen belieferten. Einen Teil des Geschäftserlöses bekamen die konterrevolutionären Truppen in Nicaragua — der Iran-Contra-Skandal in den USA. Der Irak unter Saddam Hussein sollte als neuer Hilfssherrif verheizt werden, um den alten Hilfssherrif Iran umzubringen. Der Golfkrieg kostete einer Million Menschen das Leben. Weil die Opfer aber keine weißen Europäer waren, fand der Krieg bei uns während Jahren kaum Beachtung.
Der Golfkrieg beeinträchtigte die iranische wie die irakische Erdölproduktion. Inmitten einer tiefen Wirtschaftskrise stiegen die Erdölpreise unaufhörlich. Beeinflußt von der monetaristischen Krisenpolitik der anderen westlichen Regierungen, begann die 1979 zurück an die Spitze des CSV-Staats gewählte CSV/DP-Regierung ab 1981, den automatischen Index-Inflationsausgleich der Einkommen schrittweise außer Kraft zu setzen. So wurden die Preiserhöhungen voll auf die Verbraucher abgewälzt. Zum Trost wurden, wie 1973, Werbekampagnen zum Energiesparen gestartet und gesetzliche Vorschriften zur Wärmedämmung und Überprüfung von Heizungen erlassen.
Im Vergleich zu 1978 hatten die Erdölimporte um ein Viertel abgenommen. Doch war dies in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die vom Konkurs bedrohte Stahlindustrie ihre Produktion gebremst hatte und wieder mehr Kohle verheizte. 1983 war die größte Industrie nur noch zu 1,4 Prozent am Erdölverbrauch des Landes beteiligt. Bei der EG-Ministerratstagung vom 4. November 1983 machte sich die Luxemburger Regierung dafür stark, daß die europäische Kohleförderung subventioniert würde, wovon die ARBED profitieren würde.
Wie in den Ölkrisen 1956 und 1973 bemühte sich die Atomindustrie wieder um ihr Geschäft. *Electricité de France* (EDF) beschleunigte ihr stark auf den Stromexport und die Devisenerwirtschaftung

*Leicht abweichende Zeichensprache*

**Propaganda-Karikatur im Wirtschaftskrieg zwischen den angeblich armen, kleinen Industriestaaten und den großen Ölscheichs, aus *Luxemburger Wort* vom 29.03.1979**

ausgerichtetes Atomprogramm. In Cattenom an der luxemburgischen Grenze wurde mit dem Bau eines Atomreaktors begonnen. Und während Tausende in Cattenom und in Luxemburg gegen das Atomkraftwerk demonstrierten, meldete das Luxemburger Energieministerium 1982 stolz in seinem Rechenschaftsbericht (S.14): *»Dans le cadre de la commission d'experts bilatérale franco-luxembourgeoise, instituée en vue de discuter les questions résultants de la réalisation de la centrale de Cattenom, des contrats ont été pris avec EDF en vue d'actualiser l'offre de EDF datant de 1978 afin d'analyser dans quelle mesure une alimentation en énergie électrique à partir du réseau français pourrait être avantageuse pour le Luxembourg.«*
Doch auch als die Preiserhöhungen auf dem Rohöl abebbten, kletterten die Luxemburger Preise für Erdölprodukte weiter bis zum Frühjahr 1985 auf ihren Höhepunkt von 28,90 Franken für einen Liter Superbenzin und 16,70 Franken für einen Liter Heizöl. Schuld daran waren nicht die *»Ölscheichs«*, sondern die Erdölfirmen und die Hochzinspolitik der USA samt des damit verbundenen hohen Dollarkurses.
Durch die schwere Wirtschaftskrise in den westlichen Industriestaaten, durch die Erschließung neuer Erdölvorkommen in der Nordsee und durch Sparmaßnahmen ging der Erdölverbrauch des Westens jedoch deutlich zurück. Die Luxemburger Erdölimporte hatten 1979 mit 1,35 Millionen Tonnen ihren Höhepunkt erreicht und waren bis 1984 dann auf 0,98 Millionen Tonnen zurückgefallen. 1980 fiel

Seite 2 IM BRENNPUNKT

# Stahlplan sichert 24000 Arbeitsplätze

***tageblatt*, 20.03.1979**

die OPEC-Produktion auf 26,8 Millionen Faß am Tag und lag 1982 unter 20 Millionen. Machten Ölimporte 1973 zwei Drittel der Primärenergie in der EG aus, so war der Anteil bis 1983 auf ein Drittel gedrückt worden. Anfang 1983 produzierte die OPEC weniger als 16 Millionen, so daß sie, zum ersten Mal in ihrer Geschichte, im März 1983 Preissenkungen beschloß, von 34 auf 29 Dollar. Bis 1987 blieben die um ein Drittel gefallenen Rohölpreise bei etwa 20 Dollar das Faß. Vom Gegen-Ölschock getroffen, erwachten viele OPEC-Staaten als verschuldete Entwicklungsländer aus dem Traum des schnellen Reichtums. Die westlichen Industriestaaten fühlten sich als die Sieger im Kampf gegen ihre jahrzehntealten Feinde, die *»Ölscheichs«*.

Inmitten der Wirtschaftskrise, die durch die Erdölverteuerung mitausglöst worden war, erklärte US-Präsident Jimmy Carter Anfang 1980 in seiner Erklärung zur Lage der Nation den Nahen Osten zur *»Sicherheitszone«* der USA. Da die Nixon-Doktrin, die sich auf Hilfssherrifs vor Ort verlassen hatte, mit dem Sturz des Schahs gescheitert war, kündigte Carter die Gründung einer *»Schnellen Eingreiftruppe«* von US-Soldaten an. Sie sollte auf Abruf bereitstehen, um die Staaten am Golf zu überfallen, wenn diese allzu frei über ihr Erdöl und dessen Preis zu verfügen planten. Für die zweite Front in Europa trafen ab August 1979 Panzer im neuen Düdelinger WSA-Militärlager ein — offiziell als Ersatz für den Arbeitsplatzabbau in der Stahlindustrie — und wenig später wurde die Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in Europa angekündigt.

So entstand die *»Carter-Doktrin«*, die darauf hinauslief, daß die USA wieder überall in der Dritten Welt ihre *»vitalen«* Geschäftsinteressen und diejenigen der anderen Industriestaaten durch direkten Einsatz von Militärgewalt sicherten. Würde die Sowjetunion die US-amerikanische Besetzung *»unserer Ölfelder«* von Afghanistan aus bekämpfen, müßte notfalls mit einem *»begrenzten und gewinnbaren Atomkrieg«* geantwortet werden, hieß es damals.

## Rot-weiß-blaue Kanonenbootpolitik

In den letzten Jahren des Golfskriegs steigerte sich der *»Tankerkrieg «*, die irakischen und iranischen Angriffe im Golf und in der Straße von Hormuz mit Minen, Schnellbooten und Raketen auf Öltanker und andere Handelsschiffe. Am 17. Mai 1987 griff ein irakisches Kampfflugzeug den US-Zerstörer *»Stark«* an und lieferte den USA den Vorwand zu einer Golfexpedition. Kuwait stellte im Juli 1987 seine elf Öltanker unter US-amerikanische Flagge, und die US-Navy eskortierte sie mit großem Aufwand. Die USA waren ihrem Ziel nicht nur näher gekommen, militärisch am Golf präsent zu sein. Mit Angriffen auf iranische Schiffe und Schnellboote sowie am 19. Oktober auf die iranischen Bohrinseln Rostam und Sassan stellten sie sich im Golfkrieg auch offen auf die Seite Iraks. Nach anderen westeuropäischen Ländern beschloß auch die Luxemburger Regierung am 23. Oktober, militärische Präsenz dort zu markieren, wo *»unser Öl«* gefördert und transportiert wird. Mangels eigener Schiffe zahlte sie für insgesamt 14 Millionen die Treibstoffkosten der beiden altersschwachen, belgischen Minensuchboote *»Bovesse«* und *»Breydel«* sowie des Flaggschiffs *»Zinnia«*. Sie suchten von September 1987 bis November 1988 nach Minen und machten vor allem durch ihre Motorpannen von sich reden. Um die luxemburgische Kanonenbootpolitik an der Seite Iraks zu rechtfertigen, leitartikelte das *Luxemburger Wort* am 4. November dramatisch: *»Es geht um unser Überleben«*, bzw. genau *»um die Weltsicherheit, damit die anderen westlichen Länder, darunter z.B. Luxemburg, nicht von der Ölzufuhr aus dem Golf abgeschnitten werden.«*

Es war das erste Militärabenteuer seit dem Koreakrieg 1950. In der Regel profitieren die Besitzer von ARBED, BIL, BGL, Goodyear, Du Pont, RTL & Co. kostenlos mit davon, wenn die großen westlichen Staaten in der Dritten Welt wirtschaftliche, politische und militärische Kriege um billige Rohstoffe und ungeschützte Absatzmärkte führen. Wegen der begrenzten Mittel Luxemburgs beteiligen sich die politisch und wirtschaftlich Herrschenden im Land meist nicht am militärischen Teil solcher Kriege. Außerhalb unserer Grenzen beschränken sie sich meist auf die Beteiligung am diplomatischen Teil des Kriegs in internationalen Gremien, wie EG und UNO. Und an der Heimatfront sorgen sie für den Propagandakrieg gegen den *»Feind«* mittels *Luxemburger Wort*, RTL & Co. Doch 1987 war die Integration in NATO, EG und WEU so weit fortgeschritten, daß die Luxemburger Regierung nicht mehr die Verbündeten allein für die Aufrechterhaltung des profitablen internationalen Ausbeutungs- und Gewaltverhältnisses zahlen lassen wollte. Sie kaufte Luxemburg sicherheitshalber für einige Millionen *»wie die Großen«* im Golfkonflikt ein. Denn noch so ein kleiner Aktionär zu sein, gibt eine gewisse Sicherheit, daß man nachher bei der Ausschüttung der Dividende, bzw. der Verteilung der Beute nicht übergangen wird.

# Rassistische Geschäfte

## Die wirtschaftliche Kollaboration Luxemburgs mit Südafrika

Unter britischer Vormundschaft wurden bereits vor dem ersten Weltkrieg die ersten rassistischen Gesetze, wie der *»Land Act«*, in Südafrika erlassen, damit eine aus Europa eingewanderte Minderheit ein Heer von rechtlos gehaltenen Afrikanern fast umsonst für sich arbeiten lassen konnte. Nach dem zweiten Weltkrieg nahm die regierende rechtsextreme Nationalpartei dann die *»Rassentrennung«* in den USA zum Vorbild und begann, die Apartheid zum Herrschaftssystem zu machen. 1949 wurden Ehen zwischen Schwarzen und Weißen verboten. 1950 drückte der *»Population Registration Act«* jedem Einwohner den Stempel einer *»Rasse«* auf, verbannte der *»Group Areas Act«* die Schwarzen aus den Wohngebieten der Weißen und verbot der *»Immorality Act«* sexuele Beziehungen zwischen Weißen und Schwarzen. Seit 1952 durften die Schwarzen nur in ihrem Land reisen, wenn sie ein *»Reference Book«* bei sich führten. 1953 verbannte der *»Reservation of Separate Amenities Act«* die Schwarzen von den Parkbänken, Toiletten, Badestränden und anderen öffentlichen Plätzen der Weißen, während der *»Bantu Education Act«* ein Zwei-Klassen-Bildungssystem einführte. 1959 wurde mit dem *»Promotion of Black Self-Government Act«* begonnen, die Schwarzen in *»Bantustans«* und *»Homelands«* zu deportieren und auszubürgern.

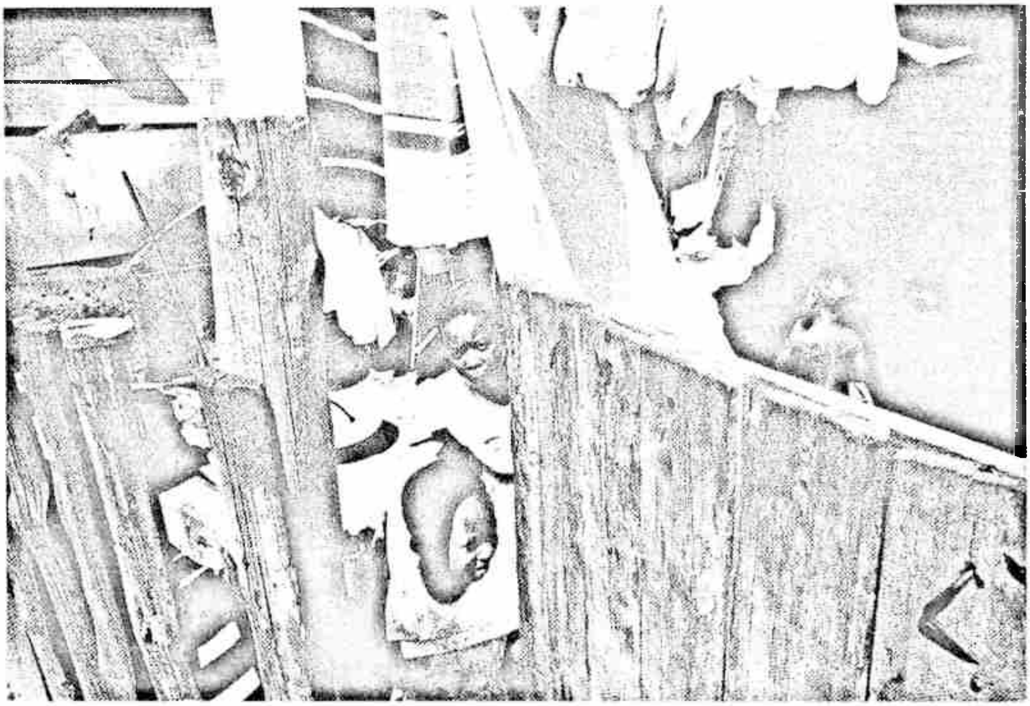
Im Namen der Menschenrechte und um den Widerstand der Afrikaner gegen die Rassistendiktatur zu unterstpützen, riefen die Vereinten Nationen 1962 alle Staaten auf, die wirtschaftlichen und diplomatische Beziehungen zu Südafrika abzubrechen. Im Gegensatz dazu pflegten die CSV/DP- und CSV-LSAP-Regierungen während Jahrzehnten bevorzugte wirtschaftliche Beziehungen Luxemburgs zu Südafrika fort und lehnten innerhalb der EG stets hartnäckig Sanktionen gegen Südafrika ab. So daß sie sich bis heute nur zu zwei vollständigen Boykotts gegenüber Südafrika verpflichteten: daß Luxemburg kein rohes Erdöl und keine Atomtechnologie nach Südafrika liefert. Was um so leichter fiel, als es weder das eine noch die andere besitzt.

## Milliarden-Kredite für Apartheid

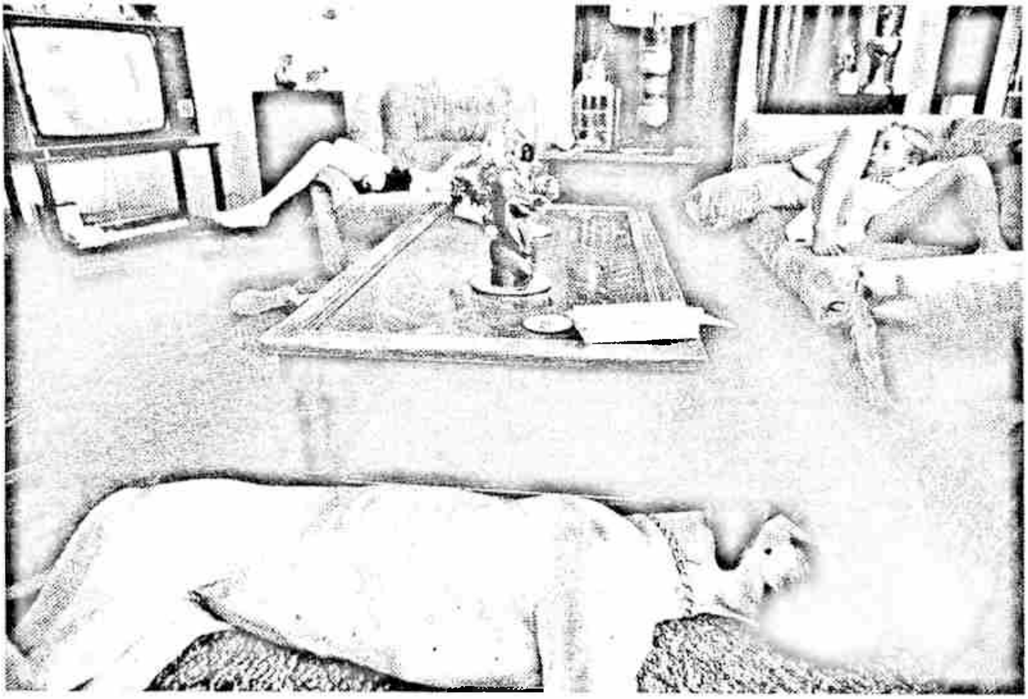
Bis 1985 war der Bankenplatz Luxemburg eine der Drehscheiben, über die das südafrikanische Apartheidregime sich billiges Kapital beschaffen konnte. Sowohl einheimische Schalterbanken als auch im Eurokapitalgeschäft spezialisierte Tochterfirmen

**Südafrikanische Krügerrand-Münze**

ausländischer Banken mischten mit, wenn es hieß, Geld an Südafrika zu leihen. Ausschlaggebend waren dabei nicht moralische Bedenken, sondern die Gewißheit, daß Südafrika mit seinen Gold- und Diamantenreserven ein zahlungskräftiger Schuldner sei. Man muß davon ausgehen, daß das Regime zumindest einen Teil des ihm aus Luxemburg geliehenen Gelds benutzte, um den Krieg gegen die schwarze Bevölkerung im eigenen Land und gegen die Nachbarstaaten Angola und Moçambique zu finanzieren.
Von den luxemburgischen Schalterbanken waren Banque Internationale à Luxembourg, Banque Générale du Luxembourg und selbst die Staatssparkasse regelmäßig zur Stelle, wenn der südafrikanische Staat, die südafrikanische Post oder



Schwarze Kinder in Südafrika, Foto aus AWEPAA: »*Unfinished Business*«, Amsterdam 1990



Weiße Kinder in Südafrika, Foto aus AWEPAA: »*Unfinished Business*«, Amsterdam 1990

die südafrikanische Transportgesellschaft DM, Dollar oder ECU brauchten.
Eine besondere Verbindung zu Südafrika unterhält die Kredietbank. Sie ist die einzige luxemburgische Schalterbank, die eine eigene Vertretung in Südafrika unterhält, um direkt mit den Rassisten ins Geschäft zu kommen: in Pretoria, 619 Voortrekkersweg, 0084 Gezina, Telefonnummer (012) 76 25 32, Telefax (012) 76 25 35. Die Vertretung wird seit Jahren von Leendert W. Dekker geleitet. Bei dieser Bank liegt der Hang zur Apartheid in der Familie. Denn die belgische Kredietbank pflegt ebenfalls bevorzugte Verbindungen zu den Weißen am Kap.
Da schien sogar die gewerkschaftseigene Banque UCL nicht nachstehen zu wollen und leistete sich den langjährigen südafrikanischen Ehrenkonsul für Luxemburg als Direktor.

## Ausplünderung Namibias finanziert

Deutsche Banken wickeln bevorzugt ihre Geschäfte mit Südafrika über ihre Luxemburger Tochterbanken ab. Weil dies billiger wird als in der BRD und weil die deutsche Öffentlichkeit dann vielleicht nichts davon erfährt.

Die Dresdner Bank gegenüber dem Parlament auf Krautmarkt pflegt das Geschäft mit Südafrika besonders intensiv. So arrangierte sie in den achtziger Jahren mehrfach als führende Bank Milliardenanleihen für Südafrika. 1980 kaufte die Dresdner Bank Luxemburg die Mehrheit der Swabank im von Südafrika besetzten Namibia, der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika. Mit dem deutschen Kapital aus Luxemburg begann die Swabank, Außenhandelsgeschäfte zu finanzieren, also die von den Vereinten Nationen verurteilte Ausplünderung der namibischen Bodenschätze durch Südafrika.

Die Dresdner Bank ist auch mit 10 Prozent am Kapital der Nukem Luxemburg beteiligt, die Uran aus Südafrika und Namibia mit gefälschten Herkunftsangaben verkaufte, um das Embargo gegen Uran aus diesen Ländern zu unterlaufen.
Ab 1985 ging das Bankgeschäft mit Südafrika stark zurück. Nicht weil die erwähnten Banken Skrupel bekommen hätten, sondern weil Südafrika in eine Wirtschaftskrise geriet und sich nicht weiter im Ausland verschulden wollte. Die meisten Kredite laufen jedoch weiter, viele bis 1999, und so lange fließen Zinsen und Kapital aus Südafrika nach oder über Luxemburg.

All diese Geschäfte geschahen mit der Billigung der wechselnden Regierungen. Keine luxemburgische Regierung verhängte je ein Embargo gegen Finanz- oder Investitionsgeschäfte mit Südafrika. Es gab lediglich vorübergehend eine inoffizielle *»Empfehlung«*, keine Kredite mit einer Laufzeit von über fünf Jahren zu gewähren.

## Ganz groß im Krügerrand-Geschäft

Nach einer gegen den Widerstand des LSAP-Außenministeriums durchgesetzten Entschließung der Europäischen Gemeinschaft verfügte Luxemburg 1986 lediglich einen Boykott des Imports aber nicht des Handels mit südafrikanischen Krügerrand-Münzen. Bis dahin war Luxemburg einer der wichtigsten europäischen Umschlagplätze für diese Goldmünzen aus Südafrika.

Die Ursache erklärt ein Faltblatt, mit dem die luxemburgischen Banken ausländische Kunden anlockten: *»Nulle part ailleurs, vous n'achèterez des Krugerrands à des conditions plus intéressantes qu'au Luxembourg. Car au Luxembourg, au lieu de payer 15 % de TVA comme en Angleterre, 14 % comme en Allemagne Fédérale ou 5 % comme en Hollande, vous ne payerez pas un franc de TVA à l'achat d'un Krugerrand. Intéressant, non?«* Bei solchen TVA-Unterschieden folgte die Gebrauchsanweisung zum Münzschmuggel gleich anschließend: *»Vous pourrez acheter le Krugerrand dans la plupart des banques et chez la majorité des agents de change. Rapidement. Discrètement. Et le revendre si nécessaire, n'importe quand et presque partout dans le monde.«* Kein Wunder, daß der Krügerrand-Schmuggel vorübergehend fast professionell organisiert war. Für jene deutschen Mittelständler, denen der Mut zum Schmuggeln fehlte, stellten Dresdner Bank und Banque Internationale zusammen TVA-freie Zertifikate über Krügerrand-Münzen aus, die in Luxemburg aufbewahrt blieben. Während die Regierung beide Augen zudrückte und die Staatsparkasse das südafrikanische *»Blutgeld«* beim *Walfer Vollekslaf* verloste.

Anfang 1984 warben die luxemburgischen Banken dann aufwendig für den Verkauf von TVA-freien Platinmünzen unter dem Namen *»Noble«*. Sie waren zwar auf der Isle of Man geprägt, aber dahinter steckte die südafrikanische Impala Platinum Holdings Ltd., Rustenburg (Transvaal).

Als der Boykott der Krügerrand-Münzen verhängt wurde, versuchte der damalige Schatzminister Jacques F. Poos, eine luxemburgische Goldmünze, den *»Luxembourg Lion«* auf den Markt zu bringen. Das Gold dazu sollte vom internationalen Markt in Zürich stammen, also zum großen Teil aus Südafrika. Das großangekündigte Projekt wurde jedoch eine Totgeburt.

Als das südafrikanische Regime 1990 Nelson Mandela aus dem Gefängnis entließ und die augenscheinlichsten Symbole der Apartheid zu entfernen begann, stürzte sich die EG gleich auf die Gelegenheit und hob ihre Sanktione wieder auf. Im Juni 1991 kündigte die südafrikanische Bergwerksindustrie an, wieder Krügerrandmünzen auf den internationalen Markt zu bringen.

## Drehscheibe für aggressive Kapitalexpansion

Der mächtigste südafrikanische Konzern, die 1917 von Ernest Oppenheimer gegründete Anglo American Gruppe, die zum großen Teil den weltweiten Gold- und Diamantenhandel und zwei Drittel der Aktien an der Johannesburger Börse kontrolliert, gründete 1970

**Luxavia-Werbung für Urlaub mit Apartheid**

die Holding Minorco, 68-70, boulevard de la Pétrusse in Luxemburg, um seine Auslandsinvestitionen unter einen Hut zu bringen.
Als die Minorco 1988 versuchte, den britischen Bergwerkkonzern Consolidated Goldfields aufzukaufen, wurde klar, daß Luxemburg zum Stützpunkt für die aggressive Auslandsexpansion des südafrikanischen Kapitals geworden war. Während in Großbritannien und in den USA Regierungen, Parlamente und Antiapartheidbewegung die Übernahme zu verhindern versuchten, verteidigte die luxemburgische Regierung die Handelsfreiheit der südafrikanischen Holding.

## Drittgrößter Energielieferant Luxemburgs

Wenn es um Bergbau geht, unterhält Luxemburg noch ganz andere Beziehungen zu Südafrika. In den achtziger Jahren importierte Luxemburg jährlich zwischen 38.715 und 121.169 Tonnen südafrikanische Steinkohle, die von der ARBED verfeuert wurde.
Während Frankreich und Dänemark ihre Importe 1986 stoppten, vervierfachte Luxemburg 1987 seine Kohleimporte aus Südafrika, so daß Südafrika erstmals unser drittwichtigster Energielieferant wurde, noch vor unserer Eigenproduktion, wie die Aufstellung des Energieministeriums für 1987 zeigte:

| | |
|---|---|
| 1. Belgien | 51,5 % |
| 2. BRD | 37,9 % |
| 3. Südafrika | 3,6 % |
| 4. Niederlande | 2,7 % |
| 5. Frankreich | 2,4 % |
| 6. Luxemburg | 1,0 % |

Im Gegensatz zu anderen EG-Ländern beschloß die Luxemburger Regierung nie ein Embargo gegen südafrikanische Kohle — die ARBED dankt es. Außenhandelsminister Jacques F. Poos beschränkte sich zu dieser Zeit lediglich darauf, Nelson Mandela ein Geburtstagstelegramm ins Gefängnis zu schicken.
Die Kohleförderung in dem Apartheidstaat bedeutet für die schwarzen Bergleute: Arbeitslager ohne Familienzusammenführung, Niedriglöhne, fehlender Schutz vor Arbeitsunfällen, mangelhafte medizinische Betreuung und Repression gegen ihre Gewerkschaften.
Für all ihr Geschäfte mit den Rassisten bedient sich die ARBED der Agentur von TradeARBED in Kapstadt, Arcona (Pty) Ltd., Atkinson House, Strand Street 47, B.P. 2696, die außerdem Zweigstellen in Johannesburg und Durban unterhält.
Im April 1991 beschlossen die EG-Regierungen, alle Sanktionen gegen Kohleimporte aus Südafrika aufzuheben.

## Findel als Tor zur Apartheid

Nicht nur der Finanzplatz, auch der Findel ist eine Drehscheibe für Geschäfte mit Südafrika. Von nirgendwo sonst in Europa konnte man selbst in Zeiten ihrer tiefsten internationalen Isolation so billig zu den Rassisten fliegen wie ab Luxemburg. Um die Überflugverbote afrikanischer Staaten zu umgehen, landen die Luxair-Maschinen nicht im Auftrag der Luxair in Johannesburg, sondern für das Konto ihrer Schwesterfirma, der am 12. März 1971 mit südafrikanischer Beteiligung gegründeten Luxavia.
Die auf Flüge und Urlaubsreisen in Südafrika spezialisierte Gesellschaft luxemburgischen Rechts Luxavia wird von Luxair-Generaldirektor Roger Sietzen persönlich geleitet. Vertriebsdirektor ist in der Regel der Vertriebsdirektor der Luxair. In guten Jahren beträgt der Umsatz der Luxavia ein Drittel des gesamten Luxair-Umsatzes.
Seit 1969 flog eine Boeing 707 von Luxemburg nach Johannesburg. 1984 sollte sie dann durch einen gebrauchten Airbus A 300 B4 ersetzt werden, und neuerdings bedient eine blau-weiße Boeing B 747 die einzige Langstrecken-Route von Luxair-Maschinen. Gleichzeitig führt die Luxair Urlaubsreisen nach

Südafrika in ihrem Katalog. Bis vor kurzem warb sie dafür mit zynischen Lügen wie: »*Du modernisme le plus sophistiqué à la tribu la plus primitive, l'Afrique du Sud assume ses contradictions avec bonheur.*« Luxavia wirbt aber auch eigenständig für Südafrika-Reisen. Und selbst die südafrikanische Fluggesellschaft SAA macht in Luxemburg Reklame für Urlaubsreisen in den Apartheid-Staat. Im Gegensatz zu anderen EG-Ländern verfügte die luxemburgische Regierung kein Embargo gegen Flugverbindungen oder gegen das Tourismus-Geschäft mit Südafrika.

## Mehr Cape- als einheimische Äpfel

Im Gegensatz zu beispielsweise Irland und Dänemark verhängte die luxemburgische Regierung auch kein Embargo gegen landwirtschaftliche Produkte aus Südafrika. Dabei ist es meist einfacher, Äpfel und Trauben aus Südafrika als solche aus Luxemburg in unseren Kaufhäusern und Lebensmittelgeschäften zu finden. Sie werden meist unter der Marke Cape verkauft. Südafrikanische Zitrusfrüchte, die seltener bei uns angeboten werden, tragen den Namen Outspan.

Teilweise aus Südafrika stammen auch Konservenananas der Marken Libby's und Del

**Südafrikanisches *Cape*-Obst**

Monte, Konservenheringe der Marke Pilchard sowie Konservenobst der Marken Gold Dish, Sun Dor und Singora. Südafrikanisch ist auch die Bonbon-Marke Rowntree's. Mit der südafrikanischen Tabakindustrie sind besonders die Zigarettenmarken Rothmans, Dunhill, Craven und Peter Stuyvesant verbunden. Verschiedene Supermärkte organisierten schon Südafrika-Wochen, um für Produkte aus dem Apartheid-Staat zu werben.

Eine Woche nach Aufhebung des Ausnahmezustands besuchte der südafrikanische Präsident Frederik de Klerk am 25. Oktober 1990 Luxemburg und warb für den Ausbau der nie unterbrochenen wirtschaftlichen Beziehungen. Obwohl die Apartheid noch nicht abgeschafft war, bescheinigte ihm Premierminister Jacques Santer über Tisch im Nobelrestaurant Clairefontaine eilig: »*Sie haben unsere Unterstützung, Herr Präsident, wohlwissend, daß die Versöhnung in Südafrika nicht über Nacht geschehen kann.*« Und so lange wollen die neuen Geschäfte nicht warten.

# Eine Großherzogin aus Cuba

In den fünfziger Jahren konnten sich neun von zehn cubanische Landarbeiter niemals Milch, Fleisch, Brot, Eier oder Fisch leisten. 600.000 Landarbeiter, 100.000 Zuckerrohrarbeiter, 200.000 Bauernfamilien, doppelt soviele wie Luxemburg Einwohner zählte, aßen Tag für Tag nichts als Reis und Bohnen. Jeder dritte Landarbeiter war von Würmern und anderen Parasiten befallen, jeder siebte hatte Typhus. Für 6 Millionen Cubaner gab es 6250 Ärzte und 98 Krankenhäuser, von denen 97 in den Städten waren. Ein Arztbesuch kostete ein Drittel eines Monatslohns, eine einfache Operation einen halben Jahreslohn. Von 1000 Kindern starben 40.

1953 waren 42 Prozent der Cubaner Analphabeten. 1958 hatten 600.000 Kinder keine Schule, während gleichzeitig 10.000 Lehrer arbeitslos waren. Nach der Volkszählung von 1953 waren drei Viertel aller Wohnungen über Land baufällig, 96 Prozent hatten keine Toiletten, 90 Prozent weder Wasser noch Elektrizität. (Ismael Zuaznábar: *»La economía*

**Die Lieblingsbeschäftigung des cubanischen Bürgertums vor der Revolution: Einsegnung eines Banktresors**

*cubana en la década del 50«*, La Habana 1986). Armut ist, wenn einem das Notwendigste zum Leben fehlt, schreiben José Luis Rodríguez und George Carriazo Moreno (*»Erradicacion de la probreza en Cuba«*, La Habana 1987). Sie ist das Ergebnis eines historischen Prozesses, bei dem die gesellschaftlichen Unterschiede durch Ausbeutung immer größer werden und den Reichtum an einem Ende und das Elend am anderen konzentrieren.

Die Reichen hatten die Armut nötig. Laut Arnaldo Silva (*»Cuba y el mercado internacional azucarero«*, La Habana 1975) war das Elend der Menschen geplant und organisiert. Um die Kosten der Zuckerproduktion niedrig zu halten, mußte ein Heer billiger Arbeitskräfte bereitstehen. Deshalb waren Massenarbeitslosigkeit und Hungerlöhne in den Städten nötig, durften keine neuen Industrien gegründet werden, die mit höheren Löhnen billige Zuckerrohrarbeiter abgeworben hätten. 1956/57 waren von 2,2 Millionen erwerbsfähigen Cubanern ein Drittel arbeitslos oder unterbeschäftigt. Viele fanden nur während einiger Wintermonate Arbeit, wenn Zuckerrohr geschnitten wurde, die restliche Zeit des Jahres nannten sie *»tiempo muerto«* — tote Zeit. Weit über die Hälfte der Cubaner waren durch keinerlei Sozialversicherung geschützt, wenn sie krank oder Opfer einer der zahlreichen Arbeitsunfälle wurden. Die glücklichen Versicherten hatten im Krankheitsfall Anspruch auf drei Tage Lohn im Monat und höchstens neun Tageslöhne pro Jahr. Hatte ein Versicherter einmal Anrecht auf etwas Geld, mußte er nicht selten zwei Jahre lang darauf warten. Die Mehrheit der 52 kleinen Pensionskassen betrogen ihre Mitglieder um ihre Beitragsgelder. Waren die Arbeiter zu alt um zu arbeiten, hatten sie keinerlei Einkommen mehr.

1957 verdiente über die Hälfte der Arbeiter in den Städten noch weniger als den Mindestlohn von 75 Pesos. 5 Prozent der Cubaner verdienten ein Viertel der Einkommen, während die Hälfte des Volkes nur 11 Prozent der Einkommen verdiente.

Um dieses Ausmaß an Ungerechtigkeit zu erhalten, bedurfte es einer blutigen Diktatur, die jedes Aufbegehren der Armen im Blut erstickte. Gestützt von den USA, die 90 Prozent der Bergwerke, 50 Prozent der Ländereien, 67 Prozent der Exporte und 75 Prozent der Importe kontrollierten, war Colonel Fulgencio Batista seit 1933 der *»starke Mann«* der Insel, der den Luxus der Reichen gegen die Armen verteidigte. *»Batista, qui n'a pas réussi à obtenir un second mandat en 1944, s'empare du pouvoir par un coup d'État en 1952. Le pillage et la corruption atteignent des sommets. Cuba devient le bordel de l'Amérique (en référence aux centaines de maisons closes fonctionnant à la Havane pour le plus grand plaisir des touristes nord-américains). La répression*

**Cubanische Familie vor der Revolution**

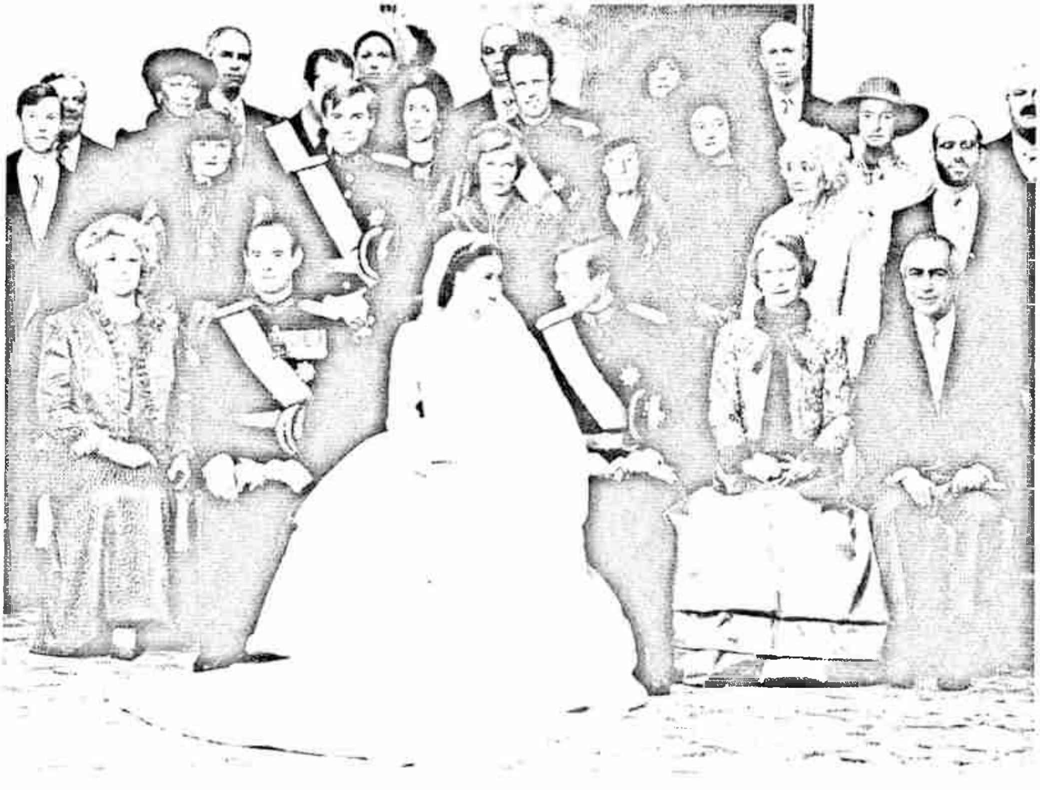
*sanglante qui suit ce coup de force de Batista fera 20.000 victimes en six années de dictature.«* (»*Cuba*«, *Autrement* 35/1989)

## Kein Reichtum ohne Armut

Zu jener kleinen Oberschicht, die Massenarmut und Diktatur brauchten, um immer reicher zu werden und inmitten des Elends und der 20.000 Toten ein luxuriöses Leben zu führen, gehörten José Antonio Mestre und Maria Teresa Batista Falla, die den Namen des cubanischen Diktators trug — rein zufällig, wie versichert wurde. Die Familie Mestre war mit Viehzucht und Plantagen reich geworden. 1953 waren laut Zuaznábar 35 Prozent des cubanischen Ackerlands Eigentum von 0,3 Prozent der Besitzer. Laut Francisco López Segrera (»*Cuba: capitalismo dependiente y subdesarrollado (1510-1958)*«, La Habana 1972) besaßen 1952 4,2 Prozent der Viehzüchter 42,2 Prozent allen Viehs.

Bank und Landwirtschaft waren eine häufige Kombination auf Cuba. Die Kredite der cubanischen Banken gingen 1940 zu 43,1 Prozent an die Plantagenbesitzer und zu 45,4 Prozent an den Importhandel, das heißt zu einem großen Teil für die Einfuhr von Luxusgütern für die Reichen (»*Lunes de Revolución*«, La Habana 1959). Es blieb also kaum Geld für die Modernisierung der inländischen Lebensmittelproduktion oder den Aufbau einer modernen Industrie. Dabei finanzierten sich die Zuckerproduzenten laut Zuaznábar zum großen Teil mit ihren eigenen Einnahmen. Und damit keine Drittperson an diesem Geschäft mitverdiente, gehörte José Antonio Mestre zu jenen Plantagenbesitzern, die immer mehr Bankiers wurden.

Einen Eindruck vom Vermögen der Familie in dem bettelarmen Land kann man sich machen, wenn man sich vergegenwärtigt, wieviel bereits die Vorkriegsgeneration Mestre laut einer offiziellen Biographie verschenken konnte: an die cubanische Stiftung gegen den Krebs, den Bau der katholischen Universität von Havanna, die Errichtung von Schulen, Spitälern und Kirchen und die Finanzierung des philharmonischen Orchesters von Kuba. Die Wohltätigkeit war eine wichtige Beschäftigung des cubanischen Bürgertums. »*In der Absicht, seine Privilegien zu rechtfertigen und in Einklang mit der christlichen Ethik der Nächstenliebe widmete es große Teile seiner Energie verschiedenen Organisationen, die heuchlerisch die großen sozialen Probleme, welche die Armen erdrückten, erleichtern sollten. Die vom Großbürgertum geübte Wohltätigkeit war nicht einmal vom Exhibitionismus und dem Charakter des „gesellschaftlichen Ereignisses" frei, das auch seine religiösen Praktiken bestimmte.«* (Rafael Duharte, Radamés de los Reyes: »*La Burguesia santiaguera*



**Cubanisch-luxemburgische Hochzeit bei Hofe, aus der Hochzeitsbroschüre des staatlichen Presse- und Informationsdienstes**

*(1940-1950)«*, Santiago de Cuba 1983)
Laut Duharte und de los Reyes war das gesellschaftliche Leben der reichen Oberschicht inmitten des großen Elends bestimmt von *»Privatschulen, Freizeitklubs, wirtschaftlichen, finanziellen kulturellen und Wohltätigkeitsvereinen, sowie von Zeitvertreiben wie Golfspielen, Reiten, Wassersport und anderen.«* Typisch gewesen für die cubanische Bourgeoisie sei *»ein Gefühl der Frustration, das sich vor allem durch ein mimetisches Verhältnis zur nordamerikanischen Gesellschaft ausdrückte«*. Bis zur Karikatur habe sie alles Nordamerikanische nachgeäfft und sich gegenüber dem cubanischen Volk wie eine *»fremde Kolonie«* verhalten.

## Vom cubanischen Geldadel zum europäischen Hochadel

Nach Sohn Antonio bekam die Familie Mestre am 22. März 1956 eine Tochter, der sie den Namen ihrer Mutter Maria Teresa gab. Wenige Wochen später verfügte Diktator Batista den Ausnahmezustand und die Pressezensur, weil sich die Proteste gegen sein Regime häuften.
Im Geburtsjahr von Tochter Maria Teresa landete heimlich ein Boot namens *»Granma«* an der Südküste Cubas. An Bord waren 81 Revolutionäre, darunter ein bekannter, kurz zuvor aus dem Gefängnis entlassener junger Anwalt namens Fidel Castro. Die Guerilleros zogen sich in das unwegsame Gebirge der Sierra Maestra zurück und nahmen den bewaffneten Widerstand gegen die Diktatur der Reichen auf.
Nach und nach fand der Kampf immer breitere Unterstützung in der Bevölkerung, und am 1. Januar 1959 hatten die Cubaner den Diktator verjagt. Tags darauf zogen die revolutionären Truppen unter Camilo Cienfuegos und Ernesto Che Guevara in die Hauptstadt Havanna ein.
Zusammen mit verschiedenen anderen Reformen unterzeichnete die neue Regierung am 17. Mai eine Landreform, die Land der Großgrundbesitzer an die armen Bauern verteilte. Das faßte die Familie Mestre, die es unter der Diktatur Batista auf Cuba durchaus ausgehalten hatte, als unfreundlichen Angriff auf ihren Lebensstandard auf und verließ noch im Oktober 1959 die Insel.
Da sie rechtzeitig genügend Geld ins Ausland geschafft hatte, lebte sie zuerst sechs Jahre komfortabel in New York. Das goldene Exil erwies sich allerdings als endgültig, denn trotz zahlreicher Versuche gelang es weder Exilanten noch CIA und Mafia, die cubanische Revolution und die Umverteilung des Reichtums rückgängig zu machen. Eine jahrzehntelange Wirtschaftsblockade der USA zwang Cuba im kalten Krieg in eine wachsende Abhängigkeit von der Sowjetunion, deren Zusammebruch das Land in seine schwerste Wirtschaftskrise stürzte.
1965 reisten die Mestres auf ihre Ländereien im spanischen Santander, wo sie sich einen Sommer lang aufhielten. Schließlich zogen sie dorthin, wo sie dem Geld am nächsten waren, in die Schweiz. Einige Jahre später nahmen sie die Nationalität ihres Geldes an, mit dem Bankier José Antonio Mestre handelte.
Tochter Maria Teresa wurde auf verschiedene kostspielige Schweizer Nobelschulen geschickt, ehe die Zwanzigjährige Mitte der siebziger Jahre die Genfer Universität besuchte. Dort lernte sie einen während zwei Jahren eingeschriebenen *»Henri de Clervaux«* kennen, der sich als Thronfolger des letzten Großherzogtums entpuppte. Es kam, wie es kommen mußte: Am 14. Februar 1981 heirateten die beiden. Nach dem Sturz des cubanischen Geldadels schickt sich die Großgrundbesitzertochter nun an, als kinderreiche Großherzogin eine unerwartete zweite Karriere im europäischen Hochadel zu machen.

# Entwicklungshilfe für das schlechte Gewissen

Das Interesse an der Dritten Welt veränderte sich nach dem zweiten Weltkrieg. Der neue Führer der westlichen Welt, US-Präsident Harry S. Truman, hatte zwei Jahre nach Erklärung des kalten Kriegs, 1949 die Welt offiziell in entwickelte und unterentwickelte Regionen eingeteilt und zur Entwicklung letzterer aufgerufen, worunter er auch die *»ordnungsgemäße politische Entwicklung«* verstand. Aus den *»Wilden«* und *»Eingeborenen«* der Kolonialzeit wurden in der Nachkolonialzeit *»Unterentwickelte«*. Nach der gescheiterten Invasion Cubas hielt US-Präsident John F. Kennedy 1961 und 1963 zwei große Reden vor dem Kongreß über die Notwendigkeit der Entwicklunghilfe und des Kampfs gegen den Sozialismus.

In die Entwicklungshilfe stieg auch das durch Entkolonisierung und Rückgang des religiösen Glaubens erschütterte Luxemburger Missionswesen ein, was schließlich zur teilweisen Verselbständigung der Entwicklungshilfe in katholischen Kreisen führte. Im Zeichen der Nächstenliebe begannen auch Pfadfinder, katholische Frauen- und Männervereine, Jungbauern, geistliche Orden und, nach der 68er Bewegung, kritische Christen Geld für den armen

*»Kühlschränke für Eskimos«*: **Inuit erhalten Kühlschränke und andere elektrische Haushaltsgeräte, 1965. Postkarte des British Museum.**

Süden zu sammeln.
Von sämtlichen staatlich anerkannten Entwicklungshilfevereinen (ONG) hat noch heute die Hälfte eine religiöse Ausrichtung. Und auch die Mehrheit der anderen läßt ihren ideologischen Ursprung im katholischen Missionswesen erkennen: Auch sie verhalten sich so, als ob im Süden Hilfsbedürftige wie unselbständige Kinder leben, die auf die väterlicher Fürsorge nicht mehr des weißen Missionspaters sondern des weißen Hungerhilfespenders angewiesen sind. Und daß die eigene Entwicklungshilfe bestenfalls das Leben von zwei Dutzend Menschen unter zwei Milliarden vorübergehend beeinflußt, ergibt nur in der christlich-mystischen Hinkehr zur einzelnen Seele einen zum Weitermachen animierenden Sinn.

## Entwicklungshilfe wird zur Staatsaffäre

Mit dem Ende der Kolonien änderte die Dritte Welt ihre strategische Bedeutung im kalten Krieg. Entwicklungshilfe sollte den Lebensstandard im Süden heben und so sozialistische Revolutionen in den ehemaligen Kolonien verhindern. Gleichzeitig sollte sie als Belohnung für jene Regimes gelten, die nicht ins Lager der gegnerischen Supermacht überliefen — so daß sie auch weitergezahlt wurde, wenn die lokalen Diktatoren sie umgehend auf ihre Schweizer Bankkonten überwiesen.
Auf diese Weise sollte der Zugang zu den billigen Rohstoffen und offenen Absatzmärkten im Süden abgesichert werden. Um die Kontrolle über diese Rohstoffe, die Rohstoffpreise und die Absatzmärkte langfristig zu behalten, konnten die reichen Industriestaaten kein uneingeschränktes Interesse daran haben, daß sich die *»unterwickelten«* Staaten auch tatsächlich zu selbständigen Volkswirtschaften entwickeln würden. So wurde Entwcklungshilfe auch eines der Mittel, um sich in die Politik der Empfängerländer einzumischen und sie wirtschaftlich abhängig zu halten. Der französische Philosoph Alexandre Kojève sprach von einer neuen Ära des *»gebenden Kolonialismus «* (Lutz Niethammer: *»Posthistoire«*, Reinbek 1989).
Wollten sich einzelne Länder trotzdem vom kapitalistischen Weltmarkt zurückziehen und sich um ihre eigene wirtschaftliche Entwicklung kümmern, half die CIA einen Putsch organisieren, wie im Iran (1953) oder in Chile, oder wurden die Länder, wie Ägypten oder Vietnam, militärisch angegriffen.
Unter diesen Bedingungen wurde Entwicklungshilfe eine politische und damit auch eine staatliche Angelegenheit. In den fünfziger Jahren betrieb der Luxemburger Staat keine Entwicklungshilfe. Das Staatsbudget vergab eine *»Participation au financement de mesures de coopération et d'actions de solidarité ou de secours internationales«*, deren Großteil bis 1956 für den Koreakrieg verwendet wurde. Daneben gab es einen geringen *»Subside à des sociétés de bienfaisance ou d'aide sociale luxembourgeoise ou d'autres associations luxembourgeoises en pays étrangers. — Subsides à des groupements coloniaux Luxembourgeois et à l'Association Luxembourgeoise pour les Nations Unies.«* 1958 wurde auf die Erwähnung der *»groupements coloniaux«* verzichtet.

# In schlechter Position

Die Wichtigkeit und Notwendigkeit einer raschen sowie spürbaren Hilfe der reichen Völker an die Entwicklungsländer wurde bereits so oft und so allseitig erörtert, daß alle weiteren Worte sich erübrigen müßten. Doch zwingen uns verschiedene Umstände, dieses Thema erneut anzuschneiden.

Vor etwas mehr als 8 Tagen versamm .en sich in London die Vertreter einer Reihe von westeuropäischen Staaten mit jenen der USA, Kanadas und Japans, um über den Stand, die Möglichkeiten und den weiteren Ausbau der Entwicklungshilfe zu beraten. Diese Zusammenkunft erfolgte im Rahmen des vor Jahresfrist gegründeten G.A.D. (Groupe d'aide au developpement).

Auf Grund der von der O.E.C.E. bereitgestellten statistischen Unterlagen läßt sich irgendwie das Ausmaß der geleisteten Hilfe ziffernmäßig errechnen. Desweiteren wird es möglich, festzustellen, welchen Prozentsatz seines Nationaleinkommens jedes Volk dieser Entwicklungshilfe opfert und wie sich auf dieser Basis die einzelnen Länder schließlich klassieren. Die letzten zur Verfügung stehenden derartigen Unterlagen stammen aus dem Jahre 1959. Es sei gleich hervorgehoben daß Luxemburg diesbezüglich nicl. .inmal in mittelmäßiger, sondern ausgesprochen schlechter Position erscheint.

Hier die entsprechende Tabelle, wobei die Gesamthilfe eines jeden Landes prozentual zu seinem Nationalprodukt ausgedrückt wird:

| | | |
|---|---|---|
| 1. | Frankreich | 2,6% |
| | Portugal | 2,6% |
| 3. | Niederlande | 2,2% |
| 4. | Belgien | 1,4% |
| | Deutschland | 1,4% |
| | Schweiz | 1,4% |
| 7. | Großbritannien | 1,1% |
| 8. | USA | 0,6% |
| 9. | Italien | 0,5% |
| 10. | Dänemark | 0,4% |
| | Schweden | 0,4% |
| 12. | Kanada | 0,3% |
| 13. | Luxemburg | 0,1% |
| 14. | Irland | 0,06% |

Nach Irland klassieren sich Norwegen und Oesterreich, deren Endsaldo aber negativ ist.

Insgesamt haben die vorbezeichneten Länder im Jahre 1959 an bilateraler (inkl. Exportsubventionen) und multilateraler Hilfe 6,834 Milliarden Dollar zur Verfügung gestellt. Bei einem Gesamtprodukt von über 782 Milliarden Dollar stellt diese Entwicklungshilfe im Durchschnitt lediglich 0,8% des „Nationalproduktes" dar!

Damit die bereitsgestellten Kredite jedoch irgendwie eine neue Entwicklungsphase in den ehemaligen Kolonialländern, um die es ja hauptsächlich geht, einzuleiten imstande wären, müßten sie wenigstens pro Jahr 1% unseres Gesamteinkommens erreichen. So meinen die amerikanischen Sachverständigen. Von europäischer Seite wurde dieser Prozentsatz auf das Doppelte, also 2% des Nationaleinkommens, geschätzt. Alfred Sauvy, der bekannte französische Demograph und Wirtschaftler, meinte letzthin, es müßten etwa 5% sein!

Wenn also die Experten selbst sich nicht vollends einig sind über die Höhe der jährlich erforderten Kredite, so bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß die augenblickliche Beteiligung so mancher Länder an der Entwicklungshilfe weit unter jenem Minimum von 1% liegt, das von allen als unumgänglich notwendig angesehen wird. Um nur dieses Niveau von 1% zu erreichen, hätte Luxemburg im Jahre 1950 etwa 9 mal mehr zur Verfügung stellen müssen als es tatsächlich gab. Statt 5 Millionen Dollar hätten es, bei einem Nationalprodukt von 4,3 Milliarden, rund 43 Millionen Dollar sein müssen!

Die Tatsache, daß andere Länder einen noch weniger hohen Anteil ihres Nationaleinkommens opfern, vermag uns nicht zu entschuldigen. Uebrigens gilt es bei einem derartigen Vergleich auch folgendes zu berücksichtigen: Irland verfügte im Jahre 1959 über ein Nationaleinkommen von lediglich 1,670 Milliarden Dollars, Norwegen über ein solches von 4,120 Mia.; in beiden Fällen haben wir es also mit einer Globalsumme zu tun, die sich unter dem Nationalprodukt Luxemburgs (4300 Millionen Dollar) bewegt. Oesterreich seinerseits verzeichnete 1959 ein Nationalprodukt von 5100 Mio. Dollar. Doch liegt die Einwohnerzahl dieses Landes wesentlich über derjenigen Luxemburgs — was auch auf Irland und Norwegen zutrifft —, so daß unser Durchschnittseinkommen pro Kopf der Bevölkerung immer noch weit höher zu stehen kommt als das der genannten Länder! Hd.

***Luxemburger Wort*, 06.04.1961**

Was der Staat ausgab, waren in erster Linie Beiträge an internationale Organisationen als Hunger-, Katastrophen- und Flüchtlingshilfe, vor allem für europäische Flüchtlinge des zweiten Weltkriegs. Es besteht eine reelle Gefahr, daß nach dem Ende des kalten Kriegs und dem Scheitern der Entwicklungsprojekte das Interesse an der Dritten Welt sich heute, wie in den fünfziger Jahren, wieder auf Hunger-, Katastrophen.- und Flüchtlingshilfe beschränken wird, vor allem für europäische Flüchtlinge, diesmal des Ex-Ostblocks.

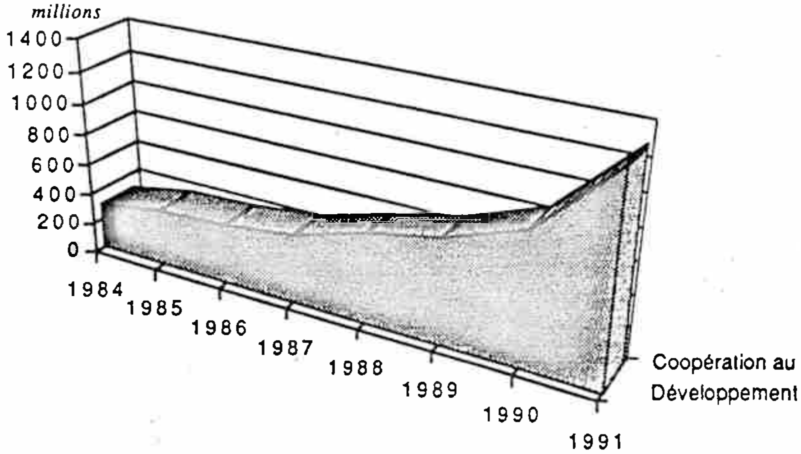
## Das 0,7-Prozent-Versprechen

Erst 1959 tauchte der Begriff der Entwicklungshilfe im Staatsbudget auf, und zwar als 150.000 Franken für den *»Fonds spécial des Nations Unies pour le développement des pays sous-développés«*. Nach Kennedys Aufforderung bewilligte die Regierung 1963 umgehend eine *»Assistance technique pour le développement des pays sous-développés. — Cours et stages. — Dèpenses et subsides«*, die ersten Mittel, die nicht an eine internationale Organisation, sondern direkt in die Dritte Welt gehen sollten, vor allem als Ausbildungshilfe für afrikanische Krankenpfleger.
Und 1966 gab sie erstmals 2,5 Millionen als *»Assistance bilatérale aux pays en voie de développement (Rwanda)«* aus.
Von 1967 bis 1969 wurden die Kredite für das UNO-Programm PNUD und drei EG-Fonds innerhalb von zwei Jahren von 8,1 Millionen auf 24,0 Millionen verdreifacht. Aber das genügte nicht. Unter dem Druck der Entwicklungsländer aber auch der westlichen Verbündeten verpflichtete sich auch die Luxemburger Regierung 1969 vor den Vereinten Nationen, den Anteil ihrer staatlichen Entwicklungshilfe bis 1980 auf 0,7 Prozent des Bruttosozialprodukts (BSP) zu erhöhen, also der Summe aller im Land produzierten Waren und Dienstleistungen. Zwar stieg die Entwicklungshilfe von 49 Millionen 1970 auf 279 Millionen 1980, doch machte sie 1980 immer nur 0,2 Prozent des BSP aus. Damit wies Luxemburg einen der niedrigsten Prozentsätze aller reichen Industriestaaten auf. Selbst zehn Jahre später, 1990, machte die Entwicklungshilfe immer noch 0,2 Prozent des BSP aus.
Bis auf wenige Ausnahmen beschränkt sich die Entwicklungshilfe aus Luxemburg auf soziale Einrichtungen, wie den Bau oder die Unterstützung von Schulen, Gesundheitszentren, Wohnhäusern oder die Trinkwasserversorgung. Ab und zu wurde die landwirtschaftliche Eigenversorgung von Dorfgemeinschaften unterstützt. Projekte zur wirtschaftlichen Entwicklung im ursprünglichen Sinn des Worts wurden keine gefördert.
Durch die Stahlkrise 1975 wurde die Luxemburger Außenhandelsbilanz defizitär. Gleichzeitig wuchs der Weltmarkt rascher als die Weltproduktion: Der Konkurrenzkampf um die Exportmärkte verschärfte sich also. So wurde Entwicklungshilfe *»coopération«* genannt und zum Mittel, um in die Dritte Welt zu verkaufen: In der Regierungserklärung der CSV/DP-Koalition, die dem Außenministerium den neuen Namen *»Ministère des affaires étrangères, du commerce extérieur et de la coopération«* gab, hieß es am 24. Juli 1979: *»Le Gouvernement s'efforce cependant aussi à insérer notre politique de coopération au développement dans le cadre plus large de nos relations économiques avec les pays en voie de développement qui sont aujourd'hui déjà et deviendront plus encore demain pour nous d'importants partenaires commerciaux et économiques.«*

***»Entwicklungshilfe«*: Das große, weiße, bekleidete Kind schenkt dem kleinen, schwarzen, nackten Kind eine Zigarette, Titelseite von *L'Illustration Congolaise*, 01.11.1934**

Und am 7. November des gleichen Jahrs dozierte Außenminister Gaston Thorn vor dem Parlament: *»Après de multiples contacts, analyses, expériences, nous sommes aujourd'hui d'avis — et si je dis nous, j'y inclus nos exportateurs — que les régions suivantes méritent prioritairement notre attention au point de vue commerce extérieure: l'Extrême Orient (Chine, Japon, Corée du Sud), les 5 pays de l'ASEAN, l'Afrique du Nord et de l'Ouest (certains pays), l'Amérique Centrale et les Caraïbes.«* Der Erfolg auch dieser großspurig angekündigten Politik hielt sich übrigens in engen Grenzen: Der Anteil der Exporte nach Afrika, Asien und Amerika ohne USA an den Luxemburger Gesamtausfuhren stieg zwischen 1979 und 1990 von 7,5 Prozent auf 7,7 Prozent...
Um die Exportwirtschaft zu unterstützen, wollte die Regierung auch nicht mehr ihre Beiträge an die anonymen internationalen Fonds erhöhen sondern lieber bilateral spenden, so daß die Empfängerländer merkten, daß das Geld aus Luxemburg kam und eventuell auch gedrängt wurden, dafür Luxemburger Waren zu kaufen. Insbesondere in den achtziger Jahren verstand das mit dem Wirtschaftsministerium personenidentische Außenministerium Entwicklungshilfe in erster Linie als Entwicklungshilfe für Luxemburger Firmen, denen mit Staatsmitteln Exportaufträge in die Dritte Welt besorgt wurden, ob für Palmölpressen der Usine de Wecker oder Konstruktionsmaterial der Commercial Hydraulics, ob für Goodyear-Reifen in die Türkei oder Luxlait-Material nach Tunesien.

L'EVOLUTION DE LA COOPERATION AU DEVELOPPEMENT 1984-1991




**Aus dem Rechenschaftsbericht des Entwicklungshilfeministeriums, März 1992**

# Die ONG-Politik

1982 wurde ein gesetzliches Statut für Entwicklungshelfer geschaffen, das durch das Gesetz vom 13. Juli 1989 reformiert wurde und sowohl staatliche Entwicklungshelfer wie staatliche Zuschüsse für Entwicklungshelfer von Privatorganisationen vorsieht. Im Budgetbericht des Außenministeriums hieß es im September 1983: *»L'assistance technique (...) constituera en ordre principal une mesure d'accompagnement à la mise en route de grands projets de coopération et permettra à de jeunes Luxembourgeois de passer une ou plusieurs années dans le Tiers Monde aux services d'organisations internationales, comme l'UNESCO, ou d'organisations non gouvernementales luxembourgeoises.«* Und im Februar 1986: *»Dans l'ensemble, 2 agents de la coopération, 6 coopérants et 15 religieuses et religieux ont bénéficiés, l'année passée, des dispositions...* « 1990 bekamen vier staatliche Entwicklungshelfer auf den Kapverdischen Inseln, im Zaire und in Costa Rica ein Gehalt, eine Aufenthaltsentschädigung und ein Flugticket aus Luxemburg bezahlt. Für zehn Entwicklungshelfer von Privatorganisationen übernahm das Ministerium die Sozialversicherung, das Flugticket und eine Wiedereingliederungsprämie. Am stärksten vertreten waren wieder die kirchlichen Entwicklungshelfer, von denen fünfzehn staatlich unterstützt wurden.
Nach den Wahlen von 1984 stimmte die neue CSV/LSAP-Mehrheit die drei Gesetze vom 17. Dezember 1985, durch die Privatspenden über den *»Fonds d'aide au développement«* an staatlich anerkannte Entwicklungshilfevereine (organisations non gouvernementales — ONG) von den Steuern abgesetzt werden können und Projekte dieser Vereine staatliche Zuschüsse erhalten können. Die staatliche Entwicklungshilfe wurde zudem im *»Fonds de la coopération au développement«* konzentriert. Inbesondere das System der gemischten Finanzierung von Privatprojekten mit staatlichen Zuschüssen sollte einen beachtlichen Erfolg kennen: Über fünfzig Vereine haben sich bis heute eintragen lassen, um Geld für eine Schule, ein Krankenhaus oder einen Dorfbrunnen in Afrika, Asien oder Lateinamerika zu sammeln und dann einen Zuschuß vom Staat und eventuell auch noch der EG zu erhalten. Auf diese Weise wurden 1989 106 Projekte in einem Gesamtwert von 86,5 Millionen gestartet, 1990 waren es 128 Projekte in einem Gesamtwert von 107,9 Millionen.
Für den Staat hat dies zudem den Vorteil, daß durch Privatspenden die Luxemburger Entwicklungshilfe in den internationalen Statistiken aufgebauscht wurde und ein wesentlicher Teil der Entwicklungshilfearbeit von unbezahlten Freiwilligen idealistischer Vereine geleistet wurde. Diese insbesondere von der LSAP der deutschen SPD nachempfundene Politik hatte außerdem die Nebenwirkung, die Drittweltorganisationen in die staatliche Entwicklungshilfepolitik einzubinden und sie mittels Personal- und Infrastrukturzuschüssen sogar teilweise abhängig zu machen. Dadurch waren die Vereine natürlich versucht, ihre Kritik an der diplomatischen *»Realpolitik«* der Regierung gegenüber der Dritten Welt zu dämpfen und stattdessen ihre ganze Energie ins Projekt-Management zu investieren, nach einem komplizierten Punktesystem Subventionen für ihre Aktivitäten zu sammeln und Projekte mit möglichst hohen Staats- und EG-Zuschüssen zu *»montieren«*. Von dem Fleiß der einzelnen Vereine, der Größe und der Freundschaft der Empfängerländer mit den USA sowie von historischen Beziehungen aus der Kolonial- und Missionszeit hängt es ab, welche Länder bevorzugt Entwicklungshilfe aus Luxemburg bekommen. An der Spitze stehen Indien, Burkina-

Faso, Peru, Chile, Equator, Zaire, Rwanda, Senegal, Kolumbien und die Elfenbeinküste. Es sind größtenteils Länder, die überhaupt die meiste Entwicklungshilfe aus den reichen Industrieländern erhalten — und deren Prokopfeinkommen in den letzten dreißig Jahren trotzdem nicht gestiegen ist. Nicht selten orientiert sich die Art der Projekte weniger an den dringendsten Bedürfnissen der Menschen im Süden als an den gerade bei den Luxemburger Entwicklungshilfevereinen beliebten Modethemen: augenblicklich vor allem Projekte zum Umweltschutz und zur Frauenförderung.
Mit Mitteln der Europäischen Gemeinschaft und des Staats unterhält die Action Solidarité Tiers Monde seit 1982 das Centre d'information Tiers Monde (CITIM), das Bücher, Zeitschriften, Ton- und Bildmaterial über die Dritte Welt sammelt und zur Verfügung stellt und auf 39, rue du Fort Neipperg in der Hauptstadt untergebracht ist.

## Das Scheitern des Entwicklungsmodells

Doch während die gesetzlichen Instrumentarien für die Entwicklungshilfe ausgebaut wurden, bleiben die Ziele der staatlichen und der privaten Entwicklungshilfe meist unklar. Zumindest die Regierung scheint unausgesprochen an einer liberalen Modernisierungstheorie der sechziger Jahre festzuhalten, laut der die Länder in Afrika, Asien und Lateinamerika mit etwas Unterstützung eine dem Norden vergleichbare Industrialisierung nachholen können, um zumindest theoretisch irgendeinmal so zu leben, zu arbeiten und zu konsumieren wie wir — was drei Milliarden Autos, 400 Millionen Tonnen Fleisch, 40 Milliarden Megawattstunden Strom und 12 Milliarden Tonnen Öl pro Jahr nötig macht. Am 19. Oktober 1977 hatte Außenminister Gaston Thorn das Parlament gewarnt: *»Par ailleurs, les pays en voie de développement seront de plus en plus en mesure de vendre bientôt dans le monde entier des produits fabriqués en ayant acquis nos expériences, la technologie voire le „know-how" que nous leur avons communiqués.«* In ihrem Bericht zur UNCED-Konferenz 1992 in Rio de Janeiro bekannte sich die Regierung plötzlich zum *»sustainable development«*, worunter sie offensichtlich eine auf die absoluten Mindestbedürfnisse ausgerichtete Billigversion von wirtschaftlicher Entwicklung für die Dritte Welt verstand, ohne die eigene Profit- und Konsumgesellschaft in Frage zu stellen.
Heute sieht kein Politiker mehr in der wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit eine *»Gefahr aus dem Süden«*. Als solche werden eher Flüchtlingsströme, selbstgemachte Atomraketen und Regenwaldrodung angesehen. Doch Regierung wie Entwicklungshilfeorganisationen weigern sich

**Extranummer von *Brennpunkt Drett Welt* über die Förderung von Ölpalmenplantagen in Ecuador**

scheinbar, praktische Konsequenzen daraus zu ziehen, daß sämtliche Entwicklungsmodelle spätestens in den achtziger Jahren endgültig gescheitert sind: In vielen afrikanischen Ländern ist das Massenelend größer als vor zehn oder zwanzig Jahren, in den meisten südamerikanischen Ländern blieb die Massenarmut unverändert oder wurde durch Schuldenkrise und Austeritätsdiktat des Internationalen Währungsfonds noch vergrößert, mit Ausnahme der als antikommunistische Bollwerke ausgebauten Halbstaaten Südkorea und Taiwan und der Städte Hongkong und Singapur, hat sich in Asien der Lebensstandard der Massen nicht verbessert.
Aber vielleicht dient die ohnehin immer nur als *»Tropfen auf den heißen Stein«* bezeichnete Entwicklungshilfe gar nicht der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Länder im Süden. Vielleicht soll sie nur im Norden das schlechte Gewissen der *Cactus*-Konsumenten gegenüber den Hungernden in der Welt freikaufen, von den Ursachen derer Not und davon ablenken, daß in den achtziger Jahren als Kreditzinsen mehr Geld vom armen Süden in den reichen Norden geflossen ist als umgekehrt, und daß nicht Almosen sondern eine neue Weltwirtschaftsordnung nötig sind.

# Ein Denkmal für Präsident Bagaza

## Luxemburgs zweifelhafte Beziehungen zu einem der ärmsten Länder der Erde

Das kleine ostafrikanische Burundi ist eines der ärmsten Länder der Erde. Laut Weltbank liegt die Lebenserwartung in Burundi bei 47 Jahren (Luxemburg: 75 Jahre), die Hälfte aller Erwachsenen sind Analphabeten, die Kindersterblichkeit beträgt 10,7 % (Luxemburg: 0,7 %), das Bruttosozialprodukt pro Einwohner macht 210 Dollar aus (Luxemburg: 28.730 Dollar). Während die Bevölkerungsdichte bei 193 Einwohner pro Quadratkilometer liegt (Luxemburg: 148), verhindern der seit Jahren fallende Weltmarktpreis für das Hauptexportgut Kaffee, Schuldenkrise, Monokultur, verkehrstechnische Abgeschiedenheit und ethnische Konflikte eine wirtschaftliche Entwicklung.
Die Beziehungen zwischen Luxemburg und dem elfmal größeren ostafrikanischen Land sind bereits jahrzehntealt. Während der Kolonialzeit lebten meist einige Dutzend Luxemburger Kolonisten und Missionare in der bis zum ersten Weltkrieg deutschen und danach belgischen Kolonie Ruanda-Burundi.
Als die Luxemburger Regierungen das Missionswesen zur Entwicklungshilfe umzubauen begannen, wurde Burundi ab 1974 aufgrund der traditionellen Beziehungen zu einem auserwählten Objekt Luxemburger Entwicklungshilfe. Und dies obwohl die zuerst von der belgischen Kolonialherrschaft und danach von ausländischem Kapital unterstützte, seit dem 15. Jahrhundert herrschende Tutsi-Elite 1972 soviele Hutu-Einwohner umbringen ließ, wie Luxemburg Einwohner zählte. Der CSV-Europadeputierte und Präsident der Action familiale et populaire, Nic Estgen, wurde burundischer Ehrenkonsul in Luxemburg. Der Luxemburger Staat stellte Geld bereit, damit Bauern ihre Häuser selbst bauen können und finanzierte eine Palmölmühle als Geschäft für die Usine de Wecker.
1976 stürzten junge Offiziere unter Leutnant-Colonel Jean-Baptiste Bagaza das Regime, nahmen eine Landreform vor, erlaubten wieder die Gewerkschaften und unternahmen mutige Schritte, um die Unterdrückung der Hutu-Bevölkerungsmehrheit (85 %) zu beenden. Alles Maßnahmen, gegen die sich die, als Stütze des Kolonialregimes aufgebaute katholische Kirchenhierarchie wehrte, die dem Hutu-Volk sogar das Trauern an seinen anonymen Massengräbern untersagt. Daraufhin wurden mehrere Geistliche verhaftet, worüber die *Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek* am 20. August 1985 berichtete. Eine Woche später schickte Ehrenkonsul Nic Estgen einen Brief an den burundischen Botschafter in Brüssel und klagte: »*Le Parti Communiste polémise actuellement sur notre scènce politique contre moi au sujet de prétendues arrestations et déportations de prêtres et de missionaires ainsi que de l'emprisonnement de l'Archevêque de Gitega, Monseigneur Joachim Ruhuna.*« Am 30. August antwortete die Botschaft, daß die Kirchenhierarchie durch eine unsinnige Gottesdienstordnung den Arbeitsrhythmus der Leute sabotiere und immer mehr Einfluß auf das Schulwesen zu gewinnen suche.

## Der Kampf des LSAP-Staatssekretärs gegen die Trennung von Kirche und Staat

Zum Höhepunkt der Beziehungen zwischen Burundi und Luxemburg sollte es im Februar 1986 kommen, als der 1982 in allgemeinen Wahlen bestätigte Präsident Bagaza nach Luxemburg kam — zu einem »*Arbeitsbesuch*«, nicht zu einem Staatsbesuch, wie es sich für ein Staatsoberhaupt gehört. Doch Kirchenkreise in Belgien und Luxemburg stellten den Widerstand der Kirchenhierarchie gegen soziale Reformen und die beginnende Trennung von Kirche und Staat in Burundi als Unterdrückung der Religionsfreiheit dar. Und plötzlich sah sich Staatssekretär Robert Goebbels (LSAP) auserwählt, die burundischen Bischöfe gegen die soziale Reformregierung Bagazas in Schutz zu nehmen.
»*Le pain ne suffit pas, il y a aussi la spiritualité*«, predigte er Präsident Bagaza bei dessen Besuch. In einem offenen Brief an verschiedene klerikale Organisationen hatte er schon zuvor gehässig versichert, daß die Luxemburger Entwicklungshilfe nicht für den sich als Gast in Luxemburg aufhaltenden, gewählten Präsidenten, sondern nur für das Volk von Burundi bestimmt sei. Und außerdem habe sich der burundische Präsident selbst

**Präsident Jean-Baptiste Bagaza bei seiner Ankunft am 26. Februar 1986 auf Findel mit Premierminister Jacques Santer und Staatssekretär Robert Goebbels**

eingeladen. Er tat so, meinte der burundische Außenminister, *»comme si nous étions des hôtes encombrants que le Grand-Duché n'accueille que par pitié et non pas par esprit de coopérant.«*
Bis dahin hatte die Regierung sich schon mit Diktatoren aller Herren Länder aufgehalten, ohne ein unfreundliches Wort über Menschenrechte zu riskieren. Insbesondere mit der Rassistendiktatur in Südafrika hatte sie über Findel und Bankenplatz jahrelang privilegierte Wirtschaftsbeziehungen unterhalten, ohne sich um Menschenrechte zu scheren. So daß sich Goebbels' Mut vor allem dadurch erklärte, daß das gesamte Bruttosozialprodukt der 5,4 Millionen Burunder fast sechsmal niedriger ist als dasjenige der 0,4 Millionen Luxemburger. Die unter nationalen Minderwertigkeitsgefühlen leidende Regierung war also froh, endlich eine noch ohnmächtigere weil ärmere Drittwelt-Regierung gefunden zu haben, der gegenüber sie für eine Handvoll Entwicklungshilfe die weißen Herren herauskehren und sie schulmeistern konnte.
Aber sie hatte die Rechnung ohne Präsident Bagaza gemacht, der am 26. Februar die versammelte Regierung mit allen Höflingen und Geschäftemachern während einer geschlagenen Stunde beim Staatsbankett warten und ihr dann mitteilen ließ, daß er die Veranstaltung aus Protest platzen ließ.
Der Besuch wurde abgebrochen, ohne daß das angeblich fürs Volks und nicht für den Präsidenten gedachte Entwicklungshilfeabkommen unterzeichnet worden wäre. Ein meterlanges Holzfries, das der Präsident als Staatsgeschenk mitgebracht hatte, lag monatelang im Sitzungssaal der Regierung auf einem Sofa herum, ohne daß es jemand aufhängen oder wegschaffen wollte. Insbesondere *Luxemburger Wort* und *tageblatt* stellten den burundischen Präsidenten als undankbaren Bettler aus der Dritten Welt dar.
Hin- und hergerissen zwischen den Bischöfen und seinem Ehrenkonsultitel kehrte vier Wochen später der CSV-Europadeputierte Nic Estgen aus Burundi zurück und erklärte, Berichte über Menschenrechtsverstöße in Burundi seien *»übertrieben bis unrichtig«*, was er dann wenige Monate später so wieder nicht gemeint haben wollte.

## Bilaterale Beziehungen unter positivem Stern

Präsident Bagaza, der sicher ein Denkmal gegen Rassismus und Neokolonialismus in Luxemburg verdient hat, wurde während eines Auslandsaufenthalts im September 1987 von Armeemajor Pierre Buyoya gestürzt. Daraufhin wurde Burundi rasch wieder *»normalisiert«*: Im August 1988 kamen zwischen 5000 und 20.000 Menschen, im November 1991 weitere Hunderte von Menschen bei Massakern an der Tutsi-Elite und militärischen Strafaktionen gegen die Hutu-Mehrheit

ums Leben, 250.000 Menschen leben in Nachbarländern im Exil. Der Internationale Währungsfonds diktierte Abwertungen, Preiserhöhungen, Privatisierungen und Austeritätspolitik, während die Kaffeepreise beständig fallen. Und die Bischöfe in Burundi wurden wieder ebenso zufriedengestellt wie in Luxemburg, wo die CSV/LSAP-Regierung mit dem Gesetz vom 16. November 1988 die Dispens vom Religionsunterricht weitgehend abschaffte.
Am 4. Dezember 1989 unterzeichnete die Luxemburger Regierung das neue Entwicklungshilfeabkommen, das sie Präsident Bagaza verweigert hatte, 1990 reiste eine Luxemburger Delegation nach Burundi. Als der damalige Außenminister Cyprien Mbonimba am 21. Januar 1992 nach Luxemburg kam, titelte die Luxemburger Bischofszeitung: *»Bilaterale Beziehungen zwischen Luxemburg und Burundi unter positivem Stern«*. Sechs Wochen später wurde Mbonimba unter dem Vorwurf eines Putschversuchs verhaftet. Sein Nachfolger, der ehemalige Innen- und Polizeiminister Libère Bararunyeretse, hörte sich am 14. Juli 1992 wieder geduldig im Luxemburger Außenhandelsministerium an, wie LSAP-Staatssekretär Georges Wohlfart ihn über den Respekt der Menschenrechte schulmeisterte. 24 Stunden später wurden in Bujumbura drei Hutu-Gegner des autoritären Regimes zum Tode verurteilt.

## Botschafter und Ehrenkonsule

Luxemburg unterhält nur wenige Botschaften in den Ländern der Dritten Welt. Die einzige mit einem vor Ort residierenden Botschafter ist in China. Daneben gibt es einen Botschafter für Südkorea mit Residenz in der Luxemburger Botschaft in Tokyo, für Mexiko mit Residenz in der Luxemburger Botschaft in Washington und für die Mongolei mit Residenz in der Luxemburger Botschaft in Moskau.
Von Drittweltländern unterhalten nur China und die Türkei Botschaften in Luxemburg. Die meisten anderen Länder lassen sich durch ihre Botschaften in Belgien, vereinzelt auch in den Niederlanden vertreten.
Eine Reihe von Entwicklungsländern haben Luxemburger Geschäftsleute, Anwälte und Politiker zu Ehrenkonsulen ernannt, um die geschäftlichen Beziehungen und den Tourismus zu fördern. Zu den Ehrenkonsulen gehören Politiker, wie der CSV-Europaabgeordnete Nicolas Estgen (Burundi), der CSV-Nachwuchspolitiker Laurent Mosar (Marokko), der LSAP-Abgeordnete Robert Angel (Kapverden), der Direktor der Industriellenföderation Lucien Jung (Tunesien) und andere Geschäftsleute, wie Charles Kieffer (Burkina Faso), Paul Thilges (Mali), Fernand Robert Liberman (Sri Lanka) und Gaston Schwertzer (Nicaragua).
Weitere Länder der Dritten Welt, die Ehrenkonsulate in Luxemburg unterhalten, sind Barbados, Brasilien, Costa Rica, Djibouti, Elfenbeinküste, Honduras, Indonesien, Jordanien, Komoren, Liberia, Mexiko, Niger, Panama, Peru, Philippinen, Senegal, Südkorea, Thailand und Togo.

# Die afrikanischen Luxemburger von den kapverdischen Inseln

Die Kapverdischen Inseln vor der Küste Westafrikas haben etwa so viele Einwohner wie Luxemburg. Durch den Raubbau der portugiesischen Kolonisten und Sklavenhalter im 16. Jahrhundert wurde das einst *»grüne Kap«* weitgehend in eine Steinwüste verwandelt, wo es immer wieder zu dramatischen Dürren und Hungersnöten kommt, die letzte 1968. So daß es heute zu einem Lieblingsobjekt Luxemburger Entwicklungshilfe geworden ist.
Mitte des 19. Jahrhunderts, wo Zehntausende Luxemburger in die USA auswanderten, begannen auch ungezählte Kapverdianer Arbeit und Brot im Ausland zu suchen. Heute leben doppelt so viele Kapverdianer außerhalb des Landes wie auf den Kapverden.
In dem Buch *»Di nos... Nous, des Capverdiens au Luxembourg«* von Charles Laplanche und Michel Vanderkam erzählen Einwanderer von ihrer Jugend auf den kapverdischen Inseln: *»La maison, on l'a construite avec des amis. Nos conditions de logement? On avait de la paille, pas de télévision. Mais on a tout fait nous-mêmes.«* (S. 52) *»Avant d'aller à l'école, je me levais à cinq heures et je donnais à manger aux animaux ou j'allais creuser des canaux d'irrigation. Dans les pays secs, dès qu'il y a une source d'eau, il faut en profiter au maximum.*

**Foto von Charles Laplanche aus Charles Laplanche, Michel Vanderkam: *»Di nos... «*, Luxemburg, 1991**

*Après tout ça, j'allais à l'école. Je marchais 3 à 4 km pour y aller. C'était pénible, à pieds nus, dans la montagne.«* (S. 50)

*»Je me rappelle bien qu'en 1967, les troupes portugaises ont débarqué parce que la guerre s'accélérait en Angola. Je me rappelle des tous ces soldats. Comme enfants, j'adorais voir défiler ce monde en armes. C'était un monde fantastique pour moi. En mêne temps, j'ai d'autres souvenirs plus tristes, comme ces soldats qui déchargeaient leur haine sur la population. Il y avait souvent des abus corporels contre les femmes. Ils battaient les hommes.«* (S. 46)

Mit der durch Unterentwicklung, Diktatur und Kolonialkriege verursachten portugiesischen Immigration in den sechziger Jahren kamen Einwanderer aus der portugiesischen Kolonie Kapverden nach Luxemburg. Weil sie die einzigen Einwanderer aus der Dritten Welt im Großherzogtum waren, schloß die Regierung ein rassistisches Abkommen mit der Diktatur in Portugal, worin diese sich verpflichtete, nur noch weiße Arbeitskräfte nach Luxemburg zu schicken. Die Auswanderung war zeitweilig ein wichtiges Mittel für die faschistische Diktatur, um Devisen zu beschaffen und die soziale Frage zu exportieren.

In Luxemburg war die kapverdianische Einwanderung ein Mittel, um billig die unterste Stufe des nach Geschlecht und Nationalität hierarchisierten Arbeitsmarktes zu besetzen: *»Les travaux que nous faisons sont ceux que les Luxembourgeois ne veulent plus faire. Les travaux de canalisation par exemple, ils trouvent que c'est très dur et très sale. Mais nous, nous devons les faire parce que nous sommes venus ici pour travailler et gagner un peu d'argent.«* (S. 74)

*»Le travail est très dur. Quand je suis arrivée, je pesais cinquante trois kilos et six mois après je n'en pesais que trente sept. A quatre heures, par exemple, j'avais six seaux de fourchettes et de cuillères à laver à moi toute seule. Au Cap-vert, je n'avais pas l'obligation de travailler comme ça.«* (S. 76)

Für die Kapverdianer brachte die Etablierung in Luxemburg große kulturelle Veränderungen. Mit den ersten Erfolgserlebnissen, der ersten anständigen Wohnung, der Ankunft des Ehepartners oder der Kinder und ein wenig Konsum färbte auch die luxemburgische Lebensweise ab. Pünktlickeit und Stress diktieren den Lebens- und Arbeitsrhythmus.

*»Le travail, ce n'est pas la même chose que chez nous. Ici, si on a quelque chose à faire, on n'a pas le droit de manquer un jour de travail. Ici, si on manque seulement un jour et qu'on arrive après sur le chantier, on a des problèmes avec le chef. Trois jours après, tu es dehors. Au Cap-vert, on peut manquer une journée, si on dit pourquoi.«* (S. 80)

Die Solidarität weicht Individualismus und Konkurrenzdenken, die Frauen und Kinder lassen sich immer weniger von den männlichen Haustyrannen einschüchtern. *»La solidarité change une fois qu'on arrive au Luxembourg. Au Cap-Vert, on était tous pauvres. Ici, on continue à être pauvres, mais des pauvres qui ont un peu plus d'argent dans la poche. Alors, on commence à se créer un peu d'illusions, d'imagination. Si tu arrives chez un Capverdien, ici au Luxembourg, il te donnera à boire et à manger, mais pas comme au Cap-Vert. Ici, on a plus mais au Cap-Vert, on t'offrirait plus encore.«* (S. 120)

Trotzdem versuchen die Kapverdianer in der Familie, im Bekanntenkreis oder in Musikgruppen ihre lebenslustige afrikanische Art zu feiern, zu musizieren und zu tanzen, nicht von dem ganzjährigen Allerheiligenwetter kaputt machen zu lassen. Aber Schwierigkeiten mit der eigenen Identität bleiben nicht aus: *»Les jeunes disent souvent qu'ils ne sont ni Capvediens, ni Luxembourgeois, ni Européens, ni Africains. C'est un problème qui naît quand ils commencent à aller à l'école. Ils y sont éduqués de façon tout à fait différente de ce qu'ils connaissent à la maison. Une fois sortis de l'école, il y a le mélange avec d'autres nationalités. A la maison, le père parle créole. L'enfant se demande dans quel monde il se trouve. Beaucoup d'enfants se posent la question de savoir ce qu'est le Cap-Vert et manifestent leur révolte, comme les autres.«* (S. 90)

Heute leben über 4000 Kapverdianer in Luxemburg. Unter anderen weil sie als Nicht-EG-Mitglieder bei der Sozialversicherung, Reisefreiheit und in anderen Fragen zusätzlich benachteiligt werden, haben etwa 500 von ihnen inzwischen die Luxemburger Nationalität angenommen. Denn nachdem die Kapverden 1975 durch den Befreiungskampf unter dem revolutionären Volkshelden Amilcar Cabral unabhängig geworden waren, ließen sich die eher auf Doppelbesteuerungsabkommen für Banken versessenen Luxemburger Regierungen fast zwei Jahrzehnte Zeit, um ein bilaterales Abkommen über Rentenversicherung, Kindergeld u.a. mit den Kapverden wirksam werden zu lassen (cf. S.142).

Denn im *»Luxemburger Modell«* bekommen Arbeitsimmigranten noch weniger etwas geschenkt als andere. Das diskriminatorische Schulsystem macht ihnen schwer zu schaffen: *»On a des problèmes avec les enfants à l'école, parce qu'on ne sait pas leur expliquer ce qu'ils apprennent. On ne connait pas le luxembourgeois et s'ils ont une dictée à faire, on ne peut pas les aider. Ma fille m'a demandé de lui acheter une bande magnétique pour étudier. On a des difficultés avec l'école des enfants parce que la langue est difficile. Il n'y a personne qui puisse nous expliquer ce que nous ne comprenons pas. A l'école, personne ne nous aide.«* (S. 156)

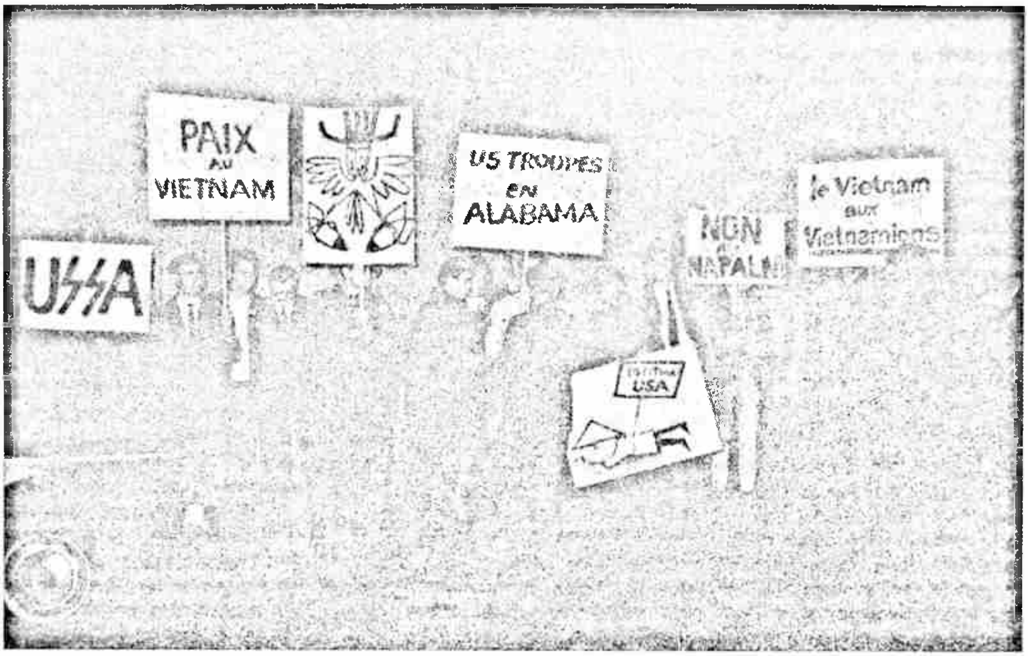
Und gemischt mit offenem Rassismus, bekommen sie die Wohnungsnot doppelt zu spüren: *»Pour le logement, c'est difficile. C'est parce que nous sommes des Capverdiens. Parfois, les propriétaires nous disent de passer et qu'ils sont d'accord de nous louer la maison. Mais, quand ils voient la couleur de notre peau, ils disent que l'appartement est déjà pris. Ils pensent, sans doute, qu'on va faire tomber le plafond.«* (S. 84)

# »Paix au Vietnam« und »Chili libre«!

## Antiimperialistische Solidaritätskomitees

**Solidaritätskundgebung mit Hortensia Allende und dem unterdrückten Chile im Bonneweger Eisenbahnercasino, aus *tageblatt* vom 6. Mai 1974**

Neben den personell und/oder ideologisch aus der Missionsbewegung hervorgegangenen Entwicklungshilfeorganisationen entstanden insbesondere seit den sechziger Jahren antiimperialistische Solidaritätskomitees, die mit einer Ausnahme aus der politischen Linken kamen. Aufstieg und Niedergang dieser Komitees waren eng an den Erfolg und das Scheitern von imperialistischen Aggressionen oder nationalen Unabhängigkeitsbewegungen in der Dritten Welt geknüpft. Bei Hunderten von Sympathisanten waren sie ausschlaggebend für die Herausbildung eines politischen Bewußtseins. Manchen ihrer Aktivisten boten sie zudem Gelegenheit, die gesellschaftlichen




**Nächtliche Kundgebung der ASSOSS am 18. Mai 1965 gegen den Vietnam-Krieg, aus *Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek***

Umwälzungen irgendwo in der Dritten Welt zu unterstützen, von denen sie hierzuland vergebens träumten.
Die Entkolonisierung und darunter insbesondere die Unabhängigkeitsbewegung in der belgischen Kolonie Kongo fand keine organisierte Solidarität in Luxemburg und stieß beim »*offiziellen*« Luxemburg, über den Kreis des Cercle colonial hinaus, auf Unverständnis oder gar Ablehnung. Bezeichnend ist die revanchistische Kolonialnostalgie, die der vom *Luxemburger Wort*-Verlag herausgegebene »*Marienkalender*« 1957 einahm: »*Wohin man schaut, ist die gleiche nationalistische Welle erkennbar. Die außereuropäischen Länder der farbigen Menschheit schieben die Weißen ab. Das bedeutet für die Mehrheit der emanzipierten Völker einen Rückfall in die Partikularismen mittelalterlicher Prägung, ja, eine Versklavung der Massen zum Wohle weniger Privilegierter, die auf armer Leute Kosten ein Leben in Freuden führen und sich als schlimmere Herren gebährden denn die verhaßten Weißen. Nun vielleicht macht es mehr Spaß, von landeseigenen Tyrannen unter dem Banner der Freiheit drangsaliert zu werden.*«
Selbst der Algerienkrieg gegen die französische Kolonialmacht von 1954 bis 1962 provozierte noch keinen organisierten Widerstand in Luxemburg. Mehr als die Million Opfer beunruhigten die Attentatswelle und Putschversuche der Kolonialarmee im französische Nachbarland. »*Sozialisten fordern Maßnahmen gegen OAS-Umtriebe in Luxemburg,*« meldete das *tageblatt* am 17. November 1961: »*Die Leitung der Luxemburger Sozialistischen Arbeiterpartei tagte am 14. November 1961 unter dem Vorsitz ihres Präsidenten Henry Cravatte am Sitz der L.S.A.P. in Luxemburg. Gelegentlich dieser Sitzung nahm die Parteileitung einen Bericht über gewisse Umtriebe der französischen terroristischen Organisation „Armée Secrète" in Luxemburg entgegen. Aus diesem Bericht geht hervor, daß der begründete Verdacht besteht, daß eine geheime Zweigstelle der OAS ihre Tätigkeit in Luxemburg aufgenommen hat. Die Leitung der L.S.A.P. erwartet von den Organen der öffentlichen Sicherheit größte Wachsamkeit und ein energisches Vorgehen gegen alle Umtriebe der OAS auf luxemburgischem Boden.*«

## Entspannung, Studentenbewegung, Linkseinheit

Mit dem Vietnam-Krieg der USA begann dann ein neuer Abschnitt. Während die Spannung des kalten Kriegs nachließ, erlebte die erste Luxemburger Nachkriegsgeneration die USA nicht mehr als die heldenhaften Befreier, denen ihre Eltern Dankbarkeit schuldeten, sondern als Aggressoren und Unterdrücker. Während die Regierung und die ihr nahestende Presse bedingungslos die US-Politik verteidigte.
Nach dem Rückzug der französischen Kolonialtruppen aus dem geteilten Vietnam verstärkten die USA ihre Militärhilfe für die antikommunistische südvietnamesische Diktatur. Den Tonkin-Zwischenfall am 7. August 1964 nutzten sie dann aus, um zum allgemeinen Krieg gegen Nordvietnam und später auch Kambodscha und Laos überzugehen.

Als am 18. Mai 1965, kurz nach dem Überfall der USA auf die Dominikanische Republik, Suzanne Labin in Luxemburg einen Vortrag über *»Le Vietnam et la guerre subversive contre le monde libre«* hielt, demonstrierte erstmals die ASSOSS vor dem Foyer européen. Es war auch die sich radikalisierende Studentenorganisation ASSOSS, die den Kampf gegen den obligatorischen Militärdienst in Luxemburg anführte. Ein Jahr später, als bereits mehr US-Soldaten in Vietnam kämpften als Luxemburg Einwohner hatte, manifestierten ASSOSS, Kommunisten und die Gewerkschaftsjugenden von LAV und FNCTTFEL vor der US-Botschaft auf Limpertsberg.
Die gesellschaftliche Radikalisierung Ende der sechziger Jahre führte dazu, daß auch die LSAP nicht mehr länger abseits stehen konnte. Einen Monat nach der Gründung eines provisorischen Komitees zur Unterstützung der FNL und Nordvietnams wurde am 28. März 1968 nach ausländischem Vorbild die Luxemburgische Kampagne der Million für Vietnam ins Leben gerufen, zu deren Exekutive der spätere LSAP-Außenminister Jacques F.Poos gehörte.
Das Vietnamkomitee organisierte mit Unterstützung von ASSOSS, Volksbildungsvereinen, dem Clan des Jeunes, LAJ, LAV, der kommunistischen Jeunesse progressiste, den Jeunesses socialistes, dem Freidenkerbund und dem Réveil de la Résistance mehrere große Solidaritätskundgebungen, an denen Hunderte jeden Alters teilnahmen. Nach dem Sieg über die USA wurden Vietnam rasch seine engen Beziehungen zur Sowjetunion zum Vorwurf gemacht, so daß die Solidarität mit dem unter den Kriegsfolgen leidenden Land schnell erlosch.

## Solidarität mit Chile und Nicaragua

Große Erfolge in der Öffentlichkeit kannte vorübergehend auch die Solidaritätsbewegung mit Chile. Ein von den USA unterstützter Militärputsch setzte am 11. September 1973 die demokratisch gewählte Linksregierung unter Präsident Salvadore Allende ab und installierte eine blutige Diktatur. Politische Meinungsverschiedenheiten führten zur Gründung mehrerer rivalisierender Chile-Komitees, wie die Étudiants socialistes ca. 1975 in ihrem Bulletin *»Action socialiste«* klagten: *»Auch in Luxemburg entstanden nach dem Putsch der Bourgeoisie Solidaritätskomitees für Chile. So etwa das „Comité Chili", welches eine große Manifestation organisierte, die dann, auf Einwirken der JSL, bei der amerikanischen Botschaft endete. Andre Einheitskomitees waren die „Solidarität-Komitees-Chili", welche hauptsächlich JSL, KBL, LCR-Militanten und Linkskatholiken regruppierten. Auch hier ließ die Aktivität (Herausgabe einer Zeitung über Chile, Meetings usw.) bald nach. Zusätzlich erschwerten auch die Differenzen zwischen KBL und*

**Straßentheater der ASLN im März 1983 am Roude Petz über den Befreiungskampf in Zentralamerika, aus *Informations Nicaragua* 65/1990**

*LCR die Einheit. In der Zwischenzeit wurde auch das „Comité Chili Libre" gegründet, welches vornehmlich LSAP und KPL-Militanten erfaßte. Wiederum verflachte nach anfänglichen Erfolgen die Aktivität des Komitees.«*

Nach jahrelangem Kampf stürzte das nicaraguanische Volk am 21. August 1979 die von den USA unterstützte Somoza-Diktator. Vier Monate später wurde am 19. Dezember die Association Solidarité Luxembourg-Nicaragua gegründet, abgekürzt ASLN in Anlehnung an die sandinistische Befreiungsfront FSLN. Ein Jahrzehnt lang veranstaltete das Komitee mit großem Eifer Solidaritätskundgebungen, Konzerte, Ausstellungen und Theatervorführungen, schickte Arbeitsbrigaden zur Kaffee- und Baumwollernte oder dem Bau von Schulen nach Nicaragua, sammelte für Genossenschaften und andere Entwicklungsprojekte, vertrieb nicaraguanischen Kaffee und gab ein Informationsbulletin heraus, um die sozialen Reformen des revolutionären Nicaraguas zu unterstützen und den von den USA finanzierten Contra-Krieg anzuklagen. Daneben unterstützte das Komitee die Befreiungsbewegungen in El Salvador und Guatemala. Doch spätestens der Wahlsieg der rechten Präsidentschaftskandidatin im Februar 1990 ließ die Solidarität mit dem mittelamerikanischen Land weitgehend erlahmen.

Der Sieg der cubanischen Revolution am 1. Januar 1959 hatte von Anfang an die Unterstützung der Kommunistischen Partei und dann in der Studentenbewegung Ende der sechziger Jahre erneutes Interesse gefunden. Doch erst in den achtziger Jahren wurde von sympathisierenden Cuba-Reisenden ein Cuba-Komitee gegründet, das vor allem mit Reisen und *»Fiestas«* gegen die diplomatische Isolation der Insel kämpfte.

Vor allem im Umkreis der aus der ASSOSS hervorgegangenen linksradikalen Organisationen entstandenen immer wieder kurzlebige Solidaritskomitees, die vom am 1. August 1973 gegründeten Comité de soutien aux luttes des peuples des colonies portugaises bis zu einem ebenfalls recht kurzlebigen Solidaritätskomitee mit dem Antiapartheidskampf in Südafrika eineinhalb Jahrzehnte später reichten. Ihre Aktivitäten drehten sich vor allem um die Herausgabe von Presseerklärungen. Eher in die Kategorie der Freundschaftsgesellschaften fallen die Association Amitiés Luxembourg-Chine populaire oder das Komitee zur Wiedervereinigung Koreas. Trotz seiner Unterstützung durch die herrschenden Parteien und Medien gelang es dem ebenfalls in den achtziger Jahren gegründeten CSV-nahen Afghanistan-Komitee nicht, die allgemeine Ablehnung des sowjetischen Kriegs in Afghanistan zu einer Massenbewegung zu steigern.

# Geschäfte mit der Dritten Welt

Auf den ersten Blick spielen die wirtschaftlichen Beziehungen Luxemburgs mit der Dritten Welt kaum eine Rolle. Von allen Waren, die wir 1990 einführten, stammten 82,4 Prozent aus unseren drei Nachbarländern, 95,9 Prozent aus Europa. Aus Afrika kamen dagegen offiziell nur 0,2 Prozent, aus Lateinamerika und Kanada 0,6 Prozent, aus Asien ohne Japan 0,9 Prozent und aus Ozeanien 0,0 Prozent. Unter den fünfzehn wichtigsten Lieferanten Luxemburger Importe war 1988 ein Drittweltland: Brasilien, an vierzehnter Stelle. Aus Brasilien stammt Eisenerz, das die ARBED zur Anreicherung der eisenarmen Minette aus Lothringen benutzt.
Der Anteil der Waren, die Luxemburg aus der Dritten einführte, an den Gesamtimporten scheint sich im Laufe der letzten Jahrzehnte kaum geändert zu haben. Die Beträge erscheinen außerdem so gering, daß Einzelgeschäfte in einem Jahr und mit einem Land, etwa Südafrika in Afrika, Brasilien in Lateinamerika oder Südkorea und Taiwan in Asien, zu großen Schwankungen in den Statistiken führen:

| **Importe aus:** | **1960** | **1965** | **1970** | **1975** | **1980** | **1985** | **1990** |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Afrika | 0,4 % | 0,3 % | 0,2 % | 0,4 % | 0,3 % | 0,5 % | 0,2 % |
| Amerika (-USA) | 0,6 % | 0,8 % | 0,4 % | 1,0 % | 1,5 % | 0,7 % | 0,6 % |
| Asien (-Japan) | 0,2 % | 0,7 % | 0,4 % | 0,3 % | 0,6 % | 0,5 % | 0,9 % |
| Ozeanien | 0,0 % | 0,1 % | 0,0 % | 0,1 % | 0,0 % | 0,0 % | 0,0 % |
| Total 3.Welt: in Prozent | 1,2 % | 1,9 % | 1,0 % | 1,8 % | 2,4 % | 1,7 % | 1,7 % |
| in Milliarden | 0,2 | 0,5 | 0,4 | 1,2 | 2,3 | 3,7 | 4,4 |

Diese verschwindend geringen Zahlen des Statec täuschen allerdings. Die offiziellen Importstatistiken geben nur einen Teil dessen wieder, was Luxemburg aus der Dritten Welt einführt.

## Importe auf Umwegen

Ein Drittel unserer Importe aus Belgien sind in Wirklichkeit Erzeugnisse anderer Länder, die, zumindest auf dem Papier, den Umweg über belgische Generalvertretungen für Belgien und Luxemburg machen, ehe sie in Luxemburg ankommen. Der Statec (Bulletin 4/1988) hatte in einer Studie für das Jahr 1986 versucht, den Ursprung unserer Importe über die belgischen Generalvertretungen hinaus zurückzuverfolgen. Laut diesen Berechnungen stammten damals nicht 3,6 Milliarden unserer Einfuhren aus Afrika, Amerika ohne USA und Asien ohne Japan, sondern 5,5 Milliarden.
Weil sie fast nur Erdöl, Erze und Agrarprodukte in der Dritten Welt kaufen wollen, beschlossen die Luxemburger und die anderen Regierungen der EG, es den Entwicklungsländern durch hohe Zollbarrieren zu erschweren oder unmöglich zu machen, Industrieprodukte in die EG zu liefern. So daß den Luxemburger und anderen EG-Industrien keine unliebsame Konkurrenz entsteht. Dies hat zur Folge,

daß offiziell zwar viel von Entwicklungshilfe geredet wird, durch diese Politik aber eine Industrialisierung der Entwicklungsländer gezielt verhindert wird.
Laut Eurostat bestehen beispielsweise über die Hälfte der EG-Einfuhren aus den von der EG noch bevorzugt behandelten Ländern Afrikas, der Karibik und des Pazifiks (AKP) aus Erdöl, Kaffee und Kakao. Auch danach kommen die Rohstoffe Kupfer, Holz, Zucker, Eisenerz, Erdnüsse, Aluminium, Rohbaumwolle... Weil Luxemburg wegen seiner geringen Größe extrem von der internationalen Arbeitsteilung abhängig ist, werden diese Rohstoffe in Belgien, Deutschland und Frankreich raffiniert, geröstet, geschmolzen und gesponnen, und Luxemburg importiert sie schließlich als belgische, deutsche und französische Produkte. Wer denkt schon daran, daß in seinem deutschen Radio Kupfer aus Zentralafrika, in seiner belgischen Aluminiumdose Bauxit aus Lateinamerika und in seinem französischen Garagentor Holz aus Südostasien verarbeitet wurden?
Nach den offiziellen Statistiken kommt unser Erdöl nicht aus Saudiarabien oder Kuwait, sondern zu 85 Prozent aus... Belgien. Ähnlich ist es mit Kaffee, Tee, Kakao und Gewürzen. Sie stammten 1990 angeblich nicht aus Afrika, Asien oder Lateinamerika, sondern zu 57 Prozent aus... Belgien und zu 39 Prozent aus... Deutschland.
Luxemburg exportiert jährlich selbst für eine Viertel Milliarde Erdölprodukte und für eine Milliarde Kaffee, Tee, Kakao und Gewürze. In den achtziger Jahren entstand ein gezieltes Re-Exportgeschäft des Großhandels mit Kaffee und Obst, wobei verschiedene Firmen Luxemburg als Drehscheibe auswählten, um Steuern und Transportkosten zu sparen.
In den zitierten Zahlen ist nicht einmal die Endversorgung der Nachbarregionen im Einzelhandel berücksichtigt. Durch gezielt niedriger gehaltene Steuern funktioniert Luxemburg auch als Drehscheibe für die Einfuhr von Drittweltprodukten wie Benzin und Kaffee in die Grenzgebiete.

## Wer macht den Preis?

Irreführend ist aber auch die Bewertung der Einfuhren aus der Dritten Welt. Denn der Umfang der Importe wird an ihrem Handelswert gemessen. Ist ihr Preis niedrig, entsteht der Eindruck, daß wenig importiert wird. Mit Ausnahme von Industrieprodukten aus Südkorea und Taiwan bestehen die Einfuhren aber fast ausschließlich aus Rohstoffen. Und die Preise, zu denen diese Rohstoffe aus dem Süden verrechnet werden, werden von den Rohstoffbörsen in London und den USA, von den europäischen und US-amerikanischen Erdöl-, Bergbau- und Lebensmittelkonzernen diktiert.
Hinzukommt, daß in den Währungen der Käufer aus dem Norden, nicht der Verkäufer aus dem Süden bezahlt wird. Ist der Dollar-Kurs gegenüber einer afrikanischen Währung sehr hoch, so braucht der Norden nur sehr wenige Dollars für afrikanisches Erz zu bezahlen.
Wenn die Käufer aber den Preis und die Wechselkurse diktieren können, versuchen sie, so billig wie möglich davonzukommen. Bezahlte Luxemburg 1985 noch 14,2 Milliarden für seine Erdöleinfuhren, so konnte es trotz allgemein steigender Preise die Kosten 1990 auf 9,5 Milliarden senken.
Im Vergleich zu den Industriewaren aus dem Norden sind landwirtschaftliche Produkte aus dem Süden heute nur noch halb so teuer wie in den fünfziger Jahren, Erze und andere mineralische Produkte aus dem Süden sind heute ein Viertel billiger. Aus diesem Grund stieg der Anteil von Rohstoffen aus der Dritten Welt in dieser Zeit mengenmäßig weit stärker als preismäßig. Wäre diese Preisrelation seit den fünfziger Jahren bloß konstant geblieben und hätte sich nicht weiter verschlechtert, müßten die Rohstoffe um ein Drittel höher verrechnet werden.
Schließlich gibt es noch direktimportierte Agrarprodukte aus der Dritten Welt, die gar nicht in den Importstatistiken auftauchen, vor allem Kokain. *»Il se confirme donc que notre aéroport du Findel reste une plaque tournante du trafic illicite de la cocaïne vers l'espace européen (quelque 95 kg de cocaïne y saisie depuis 1985),«* heißt es im 90er Budgetbericht der Zollverwaltung. 1991 wurden laut Gendarmerie 21,6 kg Kokain und laut Zoll noch einmal 2,6 kg Kokain abgefangen. Das Kokain wurde fast ausschließlich auf dem kostengünstigen Aeroflot-Direktflug aus Peru, einem der Hauptanbaugebiete von Koka, eingeschmuggelt. International gilt die Schätzung, daß 5 bis 10 Prozent der geschmuggelten Drogen abgefangen werden können. Selbst wenn auf Findel ein mehrfaches dieses Anteils sichergestellt wird, so übersteigt der Wert der illegalen Kokainimporte aus Peru noch immer sämtliche offizielle Importe Luxemburgs aus ganz Lateinamerika.
Der geringe Anteil der Luxemburger Importe aus der Dritten Welt und ihre Beschränkung auf Rohstoffe spiegeln nur die allgemeinen Verhältnisse auf dem Weltmarkt wider: Der Anteil der Entwicklungsländer am Welthandel sank zwischen 1950 und heute von 40 auf 20 Prozent — zu Preisen und Wechselkursen des Nordens.

## Das Geld der Armen

Neben Rohstoffen importiert Luxemburg auch Geld aus der Dritten Welt. Die Passiva des Bankenplatzes in Eurogeldern, wie Dollar, DM usw., aus der Dritten Welt beliefen sich laut Institut Monétaire Luxembourgeois 1990 auf 48,9 Milliarden US-Dollar, davon ein Zehntel aus dem Nahen Osten. Das machte 18,4 Prozent sämtlicher Passiva an Eurogeldern aus und übersteigt die Warenimporte um ein Vielfaches. Allerdings sind auch diese Angaben nur ungenau und beispielsweise dadurch verfälscht, daß die 8,7 Milliarden US-Dollar aus der Karibik größtenteils

nordamerikanisches und europäisches Kapital gewesen sein dürften, das nur den Umweg über dortige Finanzparadiese machte.
Schließlich wird weiteres Geld in Form von Profiten aus Drittwelt-Firmen eingeführt, die Luxemburger Unternehmen gehören. Dazu zählt vor allem die ARBED, die Stahlwerke, Drahtziehereien, Bergwerks- und Handelsgesellschaften in Brasilien und Südkorea, aber auch in Zaïre und Thailand besitzt. Allerdings werden die Bilanzen dieser Firmen nur teilweise veröffentlicht und wird ein Teil der Profite als Preisdifferenzen bei der Verrechnung von Maschinenlieferungen, Lizenzen und Dienstleistungen versteckt eingeführt, so daß keine verläßlichen Zahlen aufgestellt werden können.
Als Paradies für Holding-Briefkastenfirmen ist der Finanzplatz schließlich eine Drehscheibe für die internationale Ausbeutung der Dritten Welt. Traurige Berühmtheit errang die Atlantic Community Development Group for Latin America (ADELA), die 1963 nach einem reaktionären Putsch in Brasilien rasch von 23 Schweizer Banken in Luxemburg für 226 Aktionäre gegründet wurde. In *»Une Suisse au-dessus de tout soupçon«* erzählt Jean Ziegler, wie die ADELA ein Viertel Jahrhundert lang in Lateinamerika Fabriken errichten ließ, um Konkurrenten zu ruinieren und sie dann wieder schloß, Monopole beim Handel und der Verarbeitung der wichtigsten Agrarprodukte organisierte, staatliche Festpreise unterlief, Kleinbauern mit Preisdiktaten in den Hunger trieb, Politiker und Polizisten bestach. Wieviele Gesellschaften es mit den Praktiken der ADELA unter den 9710 Holding-Gesellschaften gibt, die Ende 1990 in Luxemburg Banken, Anwälte, Treuhandgesellschaften und die Staatskasse beglückten, weiß niemand.

## Exportüberschuß von mehreren hundert Prozent

Im Vergleich zu den offiziellen Warenimporten scheint die Dritte Welt eine leicht größere Rolle für die Luxemburger Exporte zu spielen. Aber im Vergleich erscheinen die Exporte aus den gleichen Gründen überschätzt, wie die Importe unterschätzt erscheinen: Die Exporte geschehen direkt, während die Importe oft den Umweg belgischer Generalvertreter und europäischer Endverarbeiter machen. Die Exporte sind größtenteils Industrieprodukte von ARBED und wenigen anderen Fabriken, deren Preisniveau im Vergleich zu den Rohstoffen höher liegt und steigt. In den Exporten findet sich auch ein Teil des Kapitalexports, beispielsweise Maschinen der ARBED für ihre Tochterfirmen in Brasilien und Südkorea. Allgemein sind die Angaben des Statec ungenau, denn Amerika ohne USA begreift wieder das reiche Kanada, Ozeanien die reichen Australien und Neuseeland, Asien die reichen Stadtstaaten Hongkong und Singapur:

| **Exporte nach :** | **1960** | **1965** | **1970** | **1975** | **1980** | **1985** | **1990** |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Afrika | 1,3 % | 1,2 % | 2,3 % | 3,0 % | 5,0 % | 2,1 % | 1,4 % |
| Amerika (-USA) | 4,0 % | 4,4 % | 2,2 % | 2,9 % | 1,5 % | 2,2 % | 1,3 % |
| Asien (-Japan) | 3,5 % | 2,0 % | 2,2 % | 2,6 % | 3,1 % | 6,9 % | 3,9 % |
| Ozeanien | 0,4 % | 0,4 % | 0,1 % | 0,3 % | 0,3 % | 0,3 % | 0,4 % |
| Total 3.Welt:<br>in Prozent | 9,2 % | 8,0 % | 6,8 % | 8,8 % | 13,0 % | 11,5 % | 7,0 % |
| in Milliarden | 1,9 | 2,0 | 2,9 | 5,5 | 7,0 | 19,3 | 14,7 |

Rein preismäßig hat Luxemburg also Jahr für Jahr im Direkthandel einen Exportüberschuß gegenüber der Dritten Welt von mehreren hundert Prozent.
Unter den fünfzehn wichtigsten Kunden für Luxemburger Exporte war 1988, außer der britischen Kolonie Hongkong an fünfzehnter Stelle, kein einziges Drittweltland.
Die größte Rolle im Exportgeschäft mit der Dritten Welt spielt die ARBED. Sie verfügt über Vertretungen unter anderem in der Türkei, Ägypten, Libanon, Jordanien, Syrien, Saudiarabien, Kuwait, den Arabischen Emiraten, Indien, Pakistan, Singapur, Hongkong, Malaysia, den Philippinen, China, Südkorea, Taiwan, Indonesien, Thailand, Mexiko, Uruguay, Brasilien, Argentinien, Chile, Peru, Ecuador und Kolumbien. Der ARBED-Konzern macht etwa zehn Prozent seines konsolidierten Umsatzes in der Dritten Welt.
Besonders abhängig vom Export in die Dritte Welt war die Usine de Wecker, die Mühlen, Schäl- und Verpackungsanlagen für Palmölplantagen herstellte.
In der Wirtschafts- und Schuldenkrise der achtziger

Jahre verringerte sich ihr Absatz drastisch, so daß auch als Entwicklungshilfe getarnte Staatsaufträge die Schließung der über hundertjährigen Fabrik Ende 1990 nicht mehr verhindern konnten. Drei Jahre zuvor hatte die staatliche Hilfe für ein Palmölprojekt in Ecuador für Kritik gesorgt, weil es die Lebensgrundlage der Indianer und die Umwewlt gefährdete.

Auch im Bankgeschäft springt Geld heraus: Die Aktiva der Luxemburger Banken in Eurogeldern aus der Dritten Welt beliefen sich 1990 auf 35,3 Milliarden US-Dollar oder 12,1 Prozent aller Euro-Aktiva. Verglichen mit den 48,9 Milliarden Passiva zeigt das also, daß der Bankenplatz ein Drittel mehr Geld aus der Dritten Welt entgegennimmt, als dorthin verleiht.

# Verein der alten Kolonialmächte

Als Mitglied der EG, die auch eine Vereinigung der ehemaligen europäischen Kolonialmächte ist, pflegt Luxemburg im Rahmen der Lomé-Abkommen multilaterale Wirtschaftsbeziehungen zu den 69 AKP-Staaten Afrikas, der Karibik und des Pazifiks. Dieses 1963 nach der Entkolonisierung Afrikas geschaffene Abkommen sollte durch eine angeblich vorbildliche Form der Entwicklungshilfe verhindern, daß die ehemaligen Kolonien ins Lager des Kaltenkriegsgegners Sowjetunion überlaufen, und die Rohstoffversorgung der EG gewährleisten. Dazu wurden Ansätze von Fonds zum Ausgleich von Einnahmeverlusten aus dem Verfall der Rohstoffpreise, wie STABEX und SYSMIN, geschaffen.

Dreißig Jahre später, bei der Ratifizierung des Lomé-IV-Abkommens mußte Berichterstatterin Lydie Err (LSAP) jedoch am 4. Juni 1992 im Parlament zugeben: *»D'Situatioun an den AKP-Länner huet sech net nemmen net verbessert, mä as au contraire erofgaangen.«* Und angesichts der Schuldenkrise und der Rohstoffschwemme auf dem Weltmarkt verlor die EG inzwischen das Interesse an einer Verbesserung der Lomé-Abkommen.

# Die Ausbeutung von Arbeitskräften

Die wenigen Luxemburger Beziehungen zu Arbeitskräften aus der Dritten Welt sind allesamt diskriminatorisch. Die wichtigste Form der Ausbeutung geschieht in Form des Kapitalexports. Die ARBED betreibt Fabriken in Südkorea, wo sie Stundenlöhne zahlen kann, die 1990 nur ein Viertel der Luxemburger Stundenlöhne ausmachten, und in Brasilien, wo die Stundenlöhne in der Industrie nur ein Fünftel ausmachten. (*The Economist*, 04.04.92)

Auch die Sicherheit am Arbeitsplatz und der Umweltschutz kommen dort billiger zu stehen.

Durch das Gesetz vom 9. November 1990 wurde eine Luxemburger Hochseeflagge gegründet, durch die ausländische Reeder ihre Schiffe kostensparend in

**«Solna», Société Luxembourgeoise d'Armes, Société Anonyme.**
Siège social: Vianden.

L'an mil neuf cent cinquante-deux, le dix-neuf janvier.
Pardevant Maître Tony Neuman, notaire de résidence à Luxembourg.

Ont comparu :

1° La Société Holding de Participations Générales, en abrégé «Pargen», société anonyme avec siège social à Luxembourg.

A ce représentée par Messieurs Nicolas Scholer, commerçant, demeurant à Esch-sur-Alzette et Eugène Rouff, directeur de banque, demeurant à Luxembourg, agissant les deux en leur qualité d'administrateur de la dite société ;

2° Monsieur Nicolas Scholer, préqualifié ;
3° Monsieur Roger-Henri de Saurer, industriel, demeurant à Bruxelles ;
4° Monsieur Eugène Rouff, préqualifié ;
5° Monsieur Antoine Scholer, commerçant, demeurant à Luxembourg ;
6° Monsieur Isidore Scholer, commerçant, demeurant à Luxembourg ;
7° Monsieur Léon Scholer, commerçant, demeurant à Luxembourg.

Les trois derniers nommés, à ce représentés par Monsieur Nicolas Scholer, préqualifié.
En vertu de trois procurations sous seing privé en date du dix-huit janvier écoulé.
Les procurations prémentionnées, paraphées ne varietur par Monsieur le mandataire, resteront annexées au présent acte, pour être soumises avec lui à la formalité de l'enregistrement.
Lesquels comparants, agissant ès-dites qualités, ont requis le notaire instrumentaire de dresser acte des statuts d'une société anonyme qu'ils déclarent constituer entre eux et qu'ils ont arrêtés comme suit :

[illegible]

Art. 4. La société a pour objet la fabrication, le montage, la réparation et le commerce d'armes de toute espèce et spécialement les armes de guerre telles que fusils, canons, munitions, tanks, avions etcaetera, sans distinction de catégorie, ainsi que le matériel s'y rattachant tel que automobiles, tracteurs, chenilles, etcaetera. Font partie de cet objet le transport d'armes, le commerce de pièces de rechange, les réparations soit pour propre compte, soit pour compte d'autrui, ainsi que toutes opérations se rattachant directement à cet objet.

---

**UNITED ORDNANCE PROCUREMENT S. A., LUXEMBOURG.**
Siège social: Luxembourg.

Im Jahre neunzehnhundertsiebzig, am sechsten Juni.
Vor dem unterzeichneten Joseph-Etienne-Hyacinthe Glaesener, Notar im Amtssitze Luxemburg.

Ist erschienen:

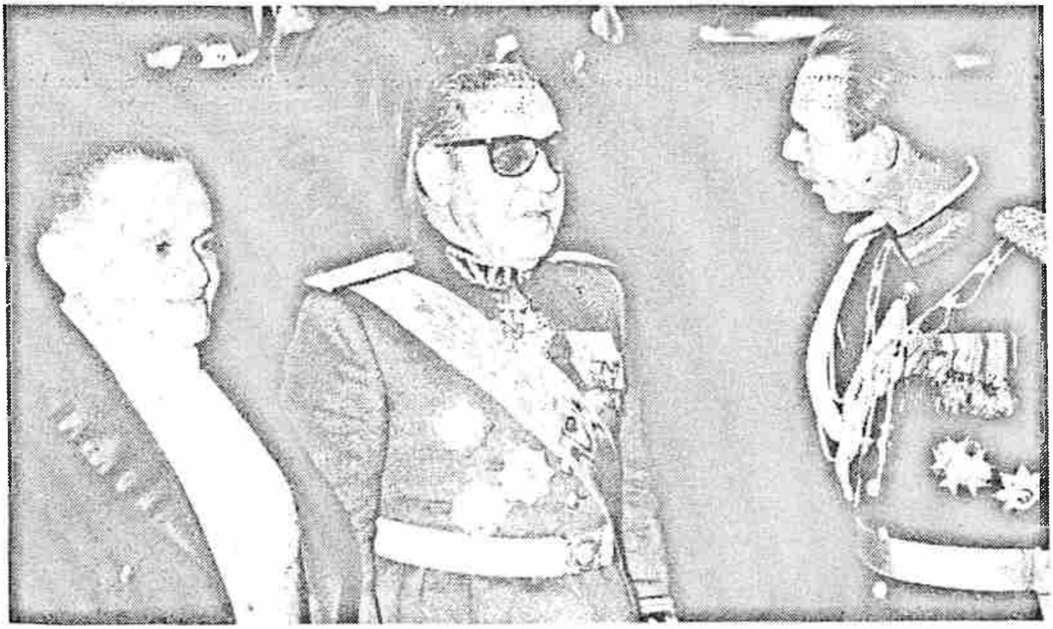
Herr Locher Filip, Betriebswirtschafter, wohnhaft in Bad Lauterberg im Harz, Hauptstrasse 153, handelnd:
a) im eigenen Namen;
b) namens und für Rechnung von:
A. der Gesellschaft mit beschränkter Haftung «DEUTSCHE MEREX GESELLSCHAFT m.b.H.», mit Sitz in Bonn-Beuel.

**Geschäfte mit der Dritten Welt lohnen sich seit Jahrzehnten für in Luxemburg eingetragene Waffenhändler, aus *Memorial* C von 1952 und 1970**

Luxemburg registrieren lassen konnen. Dabei führte die Regierungsmehrheit im Bereich der Renten-, Arbeitslosen- und anderen Sozialversicherung ein Apartheidsystem auf den Schiffen ein, das die Seeleute aus der Dritten Welt und Osteuropa gegenüber ihren Arbeitskollegen aus der EG benachteiligt: *»Le Gouvernement a donc pris l'option politique d'éliminer du champ d'application de la sécurité sociale luxembourgeoise les ressortissants des pays non-conventionnés. Il incombe à l'armateur d'assurer ces marins auprès d'une compagnie d'assurance agréée par le Gouvernement. Dans son avis du 16 mars 1989 relatif au pavillon maritime, l'Inspection Générale de la Sécurité Sociale a fait savoir au Gouvernement qu'il est évident qu'avec une telle mesure discriminatoire, le Luxembourg ne pourra approuver la convention concernant la sécurité sociale des gens de mer (révisée) qui prévoit en son article 18 le principe de l'egalité de traitement entre les ressortissants des membres de l'Organisation Internationale du Travail liés par cette convention.«* (*Echo de l'Industrie*, Mai 1990)

Ähnlich steht es mit dem Sozialversicherungsabkommen mit den Kapverdischen Inseln, das in Artikel 25 vorschreibt, daß in Luxemburg arbeitende und gleiche Steuern und Sozialversicherungsbeiträge zahlende Familien für ihre auf den Kapverden lebenden Kinder nur Kindergeld *»jusqu'à concurrence d'un montant de quatre cents francs luxembourgeois par enfant et par mois«* erhalten. Während in EG-Ländern lebende Kinder in Luxemburg arbeitender Eltern das um ein Vielfaches höhere Luxemburger Kindergeld erhalten.

# ARBED: Kein Luxemburger Modell in Brasilien und Südkorea



**Diktator Castelo Branco, Kriegsminister General Costa e Silva und Großherzog Jean fachsimpeln beim Staatsbesuch in Galauniform, aus *Zeitung vum Letzebuerger Vollek* vom 28.10.1983**

Die heute von der Société Générale de Belgique (französische gruppe Suez), dem Luxemburger Staat, der französischen Gruppe Schneider und den Familien Tesch, Metz u.a. kontrollierte ARBED ist der einzige Konzern mit Sitz in Luxemburg. Bereits ein Jahrzehnt nach ihrer Gründung begann sie, in die Dritte Welt zu expandieren. Grund war einerseits das Ende des deutschen Zollvereins nach der deutschen Niederlage im ersten Weltkrieg, das eine Suche nach neuen Absatzmärkten notwendig machte, ehe die Wirtschafts- und Währungsunion mit Belgien gegründet wurde. Andererseits handelte es sich nach Kriegsende und Oktoberrevolution und angesichts der vorübergehend revolutionären Stimmungen in der Luxemburger Arbeiterbewegung, *»qui risquaient de porter un coup fatal à la libre entreprise«*, um eine Kapitalflucht in eine Weltregion *»à l'abri du collectivisme dont l'Europe semblait menacée.«* (*»ARBED. Un demi-siècle d'histoire industrielle 1911-1964«*)

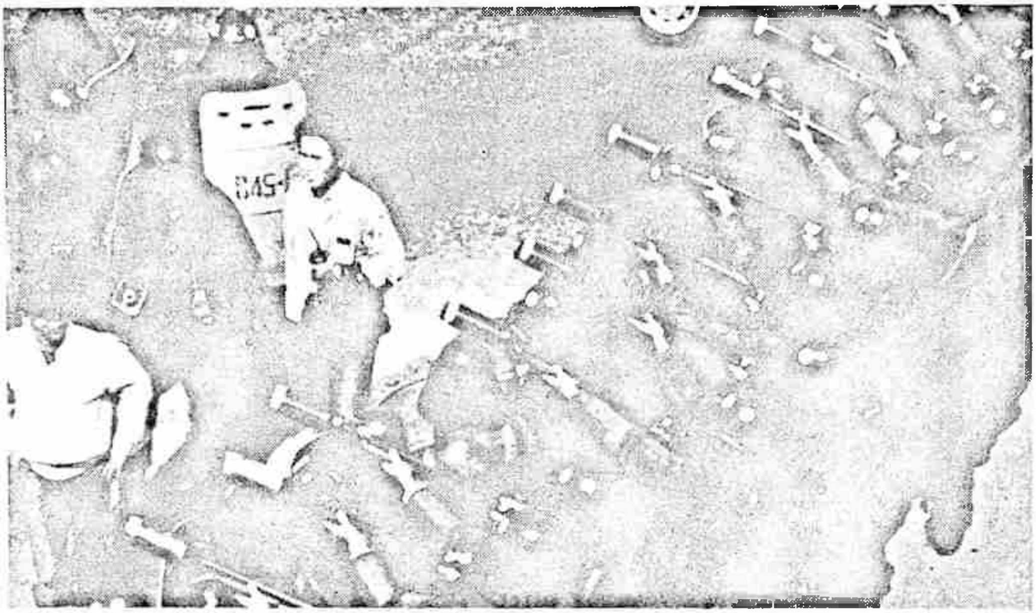
## Niedriglöhne, billiges Erz und Regenwald im Hochofen

1920 hatte die massive Penetration US-amerikanischen Kapitals in Brasilien begonnen, und die ARBED-Direktion wurde vom belgischen König informiert, daß Brasilien noch Investoren zum Aufbau einer Stahlindustrie suchte. Brasilien versprach mit fast kostenlosen Rohstoffen, Energiequellen und Arbeitskräften hohe Profite: Das Land hatte riesige, sehr eisenreiche Erzvorkommen, die Löhne machten nur einen Bruchteil der europäischen aus, von Sicherheit am Arbeitsplatz,

Sozialversicherung und Arbeitsrecht ging noch weniger die Rede als damals in Luxemburg, und statt Koks wurde in den Hochöfen Regenwald verfeuert. Am 11. Dezember 1921 wurde die Companhia Siderúrgica Belgo-Mineira gegründet, deren Kapital die ARBED heute zu 20,2 Prozent kontrolliert. Damit die Löhne niedrig und die Arbeitszeiten lang blieben, erließ die Regierung Washington Luis Pereira 1927 ein Gesetz, um die Arbeiterbewegung zu unterdrücken. Nach der Gründung linker Gewerkschaften wurde die Repression 1936 wiederholt, zu einer Zeit, wo Kapital aus Nazi-Deutschland den Handels- und Transportsektor zu kontrollieren begann und Belgo Mineira einen Bahnanschluß gebaut bekam. 1938 provozierte der Partido Integrista einen bewaffneten Aufstand, um ein faschistisches Regime zu errichten. Der Korporatismus wurde verstärkt, ein Drittel der Importe kam aus Nazi-Deutschland. 1942 mußte Brasilien die Beziehungen zu den faschistischen Staaten abbrechen, und im Juni 1942 weihte der im Exil herumreisende Prinz Jean den dritten Hochofen von Monlevade ein. Der zweite Weltkrieg führte zu einem bedeutenden Wirtschaftsaufschwung, von dem insbesondere die Stahlindustrie, wie Belgo Mineira, profitierte.
1951 war die Industrieproduktion gegenüber 1939 um 240 Prozent gestiegen. Doch die ARBED war trotzdem nicht zufrieden. Die national-reformistische Regierung Getulio Vargas verfügte, daß ausländische Firmen nur zehn Prozent ihrer Profite außer Landes schaffen durften, nationalisierte die Erdölindustrie und wertete den Cruzeiro ab. 1954 ordnete Getulio Vargas sogar massive Lohnerhöhungen an. Doch kam der ARBED prompt ein Militäraufstand zu Hilfe, der den Präsidenten zum Rücktritt zwang und schließlich in den Selbstmord trieb. An dem neuen Präsidenten, Joao Cafe Filho, hatte die ARBED wieder ihre helle Freude. Er verkündete den Erlaß Nummer 113 zur Förderung des ausländischen Kapitals und ließ 1958 und 1959 die Inflation die Löhne wegfressen.
Aber die Freude währte nicht lange, denn 1961 trat Präsident Jania Quadros an, der eine Agrarreform ankündigte und einen der Helden der rezenten cubanischen Revolution, Ernesto Che Guevara, empfing. Ein Jahr danach kündigte Präsident Joao Goulart Lohnerhöhungen, Steuern für die Reichen, eine Agrarreform und eine Begrenzung des Profittransfers ins Ausland an. Natürlich rettete wieder prompt ein von den USA organisierter Staatsstreich 1964 die ARBED-Profite. Die Putschisten verboten die Parteien, verfolgten die Gewerkschaften und ratifizierten ein Militärabkommen mit den USA. General Castelo Branco verfügte Privatisierungen, die Förderung ausländischen Kapitals. 1967 folgte eine faschistische Verfassung. In großen Arbeitskämpfen, wie diejenigen 1968 und 1979 der Metallarbeiter von Sao Paulo hinter Luis Ignacio da Silva (Lula), wehrten sich die Arbeiter gegen die Militärdiktatur. Diese hatte erst Mitte der achtziger Jahre abgewirtschaftet, als das auf Pump zum *»Schwellenland«* industrialisierte Brasilien eines der größten Opfer der internationalen Schuldenkrise wurde. Seither versuchen verschiedene Regierungen mit abenteuerlichen Austeritätsplänen die Zahlungsfähigkeit auf Kosten der Millionen Armen wieder herzustellen.
In Sabrá und Monlevade betreibt Belgo Mineira heute zwei integrierte Schmelzen. Die sieben Hochöfen funktionieren noch heute mit Holzkohle, wozu laut *»ARBED. Un demi-siècle d'histoire industrielle 1911-1964«* täglich 37 Hektar Regenwald oder 50 Hektar Eukalyptusplantagen abgeholzt werden. Die Ersetzung des abgeholzten Regenwalds durch Eukalyptusplantagen nennt die ARBED irreführend *»Wiederaufforstung«*. In ihrem 91er Rechenschaftsbericht kündigte die ARBED allerdings an, daß sie den Betrieb der Hochöfen von Holzkohle auf Koks umstellen will, und schrieb von *»la valorisation du patrimoine forestier, parallèlement à l'abandon du charbon de bois au bénéfice du coke dans les hauts fourneaux.«*
Zur Gruppe mit 29 Gesellschaften und 21.000 Beschäftigten gehören Bergwerksgesellschaften, Drahtziehereien, Zuliefererfirmen der Automobilindustrie, Plantagen, Rinderfarmen und Holzkohlebrennereien. Auf die Wirtschaftskrise und Austeritätspolitik in Brasilien regierte die Gruppe mit Massenentlassungen; 1990 baute sie jeden siebten Arbeitsplatz ab und machte, trotz der tiefen Krise im Land, nur einen symbolischen Verlust. Den Verkauf brasilianischen Erzes in Europa hat die Luxemburger Gesellschaft Brasilux übernommen, die unter anderem Sidmar und ARBED Belval beliefert. 1990 erhöhte Brasilux ihren Profit um ein Viertel.

## Soldaten statt Sozialpartnerschaft

Zusammen mit den Korean Iron & Steel Works gründete die ARBED Ende der siebziger Jahre in der ostasiatischen Diktatur Südkorea die TrefilARBED Korea Co. Ltd. Korea, in dem seit dreißig Jahren eine nächtliche Ausgangssperre herrschte, hatte in Unternehmerkreisen vor allem als Land mit der längsten Arbeitszeit der Welt einen Namen. Laut der vom südkoreanischen Finanzministerium herausgegebenen Broschüre *»Questions & Answers for your Investment in Korea«* (1982) kann die Arbeitszeit nach Vereinbarung auf 60 Stunden in der Woche ausgedehnt werden, mit Zustimmung des Arbeitsministeriums auch darüber hinaus. Den Arbeitern steht pro Tag eine Stunde, pro Woche ein Tag Ruhepause zu. Jährlich werden höchstens acht Tage Urlaub gewährt. Ist ein Arbeiter während eines Jahrs nur zu 90 Prozent anwesend, erhält er höchstens drei Tage Urlaub, fehlt er länger, erhält er überhaupt keinen Urlaub. Das Ganze für extrem niedrige Löhne bei hohen Steuern, während ausländische Investoren wie die ARBED fast keine Steuern zu zahlen brauchen. Ein Bild von den Arbeitsbedingungen in Südkorea vermittelte nicht nur die lange Arbeitszeit, sondern auch die wachsende Zahl von Arbeitsunfällen. Bei Arbeitsunfällen wurden




**Südkoreanische Polizei antwortet auf die Forderung nach mehr Demokratie**

laut offiziellen Angaben 1982 137.816 Menschen verletzt und 1230 getötet, im Jahr danach waren es bereits 156.972 und 1452.
Am 10. Oktober 1979 eröffnete die ARBED eine erste Fabrik in Yangsan, die messingbeschichteten, geflochtenen Stahldraht zur Verstärkung von Radialreifen herstellt. Im gleichen Monat wurde Diktator Park Chun Hee von seinem eigenen Geheimdienstchef ermordet. Es war eine Zeit großer Streiks und Demonstrationen und der Ermordung zahlreicher Regimegegner. Im Mai 1980 wurde ein Volksaufstand in Kwangju niedergeschlagen, dabei ermordete die Armee mehr als 200 Menschen und verletzte deren über 1000. Die ARBED profitierte insofern davon, als die Diktatur danach die unabhängigen Gewerkschaften zerschlug, Kollektivvertragsverhandlungen, Versammlungen und Streiks praktisch verbot, die Arbeiter also keine Möglichkeiten mehr hatten, um Lohnerhöhungen und bessere Arbeitsbedingungen durchzusetzen.

## Längste Arbeitszeit, Niedriglöhne, hohe Steuern

Vereinzelte Gewerkschafter, Geistliche und demokratische Politiker gründeten am 1. Mai 1984 den Verband der Arbeitswohlfahrt, in dessen Manifest es heißt: *»Aber gegen uns schlossen sich die politische Macht, die Monopolkonzerne und die ausländische imperialistische Kraft zusammen, und sie machen durch die gegen das Volk gerichtete Wirtschaftspolitik, nämlich niedrige Löhne und übermäßig hohe Steuern, die materielle Existenz der Arbeiter unmöglich. Wie sieht nun die Lage aus? Das Lohnniveau liegt tief unter dem Existenzminimum. Die Länge der Arbeitszeit ist Weltrekord. Die Quote der Arbeitsunfälle und Berufskrankheiten steigt ständig. Obwohl Arbeitslose massenhaft auf Arbeitsplätze warten, äußern sich die Unternehmer stolz über die Automatisierung der Produktion. Die demokratischen Gewerkschaften wurden gewaltsam zerstört. Und sogar der Versuch, Gewerkschaften wiederherzustellen, wurde gründlich durch Anwendung von Gewalt und falsche Interpretation des Gesetzes blockiert. Die Arbeiter, die ihre Rechte verlangten, wurden entweder fristlos entlassen oder durch ständige Überwachung verfolgt und oft in den Tod getrieben.«*
Der Boom der südkoreanischen Automobilindustrie und das prompte Einschreiten der südkoreanischen Polizei gegen gewerkschaftliche Lohnforderungen machten dies derart profitabel, daß TrefilARBED 1987 eine zweite *»Steelcord«*-Fabrik in Changwon in Betrieb nahm. In jenem Jahr gab es erneut blutig niedergeschlagene Demonstrationen gegen die Nominierung Roh Tae Woos zum Präsidentschaftskandidaten, eines Vietnam-Kämpfers und ehemaligen regionalen CIA-Direktors, der das Regime fortführt. Aber Roh Tae Woo scheint nicht die Erwartungen erfüllen zu können, die die ARBED in ihn setzte. Denn in ihrer 1989er Bilanz klagt sie: *»Les résultats seront inférieurs à l'objectif fixé du fait d'un ralentissement de l'activité en Corée du Sud dont l'économie a été perturbée par des mouvements sociaux.«*
Die ARBED kontrolliert die Hälfte des Kapitals von 9 Millionen US-Dollar in der TrefilARBED Korea Co. Ltd. 1990 bilanzierte die Gesellschaft einen Nettoprofit von 4.533.302.000 KRW, das heißt fast ein Viertel der Eigenmittel.

# Bankenplatz und Schuldenkrise

Luxemburg beheimatet nicht nur einen in keinem Verhältnis zu seiner Größe stehenden Bankenplatz, sondern ist auch Gründungsmitglied der Internationalen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (BIRD), kurz *»Weltbank«*, und des Internationalen Währungsfonds (IWF). Weltbank und IWF sind zwei als Aktiengesellschaften organsierte, internationale wirtschaftliche Institutionen, mit denen die USA als Sieger des zweiten Weltkriegs versuchten, möglichst alle Länder in den vom Dollar dominierten Weltmarkt zu integrieren und so den ungehinderten Zugang zu ihren Rohstoffen und Märkten durchzusetzen. Die USA haben die meisten Aktien, die meisten Stimmen und stellen meist die Vorsitzenden. Mittels gezielter, an wirtschaftspolitische Bedingungen geknüpfter Kredite fördern Weltbank und IWF in allen Mitgliedsländern einseitig die private Profit- und Exportwirtschaft. Sie verweigerten beispielsweise den sozialen Reformregierungen in Brasilien und Chile jene Kredite, die sie anschließend den an die Macht geputschten Diktaturen in den gleichen Ländern gewährten.

Bei der Gründung der Weltbank am 27. Dezember 1945 wurde das Kapital auf 10 Milliarden Dollar festgesetzt, aufgeteilt in 100.000 Aktien. Luxemburg kaufte davon 100 Aktien und verfügte so über 0,1 % des Kapitals. Als die Weltbank 1947 ihre Aktivitäten aufnahm, lieh sie Luxemburg 12 Millionen Dollar zur Modernisierung der in Privatbesitz befindlichen Stahlindustrie.

Nach verschiedenen von Luxemburg mitgetragenen Kapitalerhöhungen und der Ausgabe von 250 kostenlosen Aktien kontrollierte Luxemburg Mitte 1991 0,12 Prozent des Kapitals und verfügt über 0,14 Prozent der Stimmen. Diese Aktien haben einen Wert von 164.305 US-Dollar, bezahlt wurden aber bisher lediglich 8749 US-Dollar. Die restliche Summe würde erst fällig, wenn der Bank das Geld ausginge. Die Stimme Luxemburgs in der Weltbank ist soviel *»wert«* wie diejenige weit größerer aber ärmerer Länder, wie Equador, Elfenbeinküste, Jordanien,

---

Andere Länder, andere Renditen.

Bitte schicken Sie mir kostenlos folgendes Informationsmaterial zu.
☐ Informationsbroschüre „Das europäische Zuhause für Ihre private Geldanlage"
☐ Informationen über die „Private Fondsvermögensverwaltung"
Abschicken an **Deutsche Bank Luxembourg S.A., 2, Bd. Konrad Adenauer, L-1115 Luxembourg.**
Für Schnellinformationen verlangen Sie Frau Ackermann 00352/4 21 22-393, oder Frau Pallentin -317.

Name ______________________

Straße ____________ PLZ/Ort ____________

Deutsche Bank Luxembourg S.A.

**Anzeige der Deutschen Bank Luxembourg, 1992**

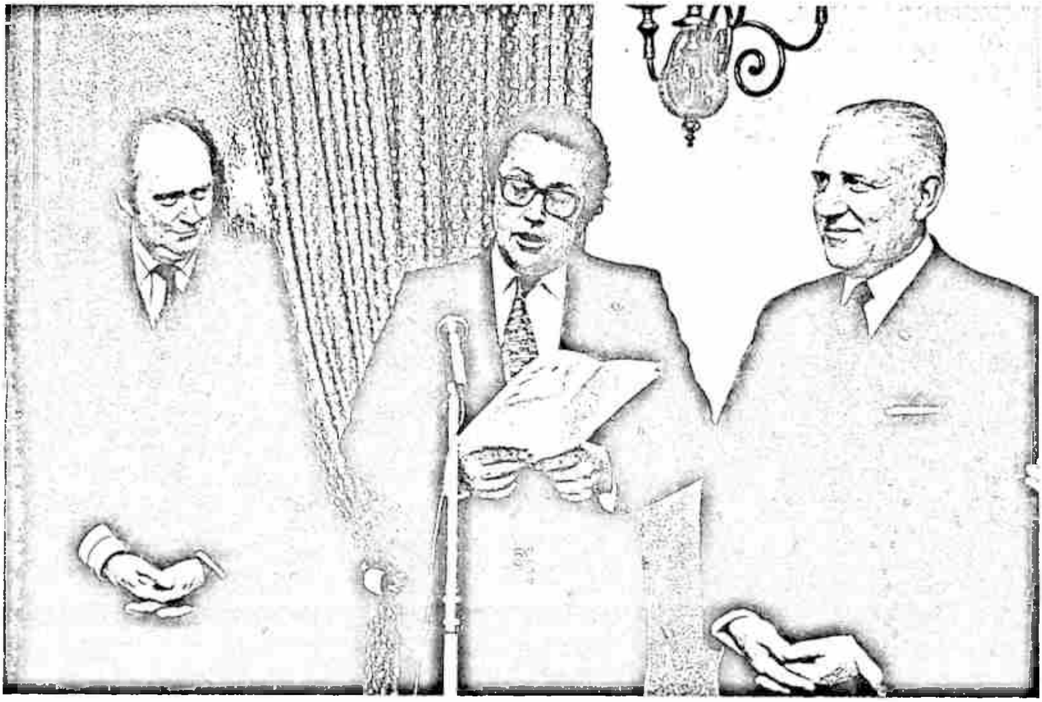
**Wandlosung in Mexiko-Stadt** ***»Nein zur Zahlung der Schulden«*****, 1987**

Senegal, Syrien, Uruguay und Sambia.
Als erste Ursache für die Beteiligung an diesen Kapitalerhöhungen führte die Regierung 1988 an, *»parce que les entreprises luxembourgeoises ont accès aux marchés financés par ces organisations et que ces retombées ont été largement positives dans le passé.«* Tatsächlich konnten Luxemburger Unternehmen bis 1987 mit der Weltbank finanzierte Geschäfte in einer Gesamthöhe von 33,4 Millionen Dollar machen. Entwicklungshilfe erweist sich erneut als indirekte Subventionierung Luxemburger Privatbetriebe.
Der Staatsrat hatte 1988 noch ein anderes Argument entdeckt: *»La souscription de parts dans la B.I.R.D. n'est pas une dépense 'à fonds perdus', étant donné que l'Etat devient actionnaire d'une banque très profitable.«* Denn die Weltbank macht jährlich weit über eine Milliarde Dollar Profit, während Kinder verhungern, um Zinsen zu zahlen. An diesen Kindern war der Staatsrat weniger interessiert, dafür aber um so mehr an der *»forte dépendance de la place financière de Luxembourg du maintien de la solvabilité des pays en développement.«* (Parlamentarische Dokumente Nr. 3200 und 3200.1)
Ende 1991 kontrollierte Luxemburg 135,5 Millionen Quoten oder 0,1 Prozent des Internationalen Währungsfonds (IWF). Diese Quoten geben gleichzeitig die Beitragshöhe, die Stimmenzahl und die Kreditmöglichkeiten eines Landes beim IWF an. Bei seiner Gründung teilte der IWF Luxemburg 10 Millionen Dollar Quoten zu, die 1959, 1966, 1970, 1976, 1980, 1983 und 1991 erhöht und inzwischen in Sonderziehungsrechte (SZR) ausgedrückt wurden. Im IWF zählt die Stimme der 380.000 reicheren Luxemburger ebenfalls mehr als diejenige der 51,2 Millionen ärmeren Äthiopier und soviel wie diejenige der 16,3 Millionen Ugander oder 11,7 Millionen Kameruner.

Auch bei den Kapitalerhöhungen im IWF fallen der Regierung gleich Eigeninteressen ein. Weil Luxemburg angesichts der Währungsunion mit Belgien außer eines seit langem nicht mehr vergrößerten Goldvorrats sonst keine nationalen Reserven als die SZR des IWF besitzt, über die es souverän verfügen kann, wurden die Kapitalerhöhungen 1983 beim IWF als ein Mittel begrüßt, das *»contribue au-delà à renforcer nos éléments de réserve non controversés.«* (Parlamentsdokument Nr. 2783) Um so mehr als sie nichts kostete: Ein Viertel wurde den bestehenden SZR-Reserven entnommen, für den mit zinslosen Bons du Trésor garantierten Rest reichte die 0,25 prozentige Deckung des IWF-Kontos Nummer 1 bei der Staatssparkasse.

## Afrikanische und lateinamerikanische Entwicklungshilfe für die Banken des Nordens

Ab 1982 waren Mexiko und danach Dutzende anderer Drittwelt-Länder nicht mehr in der Lage, ihre Schulden an die US-amerikanischen, europäischen und japanische Banken zurückzuzahlen. Die Ursachen waren die fast grenzenlose Kreditpolitik der Banken in den siebziger Jahren, wirtschaftspolitische Fehler in der Dritten Welt, der Verfall der Rohstoffpreise und die Hochzinspolitik der Reagan-Regierung.
Nach den Regeln der Marktwirtschaft gehören zahlungsunfähige Schuldner ganz allein zu den mit Zinsmargen finanzierten Geschäftsrisiken besagter Banken. Doch weil die Schuldenkrise angeblich zu Konkursen großer Banken und einer internationalen Finanzkrise hätte führen können, beschlossen die



**Betriebsfeier im Kommissariat für Bankenaufsicht, aus P. Margue, M.-P. Jungblut: *»Le Luxembourg et sa monnaie«*, Luxemburg 1990**

von den USA und anderen reichen Ländern dominierten Weltbank und Internationalen Währungsfonds, als Finanzgendarmen aufzutreten und lieber Millionen Arme in Afrika, Asien und Lateinamerika verhungern zu lassen, um die letzten Dollars Zinsen aus ihnen zu pressen.
Sie verschrieben den verschuldeten Entwicklungsländern wirtschaftliche *»Strukturanpassungsprogramme«*, durch die die einheimische Lebensmittelproduktion, die medizinische Versorgung und das Bildungswesen eingeschränkt werden mußten, um die Exporte und so die Erwirtschaftung von Devisen für die Zinszahlung auszubauen. So wurde die Überproduktion an Agrarerzeugnissen und Rohstoffen auf dem Weltmarkt verstärkt, was zu einem rapiden Preisverfall führte, von dem die reichen Industriestaaten als Käufer profitierten. Als *»Belohung«* bekamen die Entwicklungsländer eine *»Umschuldung«* gewährt, das heißt neue Kredite, mit denen sie die alten zurückzahlen konnten, so daß sich ihre Schulden häuften. Seit 1982 und bis heute zahlte Lateinamerika so Monat für Monat 4 Milliarden Dollar in den Norden und selbst Schwarzafrika immerhin noch 1 Milliarde Dollar jeden Monat. Auf diese Weise zahlte der arme Süden mittels Millionen Hunger- und Seuchentoter zwischen 1982 und 1990 rund 430 Milliarden Dollar mehr an die Banken des Nordens, als er an Krediten, Entwicklungshilfe u.a. erhielt. Dies entspricht sechs Marshallplänen, mit denen die USA den Wiederaufbau Westeuropas nach dem zweiten Weltkrieg finanzieren halfen. Laut OECD zahlen die Länder der Dritten Welt heute wöchentlich über 3 Milliarden Dollar zurück an den Norden.
Bei der parlamentarischen Debatte über die Luxemburger Kapitalerhöhung an Weltbank und Internationalem Währungsfonds wünschte sich am 25. Oktober 1983 der Berichterstatter, Präsident der parlamentarischen Finanzkommission und Direktor des Crédit Européen Fernand Rau (CSV) ausdrücklich einen IWF als Finanzgendarm, der den Entwicklungsländern Austeritätsprogramme vorschreibt und die Privatbanken anschließend über ihre Profitaussichten bei der Vergabe von neuen Krediten berät. Denn der IWF sei *»déi eenzeg International Finanzautoritéit, déi an der Lag kënnt sin, fir d'Regirunge vun dene betreffende Länner an hirer Politique de redressement ze guidéiren an ze beroden. Gläichzäiteg misst de Fonds monétaire dann och an der Lag sin, fir déi néideg Informatiounen un d'Banken ze liwweren, déi hinnen erlaben, hir jetzeg an zukünfteg Risike besser kënnen anzeschätzen an ze appreciéiren.«*
Diese Haltung entspricht weitgehend der Regierungspolitik. Beim Ausbruch der Schuldenkrise waren Ex-Banquier und Staatsminister Pierre Werner (CSV) Gouverneur des IWF und Staatssekretär Ernest Mühlen (CSV) Gouverneur der Weltbank, nach dem Regierungswechsel gingen die Mandate dann an Außenminister Jacques F. Poos (LSAP) bzw. Premierminister Jacques Santer (CSV) über. Jedes

Jahr fahren die beiden Gouverneure mit hohen Beamten zu den Tagungen von IWF und Weltbank. Pierre Werner pflegte die Reise mit Familienbesuchen in Nordamerika zu verbinden, um Flugkosten zu sparen. 1987 gehörten sogar Erbgroßherzog Henri und Prinz Guillaume der exotischen Luxemburger Delegation in Washington an. Die Aristokraten dienten als Werbegag bei der Suche nach ausländischen Investoren.

Bei diesen Tagungen zeigten die Luxemburger Regierungsvertreter ein eher mäßiges Interesse für die Schuldenkrise. Viel lieber machten sie emsig Reklame für am Bankenplatz getätigte Geschäfte in der EG-Kunstwährung ECU. Oder luden, wie Werner 1981 in Washington, die Weltbank ein, den Luxemburger Banken mehr zu verdienen zu geben: *»Dans ce contexte je me réjouis particulièrement de l'intention de la Banque d'emprunter sur le marché des capitaux luxembourgeois dans un proche avenir et nous espérons que cette présence de la Banque sur le marché domestique sera régulière.«*

Während die Luxemburger Regierungsvertreter für die Entwicklungsländer nur einige Mitleidsfloskeln übrig hatten, sahen sie die Schuldenkrise zuerst als Bedrohung für die internationalen Währungsbeziehungen an. Die Ursachen der Schuldenkrise wurden nie erwähnt oder, wie Reagans Hochzinspolitik auf Kosten des Rests der Welt, ausdrücklich gutgeheißen: *»Il serait vain et injuste de blâmer les autorités américaines pour la conduite d'une politique qui à leur avis est nécessaire pour rétablir la stabilité interne de leur monnaire.«* (Werner 1981 in Washington)

Ganz nach der Melodie der Reagan-Administration wurde auch das verlogene Hohelied auf den Liberalismus nachgesungen, der insbesondere für die Entwicklungsländer immer nur in eine Richtung geht: *»The maintanance of liberal trade rules and of free flows of capital are fundamental.«* (Werner 1983 in Washington) Für die Entwicklungsländer heißt das: Grenzen öffnen, um sich von den ausländischen Agrar- und Rohstoffkonzernen ausplündern zu lassen und deren Profite ungehindert in den reichen Norden zurückfließen zu lassen. Gleichzeitig stimmt Luxemburg in der EG mit für Einfuhrhemmnisse gegen Fertigprodukte aus den Entwicklungsländern.

Werner-Nachfolger Santer scheute sich sogar nicht, 1987 in Washington den Entwicklungsländern Luxemburg als Vorbild hinzuhalten, wie erfolgreich die IWF-Forderungen nach Austerität, Rationalisierung und Liberalisierung seien: *»Thus, the far-reaching restructurating of the Luxembourg economy by which, on a macro-economic level, the decay of the steel sector was being compensated for by the rise and growth of an international financial sector, could only happen because there was no restrictions on cross-border transactions.«* Daß 58 Prozent der Arbeitsplätze in der Stahlindustrie bis 1987 zerstört worden waren, erfuhren die Entwicklungsländer nicht, die aus Santers Sicht wohl allesamt zu Finanzzentren werden sollten.

**Hungerkatastrophe in Ostafrika**

So billigten die Luxemburger Gouverneure auch ausdrücklich die mörderischen Methoden, mit denen der IWF die Auslandsschulden eintreibt, selbst wenn dabei die Inlandsbevölkerung verhungert: *»L'objet final de ces programmes de redressement doit être la restauration durable de la vitalité externe de l'économie des pays concernés.«* (Werner 1980 in Washington)

Mit einer beschönigenden Umschreibung wurde auch die IWF-Politik gutgeheißen, nur einzeln mit den unterlegenen Schuldnerländern zu verhandeln, um so die Bildung einer gemeinsamen Front gegen die vereinte Front der Banken des Nordens zu verhindern: *»In cooperation with the IMF, the world bank responded to this situation by interventions tailored to the situation of each country.«* (Werner 1983 in Washington)

Und während Außenminister Poos für das einheimische Publikum vorsichtig die Frage in den Raum stellte, ob die Schulden rückzahlbar seien, stellte Santer 1987 auf der Weltbanktagung zynisch klar: *»With regard to the debt strategy, the Fund's present role is basically the right one, albeit it may need reinforcement in certain areas. Radical solutions to the debt problem, such as mereley forgiving the indebted countries some part of their debt, would produce only limited short-term gains to the countries receiving relief and in the long run would probably exclude them from access to the financial markets for years to come, thereby increasing rather than reducing the risk that they would default on their later repayment obligations.«*

**Demonstration der brasilianischen Gewerkschaften gegen die von der Weltbank diktierte Sparpolitik**

## Der große Steuercoup mit den Provisionen

Mehr Interesse zeigte die Regierung für jene Auswirkungen der Schuldenkrise, die Luxemburg, genauer den Boulevard Royal berühren könnten. Mit dem Ausbruch der Schuldenkrise bekamen die Luxemburger Banken erlaubt, immer größere Anteile ihrer Profite als sogenannte Risikoprovisionen in den Kassen zu behalten. Für den Fall, wo die Banken risikobehaftete Kredite nicht mehr zurückbezahlt bekämen, sollen diese Provisionen dafür sorgen, daß den Banken das Geld nicht ausgeht.
1983 machten die Banken in Luxemburg zusammen 68,7 Milliarden Profite, was etwa der damaligen Höhe des Staatsbudgets entsprach. Von diesen 68,7 Milliarden gingen 52,6 Milliarden in die Risikoprovisionen, so daß unter dem Strich nur noch Profite von 16,1 Milliarden ausgewiesen wurden, auf denen 8 Milliarden Steuern bezahlt wurden. Ohne Provisionen hätte ein Vielfaches an Steuern bezahlt werden müssen, die auf diese Weise der Staatskasse entgingen. Und dies zu einem Augenblick, wo unter dem Stichwort *»Austeritätsopfer«* die Lohnabhängigen Opfer von Steuererhöhungen, Indexmanipulationen und Reallohneinbußen wurden.
Mußten die Banken 1979 noch 32,9 Prozent ihrer Profite vor Provisionen als Steuern abgeben, so waren es 1983 nur noch 12,0 Prozent. Natürlich ließen die Banken das so gesparte Geld nicht in einer Schublade herumliegen, sondern legten es zur Erzielung zusätzlicher Zinsprofite an.
Mit den Jahren erlaubte die Regierung den Banken, immer höhere Profitanteile als Provisionen vor dem Steueramt in Sicherheit zu bringen, wie Minister du Trésor Jacques F. Poos am 15. April 1986 in der Europäischen Investitionsbank stolz verkündete: *»Firstly new provisions broaden the possibilities of lump sum provisioning for claims at risk; the basis has been widened and the rates have been increased.«*
Und am 28. Januar 1985 erklärte er dem Brüsseler Institut Royal des Relations Internationales, weshalb man den Banken diese Steuern schenken müsse: *»Sur base d'un concensus entre les banques et les autorités de surveillance, la presque totalité des bénéfices a été thésaurisée afin de renforcer les provisions pour risques géographiques et les réserves. Considérant que les provisions pour risques géographiques sont de nature particulière, très différente de celle des provisions spécifiques classiques, elles constituent un élément de fonds propre.«*
Sicher kann man darüber streiten, ob ein fauler Kredit nicht ein fauler Kredit ist, unabhängig vom geographischen Ursprung, und fragen, wo das oft beschworene *»unternehmerische Risiko«* der Banken bleibt, für das sie schließlich einen Zinsaufschlag berechnen. Aber die ganze Steueroperation hat noch einen viel gewichtigeren Schönheitsfehler. Denn während der meisten Zeit hatten die Luxemburger Banken dreimal mehr Risikoprovisionen als Kredite

an Entwicklungsländer in ihren Bilanzen. Wobei man, bis zum Beweis des Gegenteils, immer davon ausgehen muß, daß sämtliche Kredite ordentlich zurückgezahlt wurden. Die tatsächlich faulen Kredite waren zudem meist schon längst steuerbegünstigt abgeschrieben.

In Wirklichkeit ist es so, daß die Luxemburger Banken viel weniger Geld in Entwicklungsländer liehen als ihre Konkurrenten. In den achtziger Jahren liehen sie weniger als ein Drittel ihres Geldes außerhalb Westeuropas, während die von der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich registrierten westeuropäischen Banken rund die Hälfte ihres Gelds außerhalb Europas liehen. Das geographische Risiko für die Luxemburger Banken ist also außergewöhnlich gering.

Dies bestätigte 1988 der Konjunkturbericht der OECD: »*Peu engagées vis-à-vis des pays en voie de développement fortement endettés et plus particulièrement tournées vers la zone du mark allemand et de l'ECU, les banques implantées à Luxembourg ont mieux su se protéger des turbulences financières de ces dernières années que celles d'autres places financières.*« Es bestand also kein Grund für diese im internationalen Vergleich beispiellos aufgebauschten Provisionen, außer dem, Milliarden Profite vor dem Steueramt in Sicherheit zu bringen. Und noch während diese Provisionen angehäuft wurden, lobbyierte die Association des Banques et Banquiers (ABBL) bereits bei der Regierung dafür, daß die Profite auch nicht integral versteuert werden sollten, wenn die Provisionen aufgelöst würden, weil die Schulden schließlich alle säuberlich zurückbezahlt wurden.

Die Luxemburger Banken haben also mit Hilfe der Regierung das Kunststück fertiggebracht, kaum direkt von der Schuldenkrise betroffen zu sein und sie dann auch noch zum Vorwand zu nehmen, um kräftig Steuern zu sparen.

| | 1980 | 1981 | 1982 | 1983 | 1984 | 1985 | 1986 | 1987 | 1988 | 1989 | 1990 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Westeuropa: Bankkredite außerhalb Westeuropas in % der Gesamtkredite: | 44,6 | 47,4 | 48,2 | 51,5 | 53,2 | 51,7 | 53,1 | 53,9 | 55,0 | 53,8 | 49,9 |
| Luxemburg: Bankkredite außerhalb Westeuropas in % der Gesamtkredite: | 29,5 | 30,9 | 29,8 | 32,4 | 33,6 | 30,6 | 29,9 | 29,5 | 29,7 | 30,2 | 25,1 |
| Kredite Luxemburger Banken an Dritte Welt in Milliarden: | 15,0 | 15,7 | 15,7 | 15,8 | 15,4 | 15,9 | 20,0 | 25,8 | 24,2 | 29,7 | 34,0 |
| Provisionen in Milliarden: | 8,7 | 20,8 | 40,9 | 52,6 | 47,2 | 54,5 | 51,0 | 42,5 | 35,0 | 38,7 | 63,9 |
| Profite in Milliarden: | 21,6 | 36,0 | 56,7 | 68,7 | 67,5 | 79,6 | 76,6 | 69,4 | 73,1 | 73,2 | 90,9 |
| Profite minus Provisionen in Milliarden: | 13,0 | 15,2 | 15,8 | 16,1 | 20,3 | 25,1 | 25,6 | 26,9 | 38,1 | 34,5 | 27,0 |
| Steuern in Milliarden: | 6,6 | 8,2 | 8,0 | 8,2 | 9,8 | 11,8 | 11,4 | 11,3 | 14,6 | 10,6 | 7,9 |
| Steuern in Prozent der Profite: | 30,6 | 22,8 | 14,1 | 12,0 | 14,5 | 14,8 | 14,2 | 16,3 | 20,0 | 14,5 | 8,7 |

(Quelle: IML, BIZ)

# Die neue alte Festung

Die Festung Luxemburg, aus P. H. Witkamp: *»Geschiedenis der zeventien Nederlanden«*, Amsterdam 1880

Zwar ist der Wirtschaftsliberalismus eine Art Staatsreligion in Luxemburg und anderen EG-Staaten, aber er wird höchst einseitig interpretiert. So wird der ungeschützte Zugang zu den Absatzmärkten der Entwicklungsländer verlangt, aber gleichzeitig der Binnenmarkt der EG mit Zollschranken gegen Produkte aus der Dritten Welt geschützt. Und wenn die Freizügigkeit auf dem Weltmarkt gefordert wird, beschränkt sie sich auf die freie Zirkulation von Kapital und Waren. Die Zirkulationsfreiheit für das einzige Gut, das die meisten Entwicklungsländer im Überfluß haben — Arbeitskräfte — bleibt jedoch stets ausgeklammert.
Um vor allem die weltweiten Unterschiede zwischen Reich und Arm zu erhalten, gelten eine äußerst strenge Gesetzgebung und teilweise mittelalterliche Praktiken, um zu verhindern, daß Menschen aus der Dritten Welt das Großherzogtum betreten. So als ob Luxemburg wieder eine Festung wäre, die ihre Tore fest verschließt, um nur ja nicht den innerhalb ihrer Mauern gehorteten Reichtum mit einem *»Fremden«* teilen zu müssen.

Mehr als ein Symbol ist die Paßkontrolle auf Findel: Die einen Fluggäste passieren anstandslos, die anderen werden, obwohl ihre Papiere in Ordnung sind, vom diensttuenden Gendarmen regelrecht verhört. Weshalb sie einreisen wollen, was sie hier zu tun haben, wo sie wohnen werden, wieviel Geld sie bei sich haben, ob sie ein Rückflugticket besitzen... Die Opfer dieser peinlichen Verhöre haben eins gemeinsam: Sie gehören nicht zur reichen, weißen Herrenrasse. Es sind Reisende aus Afrika, Lateinamerika und Asien. Und wer nicht zur reichen, weißen Herrenrasse gehört, steht anscheinend nicht bloß von amtswegen im dringenden Tatverdacht, Terrorist oder Drogenschmuggler zu sein. Viel schlimmer, er oder sie wird vor allem verdächtigt, arm zu sein — seit jeher das schlimmste und gefährlichste aller Verbrechen. Artikel 2 des Ausländergesetzes vom 28. März 1972 definiert dieses Verbrechen als *»qui est susceptible de compromettre la sécurité, la tranquilité, l'ordre ou la santé publics«* und *»qui ne dispose pas de moyens suffisants pour supporter les frais de voyage et de séjour«*.

## Gefängnis wegen Armut

Selbst wenn sie sich die Reise von Rio, Lagos oder Bombay nach Luxemburg leisten können, bekommen die Armen von vorneherein keine Einreisevisa für das Großherzogtum. Und wer es trotzdem geschafft hat, bis nach Luxemburg zu kommen, wird rasch ins nächste Flugzeug Richtung zurück in die Dritte Welt gesetzt.
So gehört Luxemburg zu jenen reichen Industrieländern, die im Vergleich zu ihrer Bevölkerungszahl den wenigsten Verfolgten Asyl gewähren. Eine gesetzliche Regelung des Asylrechtes gibt es nicht. Statt dessen erteilen die zuständigen Verwaltungen, Außen- und Justizministerium, willkürlich Asyl oder — öfters — verweigern es. Eine Prozedur, die in erster Linie verhindern soll, daß Luxemburg in Widerspruch zu internationalen Abkommen gerät. Außenminister Jacques F. Poos mußte am 28. Januar 1992 auf eine parlamentarische Anfrage hin eingestehen, daß 1991 bei den Luxemburger Behörden 238 Ayslanträge gestellt wurden, von denen nur 5 bewilligt wurden. Zwei Asylsuchende durften *»aus humanitären Gründen«* im Land bleiben. Von den Antragstellern kamen drei Viertel aus Osteuropa; aus der Dritten Welt kamen 16 Leute aus dem Zaire, 6 aus dem Iran, 5 aus Äthiopien, 4 aus Algerien sowie weniger als 4 aus einem Dutzend weiterer Länder.
Am schlimmsten ergeht es jenen Armen, für die die Luxemburger Behörden kein *»Heimatland«* finden, in das sie sie mit Handschellen zurückschicken können. Sie werden ohne jede Straftat und ohne jedes Gerichtsurteil bis zu einem halben Jahr ins Schrassiger Gefängnis gesteckt, ähnlich den mittelalterlichen Schuldtürmen und Armenhäusern, wo die Armen oder Obdachlosen eingesperrt wurden.
*»Seit dem 31. Mai sitzt ein junger Schwarzafrikaner im Gefängnis von Schrassig,«* berichtete das *d'Letzeburger Land* am 31. August 1990.
*»Koutsimouka möchte auf keinen Fall in den Kongo abgeschoben werden, weil er die Landessprache angeblich nicht beherrscht. Eigentlich hätte er am vergangenen Mittwoch dorthin geflogen werden sollen: sämtliche Vorbereitungen waren getroffen; selbst zwei Sicherheitsbeamte, die ihn begleiten sollten, waren geimpft worden. Dann wurde die Aktion im letzten Augenblick abgeblasen, weil noch Zweifel über die Identität des Schwarzafrikaners bestehen. Vorläufig bleibt er damit, entsprechend Artikel 15 des Gesetzes vom 28. März 1972, das unter anderem die Einreise und den Aufenthalt ausländischer Bürger regelt, „à la disposition du Gouvernement, dans un établissement à ce désigné, pour une durée maximum de six mois". Weil es in Luxemburg kein besonderes Gebäude für derartige Fälle gibt, kommt der illegale Einwanderer zwangsläufig nach Schrassig. Im Justizministerium legt man Wert auf die Feststellung, daß er dort allerdings, zumindest formaljuristisch betrachtet, keine Strafe absitzt. Nur so erklärt sich, wie es möglich ist, daß die Luxemburger Gesetzgebung ausdrücklich vorsieht, einen Menschen ein halbes Jahr festsetzen zu können, ohne ihn einem Richter vorzuführen zu müssen. Fälle dieser Art kommen, wenn auch nicht ganz so spektakulär, mehrmals im Jahr vor.«*

## Tourismus und Adoption

Zwei einseitige Formen des menschlichen Kontakts zwischen Luxemburgern und Afrikanern, Asiaten oder Lateinamerikanern sind der Tourismus von Norden nach Süden und die Adoption von Süden nach Norden.

Mit dem gestiegenen Wohlstand machten in den letzten Jahren immer mehr Leute Fernreisen. Luxair bietet Pauschalreisen in verschiedene islamische Länder des Mittelmeerraums an: Marokko, Tunesien, Ägypten und Türkei sowie nach Südafrika. Daneben bieten alle Reisebüros Fernreisen ausländischer Reiseunternehmen an. Da die Reisen aber meist darauf ausgerichtet sind, am Urlaubsort den in Luxemburg gewohnten Lebenskomfort zu imitieren oder zu überbieten, statt die Reisenden auf die kulturelle Begegnung mit Menschen anderer Länder vorzubereiten, tragen diese Reisen nur selten zum gegenseitigen Verständis bei.

Verschiedene Luxemburger Paare adoptieren Kinder aus der Dritten Welt. Viele dieser Kinder kommen aus Vietnam, wo sie Opfer oder Spätopfer des Kriegs geworden sind, oder aus Peru, wo 60 Prozent der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze leben und die Adoptionsgesetzgebung großzügiger ist als in anderen Ländern.

Ein ähnliches Schicksal erlitt Khatari Oueld Sidi aus der Demokratischen Arabischen Republik Sahara, die 1979 vom marokkanischen Diktator Hassan II. annektiert und seither besetzt ist, ohne daß dies die sogenannte freie Welt zu einem dem zweiten Golfkrieg vergleichbaren Befreiungskrieg bewogen hätte. Um nicht, wie die Hälfte seines Volks, in Flüchtlingslagern leben zu müssen, reiste das Kriegsopfer Khatari Oueld Sidi 1988 nach Westeuropa und stellte am 18. Dezember 1991 im Luxemburger Paßbüro des Ilot de Clairefontaine entsprechend der Genfer Konvention einen Antrag auf politisches Asyl. Da sich der Antragsteller nicht für das Paßbüro zufriedenstellend ausweisen konnte, rief dieses zwei Gendarmen herbei, die Khatari Oueld Sidi festnahmen und im Namen des Justizministers nach Schrassig ins Gefängnis brachten.
Ein halbes Jahr später entschied der

Streitsachenausschuß des Staatsrats, daß der Mann unschuldig und illegal in Schrassig eingesperrt war. Nicht wegen des Prinzips, sondern weil *»l'arrêté ministériel du 18 décembre 1991 ayant mis le requérant à disposition du Gouvernement a été pris sans qu'il y ait eu de délibération préalable du Gouvernement en conseil.«*
Doch schon hatten die flinken CSV- und LSAP-Minister ordnungsgemäß *»en conseil«* entschieden, daß Khatari Oueld Sidi auf jeden Fall wieder in Schrassig eingesperrt bleiben soll.
Auf eine parlamentarische Anfrage hin erklärte Justizminister Marc Fischbach am 9. April 1992, daß *»le nombre de mesures de mise à disposition du Gouvernement prises en 1991 s'élève à 19; parmi ces étrangers, un seul avait fait l'objet d'un refus du statut de réfugié. (...) Depuis l'entrée en vigueur de la loi du 28 mars 1972 le cas d'un étranger qui n'avait pu être rapatrié à l'issue de la période maximale de détention de six mois ne s'est pas présenté, alors que les services du ministère veillent à ce que l'étranger obtienne, avant l'écoulement de ce délai, des documents d'identité nécessaires.«*

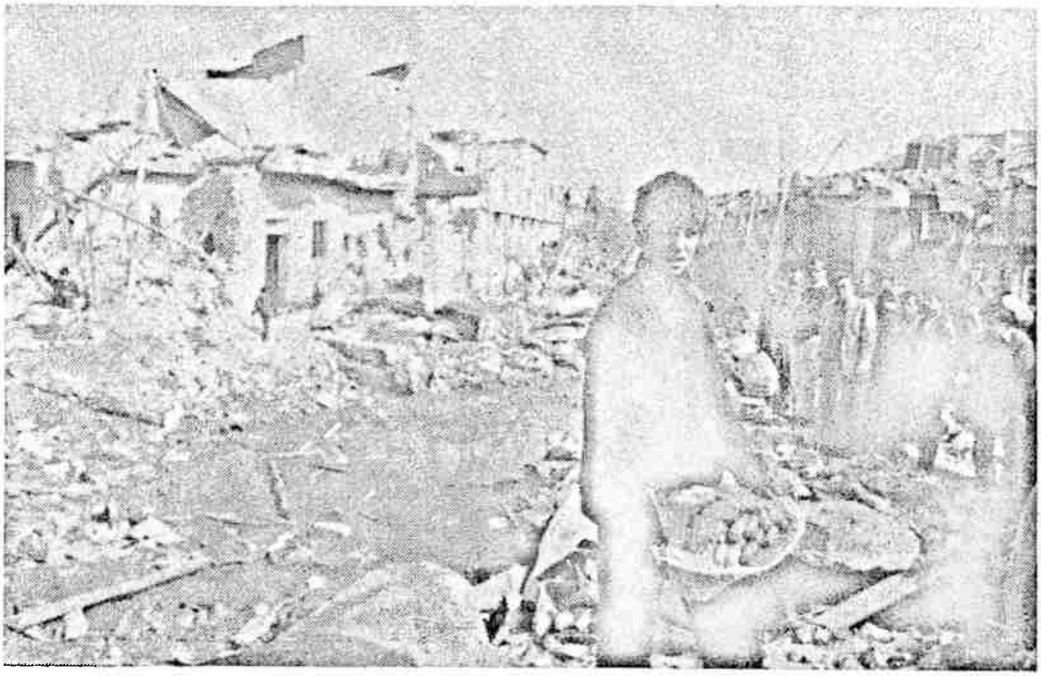
## Das Schengener Abkommen

Am 14. Juni 1985 wurde in Schengen ein Abkommen signiert, das die Grenzkontrollen des für 1993 angekündigten EG-Binnenmarkts im Inneren, das heißt zwischen den EG-Ländern, abbauen und gleichzeitig nach außen, das heißt zu der restlichen Welt, verschärfen soll. Wer innerhalb der reichen, weißen EG lebt, bekommt, nach den Waren und dem Kapital, das Reisen zwischen den zwölf Mitgliedsländern einfacher gemacht, aber wer von außerhalb in die EG will, erhält nur eine Chance, wenn er nicht arm ist. So werden die Visa- und Asyl-Verfahren auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner vereinheitlich — ein Reisender oder ein Asylbedürftiger, der in einem EG-Land abgewiesen wurde, ist in der ganzen EG abgewiesen. Wobei der Historiker Gérard Noiriel hinzufügt: *»Quant à l'Europe, sur les 15 millions de réfugiés que compte la planète, elle en accueille actuellement moins de 5 % et l'on peut craindre que l'un des effets les plus immédiats des accords de Schengen soit de réduire encore cette proportion.«* (*Libération*, 02.07.91)
Das Schengener Abkommen enthält sogar schwarze Listen von ganzen Nationen, die als *»illegale Immigranten«* und *»Sicherheitsrisiken«* bekämpft werden sollen. Laut diesen schwarzen Listen, die von Afghanistan bis Zaire reichen, würden schätzungsweise drei Viertel der Menschheit eine Bedrohung für die EG darstellen.
Unter den Staaten, die für die 330.000.000 EG-Bürger ein besonderes *»problème de flux migratoires«* darstellen, werden unter anderem die Karibikinselchen Sankt Vincent und Grenadinen aufgelistet (108.000 Einwohner). So als ob die Fischer von Sankt Vincent und Grenadinen nichts anderes im Schilde führten,

**Massenauswanderung aus Nigeria, Frühjahr 1983**

als eines Tages mit Säbeln zwischen den Zähnen die Belle Etoile, Euromotor und was es sonst noch an Schätzen im Großherzogtum gibt, entern zu kommen. Jedenfalls dürfen sie, so die Schengener Abkommen, am besten keine Einreisevisa, keine Asylverfahren gewährt bekommen, und die Luxair soll bestraft werden, wenn sie einen Fischer von Sankt Vincent oder von den Grenadinen auf Findel absetzt, der zwar sein Flugticket bezahlt aber keinen Stempel im Paß hat.
Damit sind die Schengener Abkommen Ausdruck einer Politik, die Angst vor drei Vierteln der Menschheit hat. Dieser Verfolgungswahn verlangt auch innerhalb der EG immer mehr Polizeistaat. Den Anfang machen die Schengener Abkommen mit dem großangelegten Überwachungsprojekt Schengener Informationssystem.
Die Angst vor drei Vierteln der Menschheit ist die panische Angst, daß die Armut anderer Kontinente, die täglich im Fernsehen zu sehen ist, ansteckend sein könnte. Und je größer die Unterschiede zwischen Reichtum und Armut werden, um so mehr werden Soldaten, Gendarmen, Securitas-Agenten, Sicherheitsschlösser, Videokameras, Magnetkarten, Ausweiskontrollen, Leibesdurchsuchungen, Stacheldraht, Panzerfahrzeuge, Tränengas, Maschinenpistolen, Golfkriege und Schengener Abkommen nötig, um die hochrentable Ungerechtigkeit zu erhalten.

# Im neuen Weltordnungskrieg gegen Irak



**Zerbombtes Wohnviertel in Bagdad**

Am 2. August 1990 um 2.00 Uhr Ortszeit begannen 80.000 Soldaten der irakischen Militärdiktatur, das halbfeudale Ölscheichtum Kuwait zu überfallen, das in Luxemburg vor allem mit seinen *»Q8«*-Tankstellen und einer Anzahl Bankkonten präsent ist.
Nach dem zehn Jahre langen Krieg gegen den Iran war der Irak so gut wie ruiniert, er brauchte dringend Geld für den Wiederaufbau. Durch die Wirtschaftskrise in wichtigen westlichen Staaten, durch die erhöhte Ölförderung unter anderem Kuwaits und durch den gesunkenen Dollar-Kurs waren die Erdölpreise gefallen. Am 1. August 1990 kostete ein Liter Heizöl 7,70 Franken, gegenüber 9,60 Franken am 1. Januar 1990.
Eine Woche vor dem Überfall hatte die OPEC in Genf beschlossen, den Faßpreis Erdöl auf 21 Dollar zu erhöhen und die Produktionsmenge auf 22,5 Millionen Faß am Tag zu begrenzen. Der historisch genannte Beschluß war erst möglich geworden, nachdem Irak Kuwait und die Vereinigten Arabischen Emirate offen bedroht hatte, weil sie mehr produzierten als sie sich verpflichtet hatten und damit im Interesse der Industriestaaten die Preise kaputt machten.
Der Irak hatte Kuwait zudem vorgeworfen, ein gemeinsames Ölfeld in der Grenzregion auf Kosten des Iraks auszupumpen. Kuwait hatte den Irak im Krieg gegen Iran mit Milliarden-Krediten unterstützt; durch den Überfall wurde der Irak über Nacht seine Schulden los.

# Ein Fünftel des Welt-Erdöls

Der Irak verkündete die Annexion Kuwaits als 19. irakische Provinz. Damit kontrollierte er ein Viertel der Erdölproduktion im Nahen Osten und ein Fünftel der bekannten Erdölvorkommen der Erde. Über Nacht sollte ein Land in der OPEC tonangebend werden, das andere Interessen verfolgte, als den Westen billig und brav mit Öl zu versorgen.
Deshalb stiegen gleich nach Bekanntwerden der irakischen Invasion die Ölpreise teilweise auf fast 25 Dollar je Faß. Die westlichen Regierungen rechneten aus, daß ein solcher Preis über längere Zeit die wirtschaftliche Rezession verallgemeinern würde. Bis Ende 1991, fürchteten sie, würde er über 2 Prozent mehr Inflation und 2 Prozent weniger Wirtschaftswachstum bringen. Also waren sie daran interessiert, daß die dienstbaren Scheichs in Kuwait zurück an die Macht kämen.
Noch eine Woche vor dem Überfall hatte die US-amerikanische Botschafterin April C. Glaspie dem irakischen Präsidenten Saddam Hussein scheinbar freie Hand gelassen, indem sie ihm versicherte, daß die USA *»keine Meinung zu zwischenarabischen Konflikten, wie Ihrem Grenzstreit mit Kuwait, haben«*.
Doch bereits einen Tag nach dem Überfall begannen die USA, im größten Militäreinsatz seit dem Vietnamkrieg, Seestreitkräfte und danach Luft- und Bodenstreitkräfte nach Saudiarabien zu verlegen, um es angeblich vor einem unmittelbar bevorstehenden irakischen Überfall zu schützen, zu dem es nie kam. Präsident Bush sprach von einem *»völlig defensiven«* Unternehmen und rief die Verbündeten zu einer multinationalen Streitmacht auf. Als erste kriegerische Handlung blockierten die USA die Seefahrtswege des Iraks.
Am gleichen Tag, wo die US-Armee den Marschbefehl bekam, forderte das *Institut Monétaire Luxembourgeois* auf Betreiben der Regierung in einem Rundschreiben die Banken am Finanzplatz auf, sämtliche kuwaitischen Konten *»genau zu kontrollieren«*. Der kuwaitische Exilfinanzminister kam zwei Wochen später nach Luxemburg, um sich zu vergewissern, daß er das Sagen über das Geld behalten hatte.
Am 10. August unterbrach die Regierung ihre Sommerpause zu einer Krisensitzung, wo Staatssekretär Georges Wohlfart seinen Eindruck von der kurz zuvor beendeten NATO-Tagung in Brüssel mitteilte: Die USA wollten ihre NATO-Verbündeten um jeden Preis in ihr Militärabenteuer verwickeln. Konnte Luxemburg da abseits stehen?
Bald nach seinem Überall auf Kuwait nahm der Irak sämtliche westliche Staatsbürger als Geiseln — und ließ sie dann Wochen später wieder unbehelligt ausreisen. Lange war unklar, ob drei oder vier Luxemburger unter den Geiseln waren.
Der Irak annektierte den Kuwait, plünderte ihn aus, mißhandelte die verbliebene Bevölkerung — und bot wiederholt an, das Land zu räumen, wenn die USA

**N° 3423**
CHAMBRE DES DEPUTES
Session ordinaire 1989 - 1990

**PROJET DE REGLEMENT GRAND-DUCAL**

**Imposant le gel des avoirs des Etats et des résidents du Koweit et de l'Irak et soumettant à licence les exportations vers ces deux pays ainsi que les importations qui en proviennent**

* * *

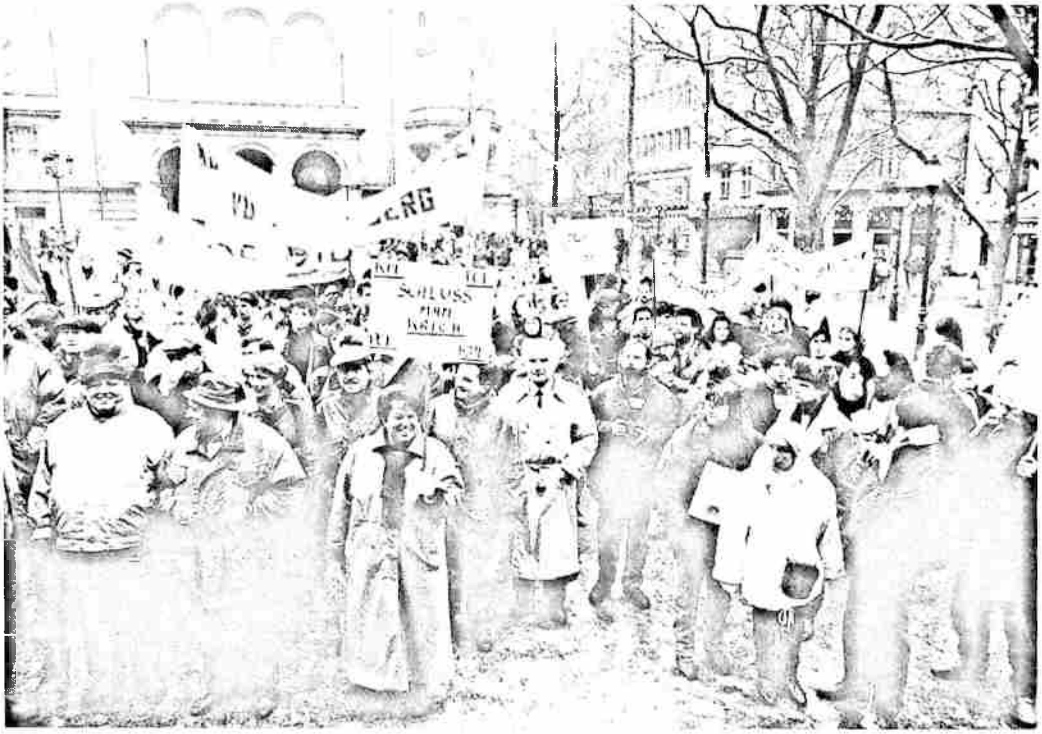
*(Dépôt: le 6.8.1990)*

**Großherzogliches Reglement über das Einfrieren kuwaitischer und irakischer Guthaben in Luxemburg**

in eine Nahostkonferenz über Palästina und Libanon einwilligten.
Doch die USA erklärten sich nicht an einer Verhandlungslösung interessiert, die vielleicht hunderttausend Menschenleben hätte retten können. Nach dem Zusammenbruch des Warschauer Pakts im Vorjahr sahen die USA eine einmalige Gelegenheit, um sich mit militärischen Mitteln eine unbestrittene internationale Führungsrolle zu erobern — auch gegenüber der EG und Japan, an die sie wirtschaftlichen Einfluß verloren hatten.
Wie die *New York Times* und Starjournalist Bob Woodward in seinem Buch *»The Commanders«* nachträglich berichteten, begann bereits im September 1990 in Washington die Planung für eine Kriegsoffensive gegen den Irak. Spätere internationale Treffen und UNO-Beschlüsse dienten dann der nachträglichen Legitimation. Zur internationalen Legitimation ihrer Politik setzten die USA aber auch ihre Verbündeten zunehmend unter Druck, um unter US-Kommando mit an den Golf zu marschieren.

# Großherzogtum wieder unter den *»Alliierten«*

Nachdem Belgien zwei Minensuchboote mit einem Versorgungsschiff und die Niederlande zwei Fregatten gegen Süden in Bewegung gesetzt hatten, beschloß die Luxemburger Regierung nach einer Sitzung der Westeuropäischen Union am 21. August, sich finanziell an diesen Expeditionen zu beteiligen. Luxemburger Soldaten sollten nur in das Kriegsgeschehen verwickelt werden, wenn der Irak seinen NATO-Nachbar Türkei angegriffen hätte. Dort spionierten bereits AWACS-Flugzeuge mit Luxemburger Hoheitszeichen in den irakischen Luftraum hinein.
Ex-Armeeminister Emile Krieps (DP) forderte, daß, wie im Koreakrieg, eine Luxemburger Freiwilligenkompanie für den Wüstenkrieg aufgestellt werden sollte. Am 10. Oktober diskutierte das Parlament über die Politik zur Golfkrise. Außenminister Jacques F. Poos teilte mit, daß Luxemburg bis dahin über 200 Millionen in die Golfkrise investiert hatte, die es aber durch höhere TVA-Einnahmen auf dem verteuerten Erdöl schon wieder eingenommen hatte. CSV, LSAP, DP und 5/6 stimmten eine Motion, in der sie Regierung und USA das Vertrauen aussprachen.



Kundgebung gegen den zweiten Golfkrieg am 19. Januar 1991, aus *Zeitung vum Lëtzebuerger Vollek* vom 22.01.1991

An der Heimatfront begann der Propagandakrieg. Den irakischen Präsidenten, über den *Luxemburger Wort*, *tageblatt* und RTL während Jahren kaum ein Wort verloren hatten, stellten sie nach ausländischem Vorbild plötzlich als *»Hitler des Nahen Ostens«* dar. Die Vergleiche mit dem zweiten Weltkrieg rissen nicht ab, um den Ölpreiskrieg als *»gerechten Krieg«* wie die Befreiung von Faschismus erscheinen zu lassen. Die USA und ihre Verbündeten nannten sich, wie vor einem halben Jahrhundert, nur noch *»Alliierte«*. Während Tag und Nacht zu hören war, daß für Freiheit und Demokratie im seit jeher absolutistisch regierten Kuwait gekämpft würde, sollte Ex-Präsident Richard Nixon am 7. Januar 1991 in der *International Herald Tribune* schreiben: *»Als Senator Bob Dole sagte, wir seien wegen des Öls am Golf, und als Außenminister James Baker sagte, wir seien dort wegen der Arbeitsplätze, wurden sie kritisiert, weil sie unser Vorgehen mit rein egoistischen Beweggründen rechtfertigten. Wir sollten uns nicht dafür entschuldigen, daß wir unsere lebenswichtigen Wirtschaftsinteressen verteidigen.«*
Doch dank der großen Reserven und der Produktionssteigerungen anderer Staaten verursachte der Lieferausfall Iraks und Kuwaits zu keinem Zeitpunkt eine Ölknappheit. Trotzdem wurden innerhalb von zweieinhalb Monaten nach dem irakischen Überall siebenmal die Erdölpreise bei uns erhöht. Wie bei den Ölkrisen 1973 und 1979 waren es die Erdölkonzerne, welche die Golfkrise zum Vorwand nahmen, um gewaltige Extraprofite herauszuschlagen.
Zwei Tage nach den US-Wahlen, am 8. November, kündigte US-Präsident George Bush an, daß die Zahl der US-Truppen am Golf von 230.000 auf 500.000 erhöht würden, damit sie zu einem Angriffskrieg gegen den Irak fähig würden. 24 Stunden später rief die Regierung die Nationale Tripartite für den 17. Januar, genau den Tag des Kriegsbeginns, zusammen, um über die wirtschaftlichen Folgen des heranrückenden Kriegs zu beraten. Aus Patronatskreisen wurde schon die Forderung laut, in *»nationaler Solidarität«* die automatische Indexanpassung der Löhne außer Kraft zu setzen.
Eine Woche danach erlaubte die CSV/LSAP-Regierung den USA, Panzer und Laster aus Deutschland durch Luxemburg in Richtung Nordseehäfen für die Verschiffung in den Golf zu transportieren.
Am 29. November ließen sich die USA einen ab 15. Januar 1991 gültigen Blankoscheck für einen Krieg gegen den Irak vom UNO-Sicherheitsrat stimmen, jenem kleinen Ausschuß, wo — im Gegensatz zur UNO-Vollversammlung — die reichsten westlichen Industrie- und Atomstaaten zum großen Teil das Sagen haben. Von da an lebte die Welt nur mehr im

Banne des näherrückenden Ultimatums.

## Krieg, »aber kein Grund zur Besorgnis«

Die herrschenden Medien *Wort*, *tageblatt*, RTL und deutsches Fernsehen, die andere Kriege und Überfälle in der Dritten Welt als Randnotizen abtun, schürten eine wachsende Kriegshysterie, die dazu beitrug, daß der Krieg in einem großen Teil der Bevölkerung Unterstützung fand.
Selbst ansonsten friedliche Bürger empfanden, bewußt oder unbewußt, den irakischen Angriff auf das kuwaitische Öl als Bedrohung des Luxemburger Wohlstandsmodells durch einen Dritte-Welt-Diktator. Sie billigten deshalb, daß er mit Militärgewalt auf seinen Platz verwiesen wurde — wenn es nur schnell geschah und wenig Blut gezeigt wurde. Als das

Crise du Golfe

Emile Krieps : « Le Grand-Duché devrait fournir un contingent de volontaires »

***Républicain Lorrain* vom 28.09.1990**

Flächenbombardement Iraks bereits ohne Unterbrechung lief, titelte das *Luxemburger Wort* am 18.1.91 über die Tripartite-Sitzung: *»Weniger Wachstum, aber kein Grund zur Besorgnis«*.
Das Einverständnis mit dem Krieg reichte bis in Linksparteien und Gewerkschaften hinein. Auch wenn die LSAP-Führung ihre liebe Mühe hatte, die ganze Partei hinter Außen- und Armeeminister Jacques F. Poos zu sammeln, der voll auf US-Kurs war. Nach namhaften Intellektuellen im Ausland begannen auch einheimische Intellektuelle mit wüsten Beschimpfungen aller Gegner des Kriegs, den sie vor allem als Verteidigung Isreals umdeuteten.
Demagogisch waren alle gegen einen Krieg im Abstrakten und für den Ölkrieg am Golf im Konkreten. Das sonst ultramontane Bistumsblatt ignorierte weitgehend die Aufrufe des Papstes gegen den Krieg und versuchte, die Kriegsgegner als *»sogenannte Pazifisten«*, Feiglinge und Verräter darzustellen, insbesondere *»wenn solche und ähnliche Äußerungen aus angeblich berufenem Munde zu hören sind oder gar christlich verbrämt werden.«* (14.1.91)
Die Kriegspropaganda tönte zwar, daß angeblich die ganze Welt gegen den irakischen Diktator sei. Doch in vielen arabischen und islamischen Ländern hielt ein Großteil der Öffentlichkeit zum Irak. Professor Zaki Laïdi (*Libération*, 12.1.91) sah *»un phénomène à l'ampleur inédite: la mondialisation des frustrations. Désormais, les déclassés du monde entier, qu'ils soient Est-Européens ou originaires du Sud, ont non seulement conscience de leur infériorité économique et sociale mais également de leur pouvoir de nuisance face à un Nord qui, au fil des mois, calfeutre ses frontières poreuses et protège ses marchés précarisés par la compétition mondiale.«*

## 180 großherzogliche Soldaten und eine Mahnwache

In einem Interview mit dem *Luxemburger Wort* am 8.1.91 kündigte Armeekommandant Armand Brück stolz an: *»Wenn die Türkei einen diesbezüglichen Antrag stellt, ist es selbstverständlich, daß wir das rund 180 Mann begreifende Kontingent dorthin verlegen werden.«* Mit beachtlichem Erfolg fand am 12. Januar aber auch vor dem Außenministerium eine Mahnwache der Friedensbewegung und von Organisationen links von der LSAP statt. Kurz vor Ablauf des Ultimatums meldeten die Kaufhäuser erstmals seit einer Generation wieder Kriegshamsterkäufe an Konserven, Mehl, Reis und Teigwaren.
Am 8. Januar 1991 wiederholte US-Präsident Bush, daß er jeden Verhandlungskompromiß mit dem Irak ablehne — die USA hatten zu dem Zeitpunkt 650.000 Soldaten am Golf mobilisiert. Im letzten Augenblick machten insbesondere Frankreich und die Sowjetunion halbherzige Vermittlungsversuche, um den Krieg abzuwenden, aber die USA nahmen sie nur symbolisch zur Kenntnis.
Am 17. Januar um 00.52 Uhr meldete die US-Agentur AP in einer *»Vorrang«*-Meldung *»Blitze am Himmel über Bagdad«*.
Am 17. Januar begannen die USA, Großbritannien und Frankreich, mit bis Kriegsende 110.000 Flugzeugeinsätzen den Irak und Kuwait unter 88.500 Tonnen Bomben zu begraben. Während die Leute vor ihren Fernsehgeräten immer nur den Einsatz zielgenauer *»intelligenter Waffen«* gegen militärische Objekte wiederholt bekamen, machten diese in Wirklichkeit nur 7 Prozent der abgeworfenen Bomben aus. Im Gegensatz zur Kriegspropaganda zerstörten diese für die Befreiung Kuwaits unsinnigen Bombardements die zivile Infrakstruktur des Iraks: Straßen, Fabriken, Krankenhäuser, Wohnhäuser, Wasserleitungen, Kanalisation, Telefon.
Denn einer im großen Maßstab organisierten Zensur gelang es, die Kriegsberichterstattung weitgehend von den Kriegsopfern, Toten und Verletzten, frei zu halten. So wurde das Bedürfnis eines großen Teils der Kriegsbefürworter erfüllt, daß ihr schlechtes Gewissen zumindest mit der Illusion eines schnellen und klinisch sauberen Kriegs beruhigt wurde. Das Fernsehen berichtete mangels Informationen größtenteils über seine eigene Berichterstattung, das *tageblatt* warb tagelang fasziniert mit Schaubildern für die neusten technischen Leistungen der eingesetzten Tötungsmaschinen.

GOLFE/MOYEN-ORIENT : APPROCHE GLOBALE POUR UN SCENARIO D'APRES-CRISE

NOTE DE LA PRESIDENCE

La présente note de la Présidence pourrait servir de base à la discussion des Ministres sur l'après-crise le 19 février 1991. La Présidence a, dans la mesure du possible, tenu compte de toutes les observations et suggestions des partenaires. Il n'en demeure pas moins que ce document est avant tout destiné à susciter la réflexion des Ministres et non pas à refléter des positions communes. La partie consacrée à la coopération économique a été proposée par la Commission par Coreu.

ooOoo

Quant à la procédure :

La présente note a pour objet de permettre une discussion articulée sur l'après-crise dans le Golfe, au Moyen-Orient et au Maghreb. Elle devrait permettre de dégager un certain nombre d'orientations et des premières lignes d'action.

Ce débat ne saurait être que préliminaire et est appelé à être enrichi au regard des consultations que la Troïka ministérielle pourrait avoir dans la foulée de la réunion du 19 février. La discussion sera reprise à l'occasion du Conseil Affaires Générales du 4 mars 1991.

Quant au fond :

La définition d'une approche globale se heurte à deux difficultés, l'une tenant aux incertitudes sur la situation qui prévaudra à l'issue des opérations militaires, l'autre tenant aux limitations dans les compétences inhérentes à l'action de la Communauté et de ses Etats membres.

Il n'en demeure pas moins que la définition d'une approche globale doit constituer un engagement prioritaire et un test de la volonté de l'Europe communautaire d'agir avec unité, efficacité et cohérence sur la scène internationale.

**Entwurf der Luxemburger EG-Ministerratspräsidentschaft für die EG-Politik nach dem Krieg**

# Erfolg des 27. Autofestivals

Den Beginn der Angriffe hatte US-Präsident George Bush in einer Fernsehansprache mitgeteilt. Er kündigte *»eine neue Weltordnung«* an und zitierte bewundernd einen seiner Hauptfeldwebel: *»Wir sind hier nicht bloß wegen des Preises für eine Gallone Benzin. Was wir tun, ist, die Zukunft der Welt für die nächsten 100 Jahre festzulegen.«*

In einer Ansprache vor dem Parlament hatte sich Staatsminister Jacques Santer am Vortag des Angriffs noch einmal hinter die US-Politik gestellt und die Vorkehrungen, die die Ölversorgung des Landes gewährleisten sollten, erläutert: *»Le nécessaire est préparé et (...) il n'y a pas lieu de sombrer dans une attitude alarmiste ou de panique.«* Unterdessen meldeten ESSO, Mobil, Texaco und Shell, daß ihre Profite im letzten Trimester 1990 unter den Auswirkungen der Golfkrise um über 300 %, 46 %, 35 % bzw. 69 Prozent gestiegen waren.

Der Golfkrieg wütete seit einer Woche, als das 27. Autofestival in den Garagen des Landes begann. Die Kunden wußten, daß gleichzeitig am Golf für ihr Menschenrecht auf einen GTI gestorben wurde, und so stiegen die Umsätze, entgegen ersten Befürchtungen des Garagistenverbands, auch 1991.

Die Regierung ließ mit Beginn des Kriegs die Grenzkontrollen verschärfen und ganze Straßenteile in der Umgebung des Regierungssitzes und der kriegsführenden Botschaften von Polizei und Militär abriegeln, so daß die Hauptstadt selbst vorübergehend wie im Kriegszustand aussah. Den Tankstellen wurde verboten, Benzin in Kanistern zu verkaufen. Am 22. Januar erließ die Regierung Ausführungsbestimmungen zum Gesetz vom 8.12.1981 über die Requisition von Zivilisten und Zivilmaterial im Kriegsfall.

Aufgerufen von den Parteien und Organisationen links von der LSAP, aber auch von OGB-L und FNCTTFEL, marschierten am 19. Januar fast 1500 Demonstranten vom Hauptbahnhof zum Stadtzentrum, um gegen den Krieg zu protestieren. Gefordert wurde der irakische Abzug aus Kuwait, das sofortige Ende des Kriegs und eine Nahostkonferenz.

Trotz einiger Vermittlungsversuche im letzten Augenblick begannen die USA am 24. Februar die Landoffensive gegen den Irak. Die *»viertgrößte Armee der Welt«*, von der monatelang erzählt worden war, was nur eine schlecht ausgerüstete Armee der Dritten Welt, die in 100 Stunden völlig überrannt wurde. Keine 540.000 irakische Soldaten, wie behauptet, waren in Kuwait, sondern höchstens 350.000. Die kilometerlangen, uneinnehmbaren Festungsanlagen entlang der Grenze, die das *tageblatt* mit technischen Zeichnungen in allen schauerlichen Einzelheiten erklärt hatte, waren ebenfalls Propagandalügen — wie das mörderische Giftgas, das gegen die US-Truppen eingesetzt und mit Scud-Raketen auf Israel geschossen werden sollte.

Nach dem Einmarsch in Kuwait-Stadt und einem Massaker an flüchtenden Truppen und Zivilisten auf der Straße ins Innere Iraks stellten die USA am 28. Februar die Kriegshandlungen ein.

Das genaue Ziel des Militäreinsatzes blieb für die Öffentlichkeit unklar. Zuerst waren die US-Truppen an den Golf geschickt worden, um angeblich Saudiarabien zu schützen, dann um Kuwait zu befreien, danach um das irakische Militärpotential zu zerschlagen und kurzzeitig, um den irakischen Diktator zu stürzen. Obwohl die USA einen Teil des Iraks besetzt hielten, ließen sie Saddam Hussein, den angeblichen *»Hitler des Nahen Ostens«* in Amt und Würde. Obwohl sie jeden einzelnen Flugzeugstart im Land kontrollierten, ließen sie zu, daß er die Aufstände der Kurden im Norden und der schiitischen Moslems im Süden blutig niederschlug. Schiiten und Kurden flüchteten mit nichts als dem nackten Leben in den Iran und die Türkei, wo sie zu verhungern und zu erfrieren drohten.

# Die *»neue Weltordnung«*

Die USA ließen sich unterdes vom UNO-Sicherheitsrat die Resolution 687 stimmen, die ihnen, so Paul-Marie de la Gorce im *Monde diplomatique* (8/91), *»l'établissement durable d'une mise en tutelle économique et militaire de l'Irak«* sicherte, *»l'abaissement durable et peut-être permanent d'un pays, la réduction au plus bas niveau possible de son développement et de ses activités, la stricte limitation de ses échanges et de ses relations extérieures«*.

Im von hunderten brennenden Ölquellen verseuchten Kuwait durfte Emir Scheich Jaber al Ahmad al Jaber as Sabah wieder seinen Thron besteigen und alle Versprechen auf Demokratisierung brechen. Kuwait Petroleum (Luxembourg) s.a. dankte am 2. März in verschiedenen Tageszeitungen mit ganzseitigen Anzeigen: *»Le Koweït est libéré! Kuwait Petroleum*

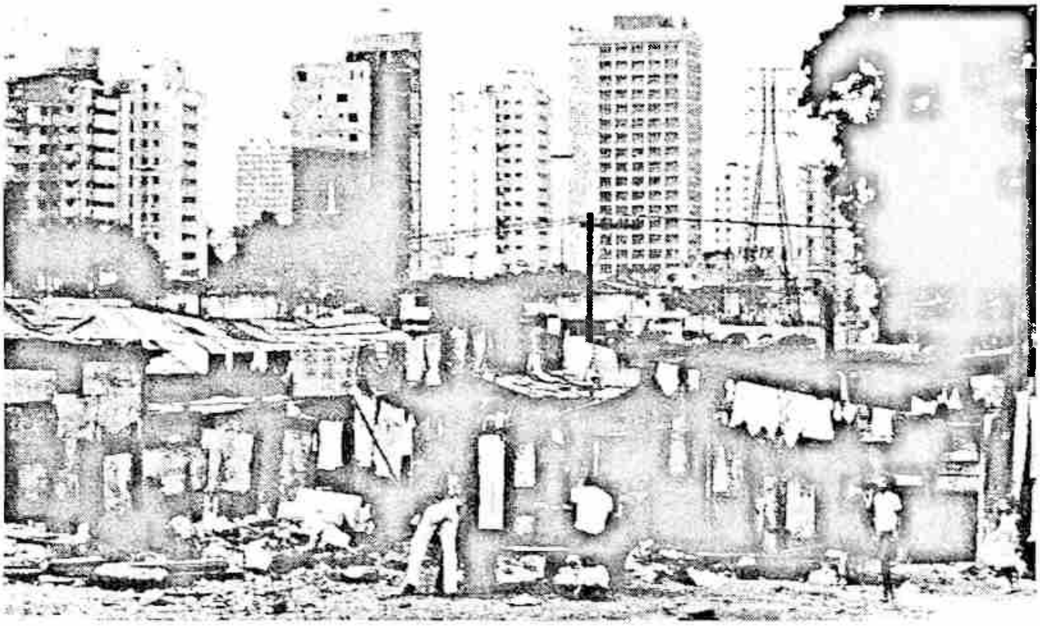
*Belgium adresse ses félicitations au gouvernement légitime et au peuple de l'état du Koweït et tient à exprimer ses remerciements et son estime à ses clients, fournisseurs et collaborateurs pour leur soutien et leur loyauté à Kuwait Petroleum.«* Der Erdölpreis erreichte wieder seinen Stand vor dem irakischen Überfall auf Kuwait. Das wichtigste Kriegsziel war erreicht.
Zu welchem Preis? Die genaue Zahl der Opfer dieses angeblich *»sauberen Kriegs«* wurde bis heute nicht bekannt. Am 22. Mai schätzte ein Sprecher der US-amerikanischen Defense Intelligence Agency, daß 100.000 irakische Soldaten getötet wurden.
Während einer Aktualitätsdebatte am 14. März rechnete Außenminister Jacques F. Poos vor: *»Zu engem Dollar-Cours vun 33 Frang emgerechent, beleeft sech dei provisoresch Facture vum „burden sharing" aus dem Golfkrich fir Lëtzebuerg op 825,5 Millioune Frang.«* Bei der Vorstellung des Budgetentwurfs für 1992 gab Finanzminister Jean-Claude Juncker am 5. August an, daß die Luxemburger Steuerzahler sich mit *»eppes mei wei enger Milliard«* am Ölkrieg am Golf beteiligt hatten.
Obwohl die Europäische Gemeinschaft während des gesamten Kriegs nur die Befehle der USA entgegennahm, hatte die Luxemburger Präsidentschaft des Ministerrats am 19. Februar, noch während des Kriegs, ein Diskussionpapier über eine *»Approche globale pour un scénario d'après-guerre«* mit Vorschlägen vorgelegt, wie die EG die Kriegsfolgen ausnutzen könnte, um ihren Einfluß im Nahen Osten und Maghreb zu verstärken. Doch die anschließenden Versuche von US-Außenminister James Baker, die Nachkriegsordnung im Nahes Osten und eine Nahostkonferenz zu organisieren, geschahen wiederum unter völligem Ausschluß der EG und der anderen Verbündeten. Die USA hatten bewiesen, daß politische Ziele wieder mit militärischen Mitteln verfolgt werden konnten, und spielten diese Stärke voll aus. Die *»neue Weltordnung«* hatte ihren alten Weltgendarm.

# Als der Krieg vorüber war, griff die Armee ein

Dagegen war die Luxemburger Armee, im Gegensatz zu jener Bangladeshs, Sierra-Leones oder Nigers, politisch und technisch nicht in der Lage, sich der Koalition der 28 *»Alliierten«* gegen den Irak anzuschließen. Trotzdem wollte auch sie vom Ölkrieg am Golf profitieren, um die steuerzahlende Öffentlichkeit von der Notwendigkeit ihres Fortbestands auch nach dem kalten Krieg zu überzeugen. Der Armeeminister und sein Staatssekretär, die zufällig auch für Entwicklungshilfe zuständig waren, entsandten deshalb in einer großen Propagandashow vom 12. April an Soldaten und Lastwagen mit Kleidern und Lebensmitteln — einschließlich Schweinefleisch für Moslems — ins türkische Grenzgebiet zum Irak. *»Am meisten berührte die Mitglieder der Luxemburger Expedition das Leuchten in den Augen dieser Menschen, als sie ein Paar Armeestiefel zuschnürten, einen Sack Luxlait-Pudermilch die Hänge hinaufschleppten,«* schwärmte ein *tageblatt*-Begleiter am 19.4.91 im Stil der Missionsliteratur.

Das idyllische Bild der großherzoglichen Armee als Mutter Teresa von Kalkutta für die hungernden und frierenden Kurden hielt allerdings nicht lange. Denn wenige Wochen später wurde bekannt, daß ein Teil der Soldaten *»Kalaschnikow«*-Maschinengewehre und andere Waffen aus der Kriegszone nach Luxemburg geschmuggelt hatten. Und während die irakischen Kurden von US-Truppen wie die Indianer zu Hause in Reservate zurückgedrängt und vergessen wurden — RTL sammelte werbewirksam 16,3 Millionen für eine Wasseraufbereitungsmaschine — nahm das NATO-Mitglied Türkei wieder die blutige Verfolgung der türkischen Kurden auf.

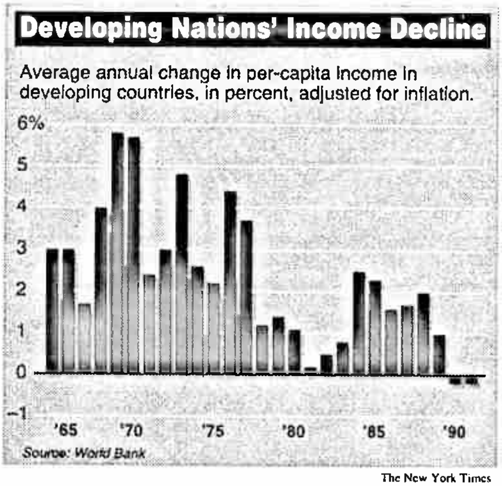
# Luxemburger Interessen und die Dritte Welt



**Elendsviertel in Sao Paulo**

Als eines der reichsten Länder der Erde hat Luxemburg heute klare, eigene Interessen gegenüber den armen Ländern des Südens, die es nach den Gesetzen der (Welt-)Marktwirtschaft als Konkurrenten empfinden muß. Weil die Armut immer eine Bedrohung für den Reichtum sein muß, zielen diese Interessen allesamt auf die Aufrechterhaltung des Reichtums und damit (uneingestanden) auch der Armut ab. Ein Umstand, der mit symbolischer Entwicklungshilfe im Ausland ansehlicher und im Inland moralisch erträglicher gemacht werden soll.

Natürlich gibt es niemals einheitliche *»luxemburgische Interessen«*. Gegenüber der Dritten Welt sind es zuerst die wirtschaftlichen Interessen der ARBED, Banken, Goodyear, Du Pont de Nemours u.a., die sich im Verhältnis zur Dritten Welt immer billigere Rohstoffe, Energie und Löhne, wachsende Marktanteile und somit steigende Profite erwarten. Doch die lohnabhängige Bevölkerung im Land hat teilweise gleichgelagerte Interessen. Nur von einem regelmäßigen Profitwachstum dieser Firmen können die Lohnabhängigen (und ihre Gewerkschaften) erwarten, daß regelmäßig einige Prozent Lohnzuwachs für sie abfallen, ohne daß sie sich auf soziale Kämpfe einlassen müssen. Bei allem Mitleid vor dem Fernsehen für die Not der Dritten Welt hat die lohnabhängige Bevölkerung auch die mehr oder weniger diffuse Gewißheit, daß eine nennenswerte Umverteilung des Reichtums zwischen Nord und Süd ihren Lebensstandard oder zumindest ihren Komfort bedrohen würde. Und daß ein schonender Umgang mit der Umwelt, der dem Süden Raum für eine eigene Entwicklung ließe, zum Abschied vom Auto




**Entwicklung des Prokopfeinkommens in den Entwicklungsländern, inflationsbereinigt in Prozent, aus *New York Times* vom 17.04.1992**

und Wegwerfkonsum führen könnte.
Als Mikrostaat, der, mit Ausnahme Chinas, nicht einmal Botschaften in der Dritten Welt unterhält, kann und muß Luxemburg seine Interessen gegen die Dritte Welt nicht selbständig wahrnehmen, so wie es die USA, Frankreich, Großbritannien und andere Länder immer wieder tun. Es hofft einerseits, ohne eigenen Aufwand davon mitprofitieren zu können, wenn solche Länder ihre gleichgelagerten Interessen politisch, wirtschaftlich und militärisch durchsetzen. Andererseits ist es Mitglied verschiedener internationaler Gremien, um seine Interessen dort gemeinsam mit anderen reichen Industriestaaten gegen die Dritte Welt durchzusetzen, wie in der Europäischen Gemeinschaft, der UNO und der Weltbank.

## Leben wir auf Kosten der Dritten Welt?

Die wesentlichen Interessen, die Luxemburger Wirtschaftskreise, die Regierung und teilweise die Mehrheit der Bevölkerung gegen die Dritte Welt unterhalten und durchzusetzen versuchen, sind:
— die regelmäßige Versorgung mit Energie (wie Erdöl und Koks), billigen Rohstoffen (wie Erz und Gummi) und Agrarprodukten (wie Kaffee und Bananen) zu Niedrigstpreisen. Auch wenn diese Preise so niedrig sind, daß sie den Menschen in der Dritten Welt oft nicht erlauben, ihre Familien zu ernähren, unterzubringen, zu bilden und medizinisch zu versorgen. Rohstoffabbau und Plantagenwirtschaft für den Export gehen auch oft auf Kosten der Lebensmittelproduktion für eine wachsende Bevölkerung. Für diese Politik setzen sich Luxemburger Vertreter in der Europäischen Gemeinschaft ein, die insbesondere mit den Lomé-Abkommen nach der Ölkrise ab 1975 versuchten, die afrikanischen Rohstofflieferanten einseitig an sich zu binden. Aber auch im Allgemeinen Zoll- und Handelsabkommen (GATT), das die Entwicklungsländer dem einseitigen Freihandel der wirtschaftlich stärkeren Industrieländer ausliefert, in der Weltbank und dem Internationalem Währungsfonds, die die verschuldeten Entwicklungsländer zwingen, immer mehr zu exportieren und so die eigenen Preise kaputt zu machen.

— ungeschützte Absatzmärkte für Produkte und Kapitalexport (Investitionen) aus Luxemburg. Auch wenn die im Laufe eines Jahrhunderts verbesserte Technik und Produktivität in Luxemburg sowie EG-Preissubventionen bei Agrarprodukten dazu führen, daß diese überlegenen Importprodukte einheimishe Produkte von den Märkten der Dritten Welt verdrängen und so eine Industrialisierung unmöglich zu machen und die Lebensmittelproduktion zu ruinieren drohen. Der Wunsch oder das Bedürfnis nach Waren zwingen auch immer mehr Leute dazu, Geld zu verdienen und so ihre bisherige Produktionsweise, etwa die Lebensmittelselbstversorgung, aufzugeben. Die Rückführung von Profiten aus Investitionen in der Dritten Welt verhindert dort die Kapitalakkumulation und damit die wirtschaftliche Entwicklung. Diese Politik vertreten Luxemburger Vertreter insbesondere im GATT, bei der Weltbank und dem Internationalen Währungsfonds.

— geschützte Absatzmärkte gegenüber Konkurrenzprodukten aus der Dritten Welt. Der wichtigste Absatzmarkt für Luxemburger Produkte ist die Europäische Gemeinschaft, und dort setzen Luxemburger Vertreter sich für eine Politik ein, die verhindert, daß südkoreanischer Stahl oder nordafrikanische Erdbeeren Luxemburger Produkten Konkurrenz machen. Auch wenn sie in der Dritten Welt den freien Zugang zu allen Märkten für die eigenen Produkte verlangen, und dieser Protektionismus die wirtschaftliche Entwicklung im Süden sehr erschwert. Insbesondere mit seiner Beteiligung an dem für den 1. Januar 1993 ausgerufenen EG-Binnenmarkt und Europäischen Wirtschaftsraum erhöht Luxemburg seinen Protektionismus gegen die Dritte Welt zusätzlich.

— eine möglichst geringe wirtschaftliche Entwicklung und damit schwache Belastung der Biosphäre im Süden. Nur wenn die vier Fünftel der Menschen im Süden an einer wirtschaftlichen Entwicklung gehindert werden, läßt sich die umweltbelastende Luxemburger Produktions-, Konsumtions- und Transportweise (wie CO2 von ARBED und Autos, FCKW von Du Pont de Nemours) noch möglichst lange aufrecht erhalten. Auch wenn dadurch die elementaren Lebensbedürfnisse von Millionen Menschen nicht befriedigt werden können und die Umwelt weiter verschmutzt wird. Für diese Politik setzten sich, mit Hinweis auf die Haltung der USA

und der EG, Luxemburger Vertreter bei der UNO-Konferenz für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro ein.
— politische, wirtschaftliche und militärische Gewaltverhältnisse, die diese ungerechten Beziehungen aufrechterhalten. Zu diesem Zweck stimmen Luxemburger Vertreter im Internationalen Währungsfonds für eine Politik, die Schuldenboykott, und im GATT für eine Politik, die Rohstoffkartelle und Zollschranken in der Dritten Welt verhinder soll. Mit dem Schengener Abkommen sollen Arme und Asylbedürftige aus der Dritten Welt am Betreten des EG-Binnenmarkts gehindert werden. Mit über einer Milliarde beteiligte sich die Luxemburger Regierung am zweiten Golfkrieg, um die Erdölpreise niedrig zu halten und demonstrativ ein aus der Reihe tanzendes Land der Dritten Welt zu disziplinieren. Auch wenn die Schuldenknechtschaft des Internationalen Währungsfonds oder der Ölkrieg am Golf ungezählte Tote fordern.
Im Laufe der Zeit wechseln die Prioritäten dieser Interessen. In den siebziger Jahren galt die Priorität nach der Gründung der OPEC und dem ersten Ölschock der zuverlässigen und möglichst billigen Versorgung mit Energie und Rohstoffen. In den achtziger Jahren galt sie nach Ausbruch der Schuldenkrise vor allem der Aufrechterhaltung des Zahlungsflusses aus dem Süden, um so einen Zusammenbruch des internationalen Finanzsystems und damit des Bankenplatzes zu verhindern. In den neunziger Jahren haben technologischer Wandel im Norden und Schuldenkrise zu einem Überangebot billiger Rohstoffe und Energie auf dem Weltmarkt geführt; dafür rückt langsam die ökologische Konkurrenz bei der Verschmutzung der Erde in den Vordergrund des Interesses.
Doch die Geschichte lehrt, daß wachsende Unterschiede zwischen Arm und Reich sich nur begrenzt und nur mit wachsender Gewalt aufrecht erhalten lassen. Die langfristigen Interessen Luxemburgs liegen nicht im fadenscheinig mit Entwicklungshilfe dekorierten wirtschaftlichen und ökologischen Konkurrenzkampf gegen die Dritte Welt, sondern im solidarischen Einsatz für eine neue Weltwirtschaftsordnung, zu der demokratische Selbstbestimmung, eine Umverteilung des Reichtums und eine umweltverträgliche Wirtschaftsform in Luxemburg und der Dritten Welt gehören.

## Leben in Luxemburg und in der Dritten Welt

| | **Äthiopien** | **Brasilien** | **Indien** | **Luxemburg** |
|---|---|---|---|---|
| Einwohner | 49,2 Mio. | 150,4 Mio. | 853,1 Mio | 0,4 Mio. |
| Bruttsozialprodukt | 6 Mia $ | 375,1 Mia $ | 287,4 Mia $ | 9 Mia $ |
| BIP/Einwohner | 392 $ | 4951 $ | 910 $ | 16.537 $ |
| Lebenserwartung | 45,5 Jahre | 65,6 Jahre | 59,1 Jahre | 74,9 Jahre |
| Deckung des tägl. Kalorienbedarfs | 67 % | 113 % | 94 % | »100 % |
| Sterblichkeit je 1000 Lebendgeburten | 130 | 60 | 94 | 7,4 |
| Fruchtbarkeit | 6,8 Kinder | 3,3 Kinder | 4,2 Kinder | 1,5 Kinder |
| Müttersterblichkeit je 100.000 Lebendgeburten | 900 | 230 | 550 | 2 |
| Einwohner je Arzt | 60.000 | 1080 | 2520 | 496 |
| Einwohner mit sauberem Trinkwasser | 19 % | 96 % | 75 % | 100 % |
| Alphabetisierte | 66,0 % | 81,1 % | 48,2 % | 99,0 % |
| TV-Besitzer | 2,2 % | 20,4 % | 2,7 % | 36,0 % |
| Energieverbrauch je Einwohner | 20 kg | 897 kg | 226 kg | 8881 kg |
| Erdöläquivalent $CO_2$-Abgase je Einwohner | 0,3 t | 3,0 t | 0,5 t | 5,7 t |

(nach PNUD: *»Rapport sur le développement humain 1992«*, Statec)